

Zeiten sprünge

Interdisziplinäres Bulletin

(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

3/2010



Jahrg. 22, Heft 3, Dezember 2010



ISSN 0947-7233

Titelbild: Reine Gravitationskraft kann die Verteilung der Materie in dieser Sterne erzeugenden Weltraumregion S106 nicht erklären, deshalb muss auch die herrschende Lehre bereits Magnetfelder zur Erklärung hinzuziehen, berücksichtigt aber nicht deren Ursache, nämlich elektrische Ströme. Vgl. S. 520 [<http://www.ast.leeds.ac.uk/research/starplanetform.html>].

Impressum:

Zeitensprünge Interdisziplinäres Bulletin

(vormalig ‚Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart‘)

Mantis Verlag Dr. Heribert Illig
D-82166 Gräfelfing, Lenbachstraße 2a

Tel. 089 / 87 88 06
Fax: / 87 139 139
mantisillig@gmx.de

ISSN 0947-7233

Edition und Redaktion: Dr. phil. Heribert Illig

Contributing Editor: Prof. i. R. Dr. phil. Dr. rer. pol. Gunnar Heinsohn
Raphael-Lemkin-Institut für Xenophobie- und Genozidforschung
Universität Bremen, 28359 Bremen, Sportturm C 6180
Tel. 0421/2183154 Fax: 0421/2182089

gheins@uni-bremen.de

Verlags-Homepage

www.mantis-verlag.de

mit Online-Bestellmöglichkeiten und Stichwort-Verzeichnissen

Phantomzeit:

www.fantomzeit.de

Blog zur Mittelalter-Phantomzeit mit Forum

Dazu

www.chrono-rekonstruktion.de

mit Zugang zu erweiterten Funktionen nach

Anmeldung über

andreas.otte@chrono-rekonstruktion.de

Druckerei: Difo-Druck GmbH, 96052 Bamberg, Laubanger 15

Bezugsbedingungen:

Nach Einzahlung von 40,- € auf das Verlagskonto (außerhalb Deutschlands bitte 45,- € bar senden oder überweisen) werden bei Erscheinen die drei Hefte des Jahresabonnements 2011 verschickt.

Frühere Hefte können einzeln nachgeliefert werden. Preise für Einzelhefte und Bestellmöglichkeit siehe www.mantis-verlag.de

Jahrgänge: 1989-1996 je 20,- ; 1997-2002 je 22,- ; 2003-2006 je 35,- , 2007-2008 je 38,- , 2009-2010 zu 40,- . Inlandspporto im Preis enthalten.

Copyright ©: Mantis Verlag Dr. Heribert Illig

Für unverlangte Manuskripte und Fotos keine Haftung

Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Dr. Heribert Illig

Namentlich gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Konto: 137238-809 Heribert Illig Verlag (zwingende Kontobezeichnung),
Postbank München (BLZ 700 100 80)

EU-Überweisungen: IBAN: DE21700100800137238809 BIC: PBNKDEFF

Zeitensprünge

Interdisziplinäres Bulletin
(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

Jg. 22, Heft 3
Dezember 2010

Editorial

Fallen wir mit der Tür ins Haus, obwohl es viel Interessantes zu berichten gibt. Das **Zeitensprünge-Abonnement für 2011** erneuert sich nicht automatisch. Wer das weitere Werden und Wachsen verfolgen und unterstützen möchte, der überweist als **Inländer 40,- €** auf das nebenstehende Konto (Impressum). **Im Ausland Wohnende** überweisen bitte **45,- €** oder schicken die Summe im Kuvert, was sich gerade für Bewohner der Schweiz rechnet.

Und damit genug des Geldes: alles andere zu diesem Thema bei *Gunnar Heinsohn*, unserem umtriebigen Mitstreiter, der bei Sloterdijk bald einen eigenen Sessel beanspruchen kann.

Jahrestreffen: Unser Kreis hat sich nach zwei Jahren endlich wieder getroffen, diesmal in traumhaftem Ambiente am Chiemsee (s. S. 517). Von den dort gehaltenen Vorträgen stehen drei in diesem Heft (S. 554, 587 und 662). *Andreas Ottes* zweiter Vortrag übers elektrische Universum ist wenigstens auf dem Titelbild präsent.

Angesichts der positiven Resonanz soll es wieder im Jahresrhythmus weitergehen. Der Termin zu Christi Himmelfahrt scheidet aus, weil er zu dicht am Hefterscheinungstermin 30.4. liegt; gleich danach können noch keine neuen Vorträge parat sein. Da im Heft die Aufsätze immer länger werden, steht eine Umorientierung bevor: Für die Tagung kürzere Vorträge von 15 oder 30 Minuten, und auch fürs Heft öfters kürzere Arbeiten: hier ein Schlaglicht auf ein neues Buch, dort ein spezielles Thema.

Todesfälle: Am Tag nach unserer Abfahrt vom Chiemsee ist *Hans-Ulrich Niemitz* gestorben, was schon einige Zeit befürchtet werden musste (s. S. 521). Elf Tage später folgte ihm *Meinhard Hoffmann*, Bruchköbel (22. 10. 1931 – 13. 11. 2010), der Entdecker der Pharaonenmumie bei den Niagarafällen. Er hat bis zuletzt an der zugehörigen Story gearbeitet, aber *Die Märchenerzähler aus dem Tal der Könige* bleiben nun unvollendet.

Apropos pharaonisches **Ägypten**. *Klaus Weissgerber* beschließt in diesem Heft seine *Aegyptiaca*-Reihe (s. S. 528), mit der er als erster eine komplette, chronologiekritisch datierte Pharaonenliste vorgelegt hat. Nach seinen Ver-

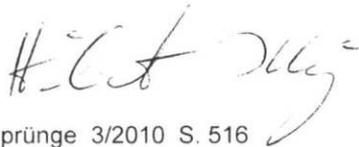
lautbarungen will er nun keine längeren Aufsätze mehr schreiben, nur noch Bücher zu anderen Themen. Aber in seinem Fall würde auch der Jurist in ihm Wortbruch dulden.

Der manchmal zu bewältigende Spagat für Herausgeber und Leser kann beträchtlich sein, beispielsweise beim Umgang mit Jahreszahlen. Vorgestellt wird das Hauptwerk des französischen Enzyklopädisten *Nikolas Boulanger*, gest. 1759 (s. S. 554). Er sieht die Chronologie entscheidend von dem Umstand bedroht, dass immer wieder Versuche unternommen worden sind, die Weltgeschichte in einem sauberen mathematischen Ablauf unterzubringen. Ein Beispiel von ihm ist das frühchristliche Bestreben, das Erdendasein des Menschen entsprechend sechs/sieben Schöpfungstagen in 6 bzw. 7.000 Jahren unterzubringen. *Karl Hofmann* hingegen gewinnt – über Pinder und Spengler hinaus – gerade aus unveränderlich auftretenden Zeitintervallen eine Möglichkeit, Geschichtsentwicklungen zu interpretieren (s. S. 705).

1/2011: Noch nie lagen dem Herausgeber so viele Aufsätze vor, wie für dieses Heft, so dass größere Arbeiten von Marianne Koch, Renate Laszlo, Zainab Müller, Andreas Otte und Reiner Spieker zunächst zurückgestellt werden mussten. Bevor die *Zeitensprünge* noch praller werden, trifft es sich gut, dass die ersten drei Aufsätze zum erfundenen Mittelalter im **Heft 1/1991** zu lesen waren. Da rücken die zurückgestellten Arbeiten an den ihnen zustehenden Platz, da ergeben sich zum **20-jährigen Jubiläum** Rückblicke wie Ausblicke, zumal das Thema wieder virulent geworden ist. Das zeigen nicht nur die Abwehrgefechte der Wikipedianer, die teils mit Arroganz, teils mit Ignoranz, aber immer dezidiert mit Verleumdungsabsichten geführt werden (s. S. 694). Es gibt auch neue Bücher zu diesem Thema, nicht nur Karls 'Krankenakte' von Detlef Suhr (s. S. 644), sondern auch von Ronald Starke (*Niemand hat an der Uhr gedreht*) und von Judith Heuser (*Karl der Große im Kontext der kirchlichen Reformen des 8. und 9. Jahrhunderts*), eine Examensarbeit, die sich – obwohl in einer akademischen Schriftenreihe erschienen – in der Einleitung gegen das erfundene Mittelalter wendet. Sollte mein Name jetzt bei Prüfungsarbeiten Vorteile bringen? Früher wäre seine Nennung das sichere Aus gewesen. Dabei müsste die Mediävistik samt Tochter- und Schwesterdisziplinen mehr als froh sein, endlich den alten, immer gleichen Texten und haarfein differierenden Interpretationen partiell entfliehen und einen viel größeren Horizont gewinnen zu können.

Wer möchte, kann die Verbreitung dieser Zeitschrift mit einem Patentabonnement fördern; mittlerweile sind auch Bibliotheken in Dortmund, Hamburg und Berlin Nutznießer.

Mit besten Grüßen



30.11.

Chiemseefreuden in Aiterbach

Das Jahrestreffen am 30./31. Oktober

Heribert Illig

Wer Ende Oktober an Bayerns größtem See tagt, braucht Zuversicht wegen des Wetters. Fast 50 Zeitenspringer waren zuversichtlich und wurden durch traumhafte Tage belohnt: Sonne, Wärme, direkt vorm Haus der See, dahinter die in allen Herbstfarben leuchtende Alpenkette mit Hochfelln, Hochgern und Kampenwand.

Wären Beamer und Overheadprojektor mobil gewesen, hätte sich fast im Freien tagen lassen, und für die Nachtstunden – zum Sonntag hin sogar mit einem amtlich angeordneten Zeitensprung von einer Stunde – blieb noch genügend Stoff für great wie small talk übrig. Ab dem ersten Abend des Zusammenfindens lief die Tagung 'wie am Schnürchen'. Folgende Vorträge und eine Führung standen auf dem Programm:

Werner Frank: *Ketzerische Bemerkungen zur Himmelscheibe von Nebra*

Dimitri Speck: *Ein Jünger Jesu erfand die Legenden*

Ulrich Voigt: *Prologus Cyrilli und seine Tücken*

Karl-Heinz Lewin: *Die Trierer Lücke. Phantomzeitliches*

Andreas Birken: *Über Karls zahllose Nachkommen*

Heribert Illig: *Päpste als Heiratsverhinderer oder Fälscherökonomie*

Gunnar Heinsohn: *Qatna: -2600, -1600 oder -600?*

Heribert Illig: *Sintflut-Interpret Boulanger und sein Nachfolger*

Video *The Earth Builder* von Milton Zysman, erläutert von G. Heinsohn

Andreas Otte: *Elektrische Impressionen im Weltraum II*

Ausflug nach Frauenchiemsee (Führung HI)

Werner Frank lenkte einmal mehr unser Augenmerk auf die Himmelscheibe von Nebra. Die wohl dargestellten Plejaden waren den Griechen seit Hesiod als Kalenderersatz in der Landwirtschaft bekannt, den Babyloniern als Taktgeber für die Schaltregel. Dieses Wissen wird auf die Nebra-Scheibe übertragen – als wäre ein Wissenstransfer von Babylon nach Sachsen-Anhalt um -1600 ohne Probleme möglich gewesen. Noch bedenklicher: Von den 39 Randlöchern haben 31 einen Winkelabstand von ca. 10° , bei durchgehaltener Teilung hätten sich 36 Randlöcher ergeben. Doch ein Kreis lässt sich nicht mit Lineal und Zirkel in 36 Sektoren à 10° aufteilen. So blieb die abschließende Frage im Raum: Wie und wann kam diese Teilung zustande? Vor oder nach Chr.?

Dimitri Speck nahm sich Evangelien und Apokryphen vor. Für ihn lässt sich mit Hilfe einer allgemeinen Mustererkennung herausfinden, was ursprüngliches Wortgut Jesu (mit spezifischen Stichwörtern) war und wie es zu späterer Legende geworden ist. Demnach hätte der Legendenerfinder – für Speck ist das Petrus – ohne spirituelles Verständnis der Jesus-Sätze jeweils aus einigen Stichworten ein bewegendes Bild erzeugt, das als ergreifendes Wunder später haften blieb. Im Detail ist der erfinderische und schriftstellerische Prozess in seinem Buch *Petrus erfand Jesus. Wie die Wunderlegenden entstanden* ausgeführt.

Ulrich Voigt sprach über den *Prologus Cyrilli Alexandrini Episcopi* und seine Tücken. Demnach habe der 444 gestorbene Patriarch Kyrill von Alexandria einen Osterzyklus seines Amtsvorgängers Theophil († 412) von 418 oder 428 Jahren Dauer auf 95 Jahre verkürzt. Da vor allem 428 computistisch keinen Sinn ergibt, verwarfen einst Bruno Krusch und Eduard Schwartz den Text als Fälschung, ein Verdikt, dem sich seit 1977 andere Forscher entgegenstellten. Voigt schlug vor, von 437 um 95 Jahre bis 532 vorzurücken, der Länge eines Osterzyklus und zugleich Startpunkt der 95-jährigen Ostertafel des Dionysius Exiguus. Er brach eine Lanze dafür, dass beide alexandrinische Patriarchen den Osterzyklus bereits kannten, da Cäsars Schaltregel (4), die Siebentagewoche (7; zusammen Sonnenzyklus von 28 Jahren) und Metons Mondzyklus (19 Sonnenjahre = 235 Mondmonate) vorlagen: $4 \times 7 \times 19 = 532$, also spätestens ab dem -1. Jh. Das bedeutet allerdings – Hinzufügung von HI –, dass der Zeitpunkt für die 95-jährige Ostertafel des Dionys längst vorgegeben war, also auch späterhin dort eingeklinkt werden konnte.

Karl-Heinz Lewin versuchte erneut das, was uns seit Jahren vexiert: Wie fotografiert man etwas, das es nie gab? Dazu untersuchte er zahlreiche Grabungsergebnisse in Trier, am Dom wie auf den verschiedenen Friedhöfen, die zwar schöne Fotos ergeben, aber zwischen später Römerzeit und hohem Mittelalter nichts zeigen, was dem erfundenen Mittelalter zugerechnet werden könnte [zuletzt K. Lewin: „2.000 Jahre Trier - was blieb übrig? Eine Untersuchung der Baudenkmäler (Trier II)“ 2/2006, 483-496]. So bleibt Trier ein bilderloses Zeugnis für die Phantomzeit.

Andreas Birken beschäftigte die Frage, ob es wirklich Millionen von Karls-Abkömmlingen geben könne und begab sich dazu auf die Suche in der eigenen genealogischen Abstammung und den damit verbundenen Schwierigkeiten: Ansippungsprobleme, baltische Ahnen, Ahnenschwund, mangelnde Überlieferung außerhalb des Hochadels, illustriert an den ersten 14 von Erich Brandenburg untersuchten Generationen ab Karl dem Großen. Bedenkenswert erschien ihm die Tradierung bei den Arabern, bei denen sogar edle Pferde ungeheuer lange Stammbäume zugewiesen bekommen.

Anschließend zeigte **Heribert Illig** auf, dass zumindest die Generation der Karlskinder zwar je nach Rechnung bis zu 20 Kinder umfasst, aber nur ein einziges, das den Stamm weiterträgt und der Genealogie weiterhilft. Dies als Beispiel dafür, dass ein Fälscher gut beraten ist, wenn er nicht beliebig viel Personal erfindet und vernetzt (s. S. 662).

Gunnar Heinsohn präsentierte die jüngsten Grabungsergebnisse in Qatna (Syrien), die in hervorragender Weise demonstrieren, wie Funde des -3., -2. und -1. Jtsd. nur deshalb zusammen auftreten können, weil die ägyptische Geschichte die Zeitachse dramatisch korrumpiert (Text s. S. 587; viele zusätzliche Bilder bei Google [→ Qatna]). Danach wurde unter einem auf Säulen ruhenden Gewölbe bis in die Morgenstunden diskutiert.

Am nächsten Morgen präsentierte **Heribert Illig** den wichtigsten Katastrophisten der Aufklärung: Nicolas Boulanger (1722–1759), der wohl seiner Zeit zu weit voraus war. Erst Velikovsky teilte seine Überlegungen zum sintfluttraumatisierten Menschen – und Adam Weishaupt, der für den obersten Mysteriengrad der bayerischen Illuminaten 1783/84 ausgerechnet auf Boulangers Überlegungen zurückgegriffen hat (s. S. 565).

Es schloss sich ein kurzes Video an, das von **Milton Zysman** derzeit zu einem längeren Film erweitert wird: *The Earth Builder*. **Gunnar Heinsohn** erläuterte uns die Grundidee: Weil von Eskern und selbst ganzen Gebirgsstöcken (Appalachen) bekannt ist, dass ihr Gestein keinen Zusammenhang mit dem Untergrund hat, sind auch die großen Gebirgszüge dieser Erde Überreste von kosmischem Fallout. Die lebhafteste Diskussion zeigte, dass der Akzeptanz dieser Idee vieles entgegensteht, insbesondere die vielfältigen Bergschichtungen und ihre späteren Verwerfungen.

Zum Ausklang der Vorträge zeigte uns **Andreas Otte** einmal mehr die Schönheiten des Weltalls und zugleich, dass das Schöne nichts ist als des Schrecklichen Anfang, in diesem Fall für die herrschende physikalische Weltansicht der Gravitation. Da der Vortrag zum Elektrischen Universum von seinen farbigen Bildern lebt, hier aber nur ein einziges auf der Titelseite gezeigt werden kann, darf verwiesen werden auf

<http://www.chrono-rekonstruktion.de/zstreffen2010/chiemsee.pdf>

Nach dem Mittagsbüfett ging es hinaus aufs Bayerische Meer, von Prien vorbei an der Herreninsel mit dem allein sichtbaren Alten Schloss, sprich dem dortigen säkularisierten Kloster. Auf der Fraueninsel warteten die agilolfingisch-karolingisch-romanischen Schätze: das 'prähistorische' Nordportal mit seinem rätselhaften Tympanon, ein bronzener Löwenkopf als ältester Türzieher Deutschlands, das altersgebende Grab der sel. Irmengard, die zeitweise karolingisch eingeschätzten Fresken und die sog. Torhalle Ludwig des Deutschen oder Tassilos III., die leider ihre Preziosen im Obergeschoss nicht

preisgab. So blieb nur der Rückgriff auf *Die Chiemseelöster*, ein Führer, den der Klosterladen nicht verkauft. Bei Gstadt betraten wir wieder das Festland und erreichten per Bus unsere Tagungsstätte. Die Unentwegten blieben bis weit in den Montag hinein.

Aiterbach war früher ein Erholungsheim der Bayerischen Landesbank, steht aber heute allen offen; es stimmt also mitnichten, dass das Institut sämtliche Gelder 'versenkt' hätte. Zwei Meinungen wurden für die Zukunft vertreten: Wir haben unsere eigentliche, definitive Tagungsstätte gefunden, und, meist von den Nordlichtern geäußert: Wir treffen uns in einem Jahr zu einem 'light Event', etwa in Fulda, wo bei straffer Tagungsdauer am Wochenende von Mittag bis Mittag fast alle Teilnehmer mit einer Übernachtung auskommen, sofern sie aufs vorabendliche Kamingsgespräch verzichten wollen.

Die Teilnehmer

Gerhard und Susanne Anwander, Kirchheim im Allgäu ☺ Anga, Carla und Jan Beaufort ☺ Uli Becker, München ☺ Andreas Birken, Hamburg ☺ Marga Bug, Landau ☺ Siegfried Enzi, Wien ☺ Adalbert Feltz, A-Deutschlandsberg ☺ Andreas Ferch, Bruchköbel ☺ Werner Frank, Solnhofen ☺ Reinhard Franz, Waldstetten ☺ Christine Gerstenkorn, Fischach ☺ Karl Günther, Landau ☺ Claudia Hanf-Effenberger, A-Waidhofen/Ybbs ☺ Irmgard und Volker Heinitz, Brahmenau ☺ Gunnar Heinsohn, Bremen · Danzig ☺ Henning und Rita Heinsohn, Bad Schwartau ☺ Ulf Heinsohn, Berlin ☺ Dieter Hoffmann, Brüssel ☺ Josef Hoppe, Fulda ☺ Heribert Illig und Berislava Jan-Illig, Gräfelfing ☺ Siegwart Köhler, Dormagen ☺ Ekkehard Kubasta, Wien ☺ Annie Lalé, Brüssel ☺ Karl-Heinz Lewin, Haar ☺ Franz Löhner, Penzberg ☺ Rüdiger Marx, Petersberg ☺ Peter Mikolasch, Wien ☺ Johannes Mißbeck, Wiesbaden ☺ Zainab-Angelika Müller, Berlin ☺ Johannes Neumann, Radebeul ☺ Ingrid und Manfred Neusel, Langen ☺ Andreas Otte, Oerlinghausen ☺ Hans-Walter Otto, Calw ☺ Falk Paulsen, Rohrdorf ☺ Helmut Paulsen, Rödermark ☺ Roland Rambau, Pfaffing ☺ Hellmut Reinke, Berlin ☺ Karin Scheurer, Eichstätt ☺ Norbert Schieß, Kempten ☺ Dimitri Speck, München ☺ Monika Vandory, A-Bergheim ☺ Ulrich Voigt, Hamburg ☺ Robert Zuberbühler, CH-Winkel (unser Nestor mit gerade 90 Jahren – Gratulation!) ☺

In memoriam
Prof. Dr. Hans-Ulrich Niemitz
22. 11. 1946 – 2. 11. 2010

In Berlin geboren, zum Diplom-Ingenieur im Flugzeugbau ausgebildet, wandte sich der angehende Wissenschaftler der Technikgeschichte zu, in der er 1992 zum Dr. phil. promoviert wurde. Bald darauf erhielt er einen Ruf an die *Hochschule für Technik, Wirtschaft und Kultur* in Leipzig, um dort das *studium generale* zu leiten und ein angeschlossenes Technikmuseum zu neuem Leben zu erwecken. Nach mehreren Herzinfarkten erlag er einem Krebsleiden und hinterließ Frau und Tochter.

In unserem Kreis erlebten wir ihn erstmals 1984/85, als er für das griechische *dark age* und für das Werk von Alfred de Grazia Zusammenfassungen schrieb. Ab da war er 20 Jahre lang ein aufrechter und mutiger Mitstreiter bei der Rekonstruktion der Menschheits- und Naturgeschichte.

In der zweiten Jahreshälfte 1990 stellte er Heribert Illig die Frage zu den „antizipierenden“ Fälschungen im Mittelalter; als Antwort entstand die These vom erfundenen Mittelalter, für das er den Begriff *Phantomzeit* prägte.

Als Leiter des Arbeitskreises Technikgeschichte im Bezirksverein Berlin Brandenburg (VDI) lud er Heribert ein, um im Berliner *Museum für Verkehr und Technik* einen Vortrag über mittelalterliche Technikentwicklung zu halten. Daraus resultierte am 11. 9. 1995 eine Rezension in der *taz*, mit der schlagartig das Medieninteresse an dieser These einsetzte.

Andere Wege ging Hans-Ulrich zusammen mit Christian Blöss, als sie 1994 das *VFG-Colloquium* gründeten, das von 1995 an (dann zeitweilig mit Uwe Topper) bis 2007 als *Berliner Geschichtssalon* Themenabende veranstaltete und Vorträgen ein Podium gab. Ein *Leipziger Geschichtssalon* wurde ebenfalls von Hans-Ulrich gegründet, dem aber keine längere Wirkungsdauer vergönnt war.

Durchweg beschäftigte ihn die mangelnde Genauigkeit bei den naturwissenschaftlichen Datierungsmethoden, deren falsche Datierungen er zusammen mit Christian Blöss als *C14-Crash* anprangerte [1997]. Zu diesem Thema folgten bis 2003 immer wieder Aufsätze in den *Zeitensprüngen*.

Ab etwa 2000 beschäftigte ihn zunehmend die Frage, wie der von Gunnar Heinsohn und Otto Steiger neu durchdachte Eigentumsbegriff mit Ethik und Gesellschaftsvertrag zu vereinen sei. Später widmete er sich alternativen Ansätzen, die außerhalb unseres Themenkreises, also der Chronologiekritik im weitesten Sinne des Wortes, lagen.

Sein unbekümmertes, vorwärtsdrängendes Engagement vermissen wir seit Jahren; jetzt wird es uns für immer fehlen.

„Bedenken zur Vorgeschichtsforschung“

Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des Zweifels

von Jens Kämmerer

Otto Piper, Dr. jur. (22. 12. 1841 – 23. 2. 1921), vielen bekannt als Autor eines Standardwerkes zur deutschen Burgenforschung des 19. Jh., ist auch Verfasser eines weniger bekannten Werkes mit dem Titel *Bedenken zur Vorgeschichtsforschung*. Nicht bei *wikipedia* aufgelistet, verdient es doch eine Erwähnung, um es dem Zeiteinsparer bekannt zu machen.

Das hier vorliegende Exemplar fristet eine Randexistenz in einer Archäologischen Handbibliothek und wurde 2008 'entdeckt'. Es erschien im R. Piper Verlag und Co, München, ohne Jahr (laut *Karlsruher Virtuellem Katalog* 1913). Es hat 146 Seiten, 42 s/w Abbildungen unterschiedlicher Herkunft; auf dem pappartigen Einband findet sich die zeichnerische Wiedergabe einer neolithischen Hockerbestattung. Das vorliegende Exemplar ist sehr zerlesen. Die Ecken z. T. stark bestoßen, das löschblattartige Papier vergilbt, was sicherlich auf einen hohen Säuregehalt zurückzuführen ist. Es hat Anstreichungen und Hervorhebungen eines unbekanntem Vorbesitzers.

Inhalt und Aussage

Pipers „Bedenken“ sind keine explizite Chronologiekritik. Vielmehr äußert der Autodidakt Zweifel an der wissenschaftlichen Methodik seiner Zeit. Er spricht sich gegen das übertriebene Typologisieren (5. Kapitel), insbesondere in der Paläolithik- und Neolithikforschung aus, das seiner Ansicht nach zu einer Überdehnung der Chronologie führt. Piper nennt das „künstliche Systemmacherei“ [P. 36].

Er kritisiert, dass sich jeder Wissenschaftler durch Herausstellen eines neuen Typs von Fundgegenständen bekannt machen will – und dass die vielen Typen dann in einem vermeintlich eigenen Zeitraum untergebracht werden sollen. Piper stellt Beispiele aus seinem eigenen Fachbereich gegenüber, aus denen hervorgeht, dass sehr viele Funde und Befunde zumindest stückweise parallel – also zeitgleich – existiert haben.

Der Autor bezweifelt wohl nicht generell die 1836 von dem Dänen Christian Thomsen aufgestellte Drei-Perioden-Lehre, propagiert aber die teilweise Parallelität von Stein-, Bronze- und Eisennutzung. Ebenfalls wird von ihm moniert (2. Kapitel „Allgemeines“), dass wie selbstverständlich Aussagen gemacht werden, ohne dass bekannt ist, wie viel Prozent des ehemals tatsächlich Vorhandenen überhaupt auf uns gekommen sind. Ebenfalls sei uns ja

nicht bekannt, wie viel noch nicht gefunden, also auch noch nicht ausgewertet sei. Des Weiteren wird beklagt, dass vorsichtig vorgeschlagene Thesen in der Fachliteratur recht bald zu Gewissheiten mutieren – ein Vorgang, der noch heute in der Fachwelt zu beobachten ist.

Ein weiterer, aus heutiger Sicht eher unverständlicher Kritikpunkt ist die Ablehnung der „orientalischen Trugspiegelung“ (8. Kapitel). Piper verwehrt sich gegen die These der Herkunft aller Kulturleistungen aus dem Orient und vertritt die Ansicht einer eigenständigen europäischen Kulturgeschichte ohne nennenswerte fremde Einflüsse. Seine Argumente muten heute etwas nationalistisch an. Piper erweist sich aber auch hier als überaus vielseitig interessierter und beleesener Mann.

Obwohl sein Buch kein Personenregister enthält – es gibt nur ein vierseitiges Sachwortregister –, werden 68 zeitgenössische Forscher zitiert. Namen heute noch bekannter Forscher wie Montelius, Beltz, Kossina, Lindenschmitt oder Dechelette stehen neben solchen, die selbst dem archäologisch Interessierten nicht mehr geläufig sind. Ein Name jedoch taucht überproportional oft auf: Sophus Müller.

In Pipers Buch sollte man vielleicht keinen „showdown“ zwischen einem wissenschaftlichen Laien und einer zeitgenössischen Koryphäe sehen, aber es fällt auf, dass sich die Auseinandersetzungen mit S. Müller auf das letzte, neunte Kapitel („Schlussätze“) konzentrieren. Der dort 19 Mal genannte Müller ist ebenso wie der stark kritisierte Christian Thomson ein Däne. Sollte Pipers Buch deutsch-dänische Affinitäten des 19. Jh. widerspiegeln? Dem Deutsch-Dänischen Krieg von 1864 folgten Streitigkeiten wegen des Besitzes epochaler Funde aus Mooren in umstrittenem Gebiet. Solche Funde besaßen zur Zeit des erstarkenden Nationalismus in Europa identitätsstiftenden Charakter für die sie besitzende Nation. Sollte es sich zumindest teilweise um einen ‘Anti-Müller’ handeln, so waren die Ursachen der Auseinandersetzung mit der Problematik vielleicht persönlicher Natur und sind heute weitestgehend unbekannt. Pipers Intentionen zu seinem Werk treten nirgends klar hervor.

Das behandelte Buch ist keine ‘Literatur’, sondern ein Sach- oder Fachbuch. Piper kannte wohl den Personenkreis, den er ansprechen wollte, genau – das national denkende und fühlende Bildungsbürgertum.

Aber er gibt ihm nicht „das Brot einfacher Sätze“. Obwohl Piper ihm wichtige Passagen gesperrt setzen lässt, bleibt seine Diktion manchmal dunkel; sehr lange Sätze müssen mehrfach gelesen werden, um zweifelsfrei zu wissen, ob der Autor nun „ja“ oder „nein“ meint. Kürzere Sätze, weniger Kommas hätten sowohl das Lesen als das Verstehen sehr vereinfacht. So verwundert es nicht, dass das Werk keine zweite Auflage erfuhr, sondern nur 1914 einen Nachtrag Pipers bekam (er ist dem Rezensenten leider unbe-

kannt). Interessant ist jedenfalls, dass Piper den Terminus „Celte“ für Axt benutzt.

Welche Wirkung mag das Werk auf die Zeitgenossen gehabt haben? Die avisierte Lesergruppe – das Bildungsbürgertum – wird sicherlich gerne den nationalistischen Aspekt im Buch wahrgenommen haben; ob sein Buch als Kritik an den wissenschaftlichen Methoden verstanden wurde, ist allerdings mehr als fraglich, zumal Piper den entscheidenden Schritt vom Zweifel zur richtungsweisenden Kritik nicht tut: Er zeigt weder Alternativen noch Lösungsvorschläge auf. Möglicherweise war so etwas in der stark hierarchischen wilhelminischen Gesellschaft auch gar nicht machbar.

Selbst dem großen Jacob Burckhardt [84] fiel seinerzeit die verblüffende Ähnlichkeit des Sassanidenreiches mit unserem Mittelalter auf, ohne dass er daraus irgendwelche Schlussfolgerungen gezogen hätte.

Fazit

Pipers Buch *Bedenken zur Vorgeschichtsforschung* war seinerzeit sicherlich ein lesenswertes und interessantes Buch. Den Zeitenspringer von heute unterfordert es deutlich; Chronologiekritik tritt doch hinter eher persönlich scheinenden Aspekten zurück. Der gegenwärtige Wert des Buches besteht eher in seiner Existenz: Es ist ein frühes Dokument zur Geschichte des Zweifels an der wissenschaftlichen Orthodoxie. Als solches kann es die Bibliothek des Zeitenspringers schmücken.

Quellen

Burckhardt, Jacob (1935), *Die Zeit Constantins des Großen* (Große Illustrierte Phaidon-Ausgabe), Wien (1853)

Piper, Otto (o.J. = 1913), *Bedenken zur Vorgeschichtsforschung*, München
I-net : google

Jens Kämmerer, 99974 Mühlhausen, Forstbergstrasse 18
01520 6937768 www.jensk757@web.de

Ötzi im Hochgebirge bestattet ?

Römische Wissenschaftler bieten Bozen Paroli

Heribert Illig

Die Ötzi-Forschung kann allmählich historisch bewertet werden. Vorab: Der Mann aus dem Eis ist am 19. 9. 1991 [sic !] am Tisenjoch (früher fälschlich Hauslabjoch) am Ende des Südtiroler Similauntals (früher fälschlich Nordtiroler Ötztal) gefunden worden, zwei Tage, bevor Reinhold Messner auf seiner monatelang geplanten Südtirolumrundung auf die Similaun-Hütte kam.

Phase 1 - Innsbruck: Prof. Konrad *Spindler* dekretiert an der dortigen Universität bald: Gletscherleiche, am Hauslabjoch vom Gletscher überdeckt und 1991 freigegeben; ihr Alter wird mittels C14 zunächst auf -2000, dann auf 3359–3105 justiert und kalibriert; das Beil war zunächst ein Bronzebeil von -1500, dann mit einem Anteil von 99 % reinem Kupfer (aus der Salzburger Gegend) ein echtes Kupferbeil von -2500, schließlich ein solches von -3000, weil es der Remedello-Kultur entstammt, die um des Beiles willen durch C14 von -2500 auf -3000 umdatiert wurde [vgl. Illig 1995, 92]. Der Gletscher hat Ötzis Ausrüstung nicht zerstreut, sondern gehütet, so dass selbst die Rückenkraxe ihre Position dicht über ihm auf einem Felsen bewahrt habe (obwohl Jahrzehnte früher ausgeapert). Für Spindler (1992) war er durch Schockgefrierung mumifiziert und dehydriert, anschließend durch einen Föhnsturm nochmals freigelegt und binnen Stunden gedörst, unmittelbar danach vom Gletscher überdeckt worden – so wurden die fehlenden Verbisspuren plausibel gemacht. 1995 kommt Spindler ohne Zwischenauftauung aus, weil Ötzi im Schnee mumifiziert worden wäre. Ebenfalls 1995 zeigt anderen Forschern sein geschrumpfte Hirn, dass er doch mindestens einen Sommer lang der Sonne ausgesetzt gewesen sein müsse. 1996 stellt eine Forschergruppe fest, der Körper sei mehrere Monate im Wasser gelegen, bevor es zur Austrocknung kam [Illig 1998]. Von der DNA her stammt die Leiche aus der Region, nicht aus Ägypten oder Südamerika.

Phase 2 – Bozen: Am 28. 3. 1998 wird dort das Südtiroler Archäologiemuseum eröffnet; Österreich hat den Ötzi dann am 25. 8. übergeben, weil er letztlich auf italienischem Gebiet gefunden worden ist. Dort arbeitende Forscher, darunter aktuell auch zwei Innsbrucker Wissenschaftler, bestätigen den Typus der Gletscherleiche, finden aber eine Pfeilspitze unterm Schulterblatt, die seinen Tod beschleunigt hat; als eigentliche Todesursache gilt ein Schädeltrauma durch Schlag oder Sturz nach einem Kampf. Aus dem die Götter suchenden Schamanen wurde so ein ermordeter Flüchtender.

Ungenannt blieb bislang die Theorie von Prof. Mark Hempzell (Bristol University, 2008), der von einem Asteroideneinschlag ausgeht, der in einer assyrischen Keilschrift aus dem nördlichen Irak verzeichnet sei. Um die erzürnten Götter zu beschwichtigen, sei Ötzi geopfert worden [mummytombs].

Phase 3 – Rom: Römische Forscher unter Alessandro *Vanzetti* kommen 2010 nach fünfjähriger Forschungsarbeit zu einem ganz anderen Ergebnis.

„Der Eismann wurde auf niedriger Seehöhe in einem Streit getötet, die Leiche wurde eingelagert, sie mumifizierte; Monate später wurde sie auf den Pass gebracht, dort bestattet und mit Grabbeigaben versehen.“ [ähnlich in *Antiquity* 84/2010].

Damit wäre die alberne These von der Gletscherleiche ad acta gelegt; albern deshalb, weil schon der zu früh verstorbene Innsbrucker Mediziner Rainer Henn im Vergleich anhand der anderen Innsbrucker Gletscherleichen zeigte, dass es sich um keine dieser durchwegs viel jüngeren, erhaltenen Gletscherleichen handelt, die vom Eis zerrissen oder partiell zu Gletscherwachs zerquetscht worden sind.

Die halbjährige Lufttrocknung wäre ein Fortschritt, nicht jedoch die anschließende hochalpine Bestattung mit nie geraubten Beigaben. Denn im Alpenraum sind keine vergleichbaren Fälle bekannt, lagen doch die Bestattungsorte damals in Nähe der Siedlungen. Damit konterten die Wissenschaftler des Südtiroler Archäologiemuseums [APA/red]. Außerdem hätte niemand einen Toten in der dem Ötzi eigenen verkrümmt-verqueren Haltung auf die Ewigkeit vorbereitet, während der Gletscher einen Körper nicht derart verformt, sondern zerteilt hätte. Deshalb lassen die Bozener Wissenschaftler um den Mediziner i. R. Eduard Egarter Vigl ihren Ötzi weiterhin im Frühjahr/Frühsummer einsam auf Bergeshöh'n sterben. Sie gehen weiterhin davon aus,

„dass die Leiche zwar viel von seiner [sic] Körperfeuchtigkeit verloren haben muss, aber nach kürzester Zeit eingefroren und von einer Schnee oder Eisdecke geschützt wurde“ [pressemittteilung].

Die Namen der norditalienischen Forschungsgruppe – Angelika Fleckiger, Paul Gostner, Günther Kaufmann, Walter Leitner, Klaus Oeggel und Albert Zink – lassen Unterschiede zu denen der römischen Gruppe – Luca Bondioli, David Frayer, Marina Gallinaro und Massimo Vidale – erkennen.

Die in Innsbruck angestellten Pollenanalysen sind bei Abwehr von Vanzettis Thesen vom Tisch gefegt worden:

„Nur ein Detail: Pollen-Analysen aus aufgetautem Eis können nicht als Beweismittel für eine Herbstbestattung herangezogen werden.

Wenn nämlich die Fundgegend aufgetaut sei, was die Autoren auch annehmen, dann würden die Pollen nicht mehr in der originalen Schichtung vorliegen.“ [pressemittteilung]

Insofern sind die auf unterschiedliche Jahreszeiten hinweisenden Pollen nicht mehr belastbar, wie es neubayerisch heißt. Wenn die Bozener Forscher darauf verweisen, dass bei Lagerung im Tal Insektenbefall nachzuweisen sein müsste, während der plötzliche Tod im Hochgebirge die Leiche auf Unterholz liegend verlangt, um sie vor Tierbissen zu schützen – dann wäre die Interpretation als alte, spätgeborgene Leiche aus einem Salzbergwerk nach wie vor eine gute Alternative.

Ab 1. 3. 2011 bringt das Bozener Museum eine Sonderschau: „Ötzi“²⁰, womit nicht ganz datumsgetreu auf die Auffindung vor 20 Jahren hingewiesen werden soll. Für diese Exposition – „life, science, fiction und reality“ – werden Alfons und Adries Kennies dem Ötzi ein anders rekonstruiertes Gesicht und eine andere Gestalt zukommen lassen – selbstverständlich auf wissenschaftlicher Grundlage [standard].

Literatur

- Heim, Michael / Nosko, Werner (1993): *Die Ötztal-Fälschung. Anatomie einer archäologischen Grotteske*; Reinbek
- Illig, Heribert (1993): Vom Ötzi und anderen Fälschungen. Zwei Buchbesprechungen zur Alt- und Jungsteinzeit; in *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 5 (2) 7-11
- (1995): Der ach so alte, eisige 'Ötzi'; in *Zeitensprünge* 7 (1) 92
- (1998): Ötzi, der Mann im Wasser? Bericht zur Lage an der Eisfront; in *Zeitensprünge* 10 (3) 410-418
- (2001): Ötzi – Satire wider Willen; in *Zeitensprünge* 13 (3) 393-400
- mummytombs = Ötzi: Theories about his death
<http://www.mummytombs.com/otzi/theories.htm>
- pressemittteilung = Pressemitteilung des Südtiroler Archäologiemuseums, Datum: 30.08.2010, Thema: Stellungnahme zu Ötzis Bestattungstheorie von A. Vanzetti in „Antiquity“. Ötzi nicht am Gletscher bestattet;
http://www.iceman.it/de/gegendarstellung_gletscherbestattung
- Spindler, Konrad (2000): *Der Mann im Eis. Neues sensationelle Erkenntnisse über die Mumie aus den Ötztaler Alpen*; München (1993)
- standard = <http://derstandard.at/1288659628427/Phaenomen-Bozen-will-Oetzi-Skur-rilitaeten-praesentieren>

Die frühen Pharaonen V (Aegyptiaca XIX)

Klaus Weissgerber

„Geschichte aber kann verfälscht und Geschichtsschreibung auf vielerlei Art manipuliert werden. Je weiter man in die Vergangenheit zurückgeht, desto schwerer ist neutrale von parteiischer Berichterstattung zu unterscheiden. Eigentlich vermag niemand, objektiv Geschichte [...] zu schreiben; es gibt Nachrichtenmangel, Irrtum, Falschinformation, Versehen, Unwissenheit. Wir müssen mit Ideologie auch dort rechnen, wo sie keine Rolle zu spielen scheint.“ *Gerd Lüdemann* [2009, 183]

Teil 6: Zum frühesten Ägypten

Steinzeitliche Kulturen

Christian Jürgensen Thomsen prägte 1833 den Begriff der „Steinzeit“ zur Kennzeichnung der frühesten Epoche der menschlichen Gesellschaft, da die ältesten Werkzeuge und Waffen zweifellos aus Stein bestanden. Allerdings gab es solche auch aus Holz, Knochen und Geweih, aber auch diese bedurften zunächst der Bearbeitung durch Steinschaber. John Lubbock prägte 1865 den Begriff „Paläolithikum“; seitdem wurde die Steinzeit von europäischen Archäologen in Paläolithikum (Altsteinzeit), Mesolithikum (Mittelsteinzeit) und Neolithikum (Jungsteinzeit) untergliedert. Einziges Kriterium war die Vervollkommnung der Bearbeitungstechnik, die nur auf Funden in Europa beruhte. Später sollte sich erweisen, dass außereuropäische Funde kaum oder gar nicht diesem Schema entsprachen.

Diesem Dilemma bereitete der britische Archäologe Gordon Childe 1936 ein Ende: In Anlehnung an die spätere „industrielle Revolution“ prägte er den Begriff der „neolithischen Revolution“, worunter er den Übergang von der paläolithischen Zeit der Jäger und Sammler zur neolithischen Zeit der Sesshaftigkeit (Ackerbau und Viehzucht) verstand. Damit verlor auch der Begriff des „Mesolithikum“ seinen Sinn; er wurde aus europäischen Gegebenheiten (Eiszeit) konstruiert:

„Als Mesolithikum bezeichnen wir den Zeitraum zwischen dem Ende der letzten Eiszeit und dem Entstehen einer vorwiegend landwirtschaftlich orientierten Wirtschaftsweise“ [Mithen, 93].

Es verwundert deshalb nicht, dass im eigentlichen Ägypten keine Funde dem Mesolithikum zugeordnet werden konnten. Problematisch ist aber schon, wel-

che Funde zum Paläolithikum gehörten. Petrie rechnete hierzu die Fayyum-Funde, die er auf etwa -9000 datierte [vgl. Gardiner, 442]. Neuere Untersuchungen zeigten aber, dass schon in Fayyum A Getreide angebaut und in Silos unter der Erde gelagert wurde. Im Sinn von Childe müssen diese Kulturen somit schon dem Neolithikum zugeordnet werden. Echte paläolithische Kulturen hat anscheinend ab 1970 Frank Wendorf im Wadi Kubbaniya ausgegraben.

Als „neolithisch“ gelten die Kulturen von Merimde, Omari und Badari; Letztere wurde nach dem Dorf Badari südlich von Assiut am Ostufer des Nils benannt. Gefunden wurden kompliziertere Werkzeuge und Waffen aus Stein (bis zu Pfeilspitzen), aber auch schon Gegenstände aus Kupfer.

Als letzte Phase des Neolithikums in Ägypten gilt das Chalkolithikum (Kupfersteinzeit), dessen Überreste zuerst von Petrie ausgegraben und als Naqada-Kultur bezeichnet wurden, nach einem Dorf, das ca. 80 km nördlich von Luxor auf dem Westufer des Nils liegt. Petrie unterschied zwischen den aufeinander folgenden Stufen Naqada I und II; später wurde noch die Existenz einer Stufe Naqada III behauptet. Überreste von N. I wurden nur in El-Amra gemacht, weshalb sie auch als Amra-Kultur (Amratien) bezeichnet wird. Überreste von N. II wurden dagegen nur um in Girza gemacht, weshalb Petrie sie Girza-Kultur (Girzéen) nannte. Entgegen der herrschenden Meinung möchte ich nicht ausschließen, dass beide Kulturen *nebeneinander* bestanden. Es fällt auch auf, dass sich diese weitgehend über das gleiche Gebiet wie die (angeblich frühere) Badari-Kultur erstreckten. Der Gedanke liegt nahe, dass die Badari- und Naqada-Kulturen identisch waren oder sich zumindest chronologisch überschneiden, wie einige Ägyptologen [z. B. Beckerath 1997, 182] schon vorsichtig angedeutet haben.

Im Chalkolithikum wurden zwar erste Gegenstände aus Kupfer hergestellt, trotzdem blieben Werkzeuge und Waffen aus Stein dominierend:

„Die Metallverarbeitung kam nur ergänzend zur landwirtschaftlichen Tätigkeit hinzu. Sie veränderte weder die Sozialstruktur grundlegend, noch prägte sie das Kulturbild entscheidend“ [Strahm, 148].

Petrie versuchte unter Einbeziehung aller für ihn wesentlichen Faktoren, besonders der Keramik, ein Zeitschema der frühen ägyptischen Geschichte zu entwickeln und prägte dafür den Begriff der „Staffeldaten“ (S.D. = Sequence Dates):

„Ausgehend von dem, was er für die einzige denkbare Formgeschichte der Wellenhenkelgefäße hielt [...], teilte er jeder Entwicklungsstufe eine S.D.-Zahl zu, und arbeitete dann in die einzelnen Stufen andere Arten von Gegenständen ein, die man zusammen mit den entsprechenden Töpfen gefunden hatte. Schließlich gelang es ihm, durch Vergleich der S.D.-Positionem sämtlicher Grabbeilagen einer beliebigen Grabgruppe deren rela-

tive zeitliche Stellung als Gesamtheit zu bestimmen. Petrie begann seine S.D.-Zahlen bei 30 und ließ die Zahlen 1-29 für mögliche künftige Entdeckungen, die zeitlich früher einzusetzen wären, frei; die Endzahl S.D. 77 fällt mit dem Beginn der 1. Dynastie zusammen. Die Badari-Funde lassen sich in das System von Petries Staffeldaten nicht einfügen und erhielten deshalb die Zahlen S.D. 21 bis 29, die für eine derartige Fundgruppe freigehalten waren!“ [Gardiner, 432]

Petrie versuchte stets aber auch, ägyptische Funde möglichst früh zu datieren: „Er setzte die Faijum-Funde um 9000 v. Chr., die Badari-Funde um 7471 und Menes auf 4326 an“ [Gardiner, 442]. Laut Illig [H/I, 26] datierte er 1911 den Beginn der 1. Dynastie sogar auf -5546, Nach dem Tod Petries versuchten einige Ägyptologen, seine Zeitangaben zu 'verjüngen', So datierte Beckerath [1997, 183] die Naqada-Zeit auf -4300/4200 bis -3000/2800. Nach seiner Meinung folgte ihr unmittelbar, also spätestens -2800, die 1. Dynastie.

Heinsohn hatte 1988 in seinem 'Sumerer-Buch' [1988, 101 ff. = 2007, 178 ff.] auf Grundlage der stratigraphischen Methode die „ersten Chaldäerdynastien“ in Mesopotamien ab ca. -1050 datiert und auch schon „erste Überlegungen“ zur Chronologie Ägyptens durchgeführt. Im gleichen Jahr erschien Illigs Frühwerk *Die veraltete Vorzeit*, in dem der Autor nachwies, dass die Kulturen Europas und des anschließenden Mittelmeerraumes konventionell viel zu früh datiert werden. Er erwähnte hier auch Petries „sehr hohen Ansatz der 1. Dynastie“:

„Er ist längst um 2.500 Jahre reduziert worden, aber die dadurch aufgerissene Lücke zwischen Magdalénien (-10.000) und Altem Reich (-3.000) ist geblieben! Die 'kurze Chronologie' streicht diese 7.000 Jahre auf Jahrhunderte zusammen und vermutet außerdem, dass die ägyptische Hochkultur nicht wesentlich älter ist als die mesopotamische, die Heinsohn erst nach -1100/h beginnen lässt. Damit rückt tatsächlich das Magdalénien, zu dem mit Altamira und Lascaux die meisten der über 100 ausgemalten Höhlen gehören, ins -2. Jtsd./i“ [Illig 1988, 151, 154 = 2005, 166].

Entsprechend wurde im 'Pharaonen-Buch' betont, dass die Autoren Heinsohn und Illig „den Beginn der Hochkultur *nach* der Kupfersteinzeit im →1. Jtsd. ansetzen“ [H/I, 450].

Ausgrabungen in Hierakonpolis

Das altägyptische Nechet, gelegen am Westufer des Nils, war Hauptstadt des 3. Gaues, des „Festungsgaues“. In griechisch-ptolemäischer Zeit wurde sie Hierakonpolis („Stadt der Falken“) genannt; heute befindet sich hier die Ortschaft Kom el-Ahmar. Die Erforschung der Stätte begann bereits 1798 mit der ägyptischen Expedition Napoléon Bonapartes; danach wurden Überreste

der Badari- und Naqada-Kultur gefunden. Von besonderer Bedeutung waren die archäologischen Ausgrabungen, die hier unter der Leitung von Quibell 1897 bis 1900 durchgeführt wurden. Spätere Ausgrabungen erfolgten 1907/08 (Henri de Morgan), 1934 (Ambrose Lansing), 1958/61 (Werner Kaiser) und ab 2002 (James Mills, Barbara Adams und Renée Friedman).

James Henry *Quibell* (1867–1935) nahm an Petries Ausgrabungen in Koptos und Amarna teil, wurde aber 1893 wegen angeblichen Diebstahls von diesem gekündigt. Seitdem waren beide Intimfeinde; Petrie ging später soweit, dass er Quibells Ausgrabungsmethoden in Hierakonpolis als unwissenschaftlich bezeichnete. Dieser setzte sich aber zur Wehr: Ihm gelang trotz der Verleumdungen Petries eine bemerkenswerte ägyptologische Karriere. Er entdeckte im Tal der Könige das Grab von Juju und Ti, führte Ausgrabungen in Saqqara durch und wurde schließlich 1899 General-Inspekteur der ägyptischen Altertumsbehörde. Seine Pensionierung erfolgte aus Altersgründe 1895; auch danach führte er Untersuchungen an der Djoser-Pyramide durch.

Zentrum von Hierakonpolis war der Tempel, der heute nur noch in Spuren zu erkennen ist. Unterhalb desselben (oder in dessen unmittelbarer Umgebung) entdeckte Quibell eine Schatzkammer, die er „Main Deposit“ nannte. In dieser fanden sich Gegenstände mit den Namen „Skorpion“ und „Narmer“, aber auch die beiden Kupferfiguren von Pepi I. und dessen Sohn Merenre. Petrie widersprach Quibells vernünftiger Auffassung, dass es sich um ein Depot handelt und ordnete alle diese Funde der prädynastischen Zeit zu; diese „Vermutung“ ließ sich aber nicht halten. Illig [52. 54] schrieb:

„Denn allein im Hauptdepot fanden sich: Die Narmerpalette (= 0. oder 1. Dyn.; Abb. 4), die Kupferstatue von Pepi I. (6. Dyn.; Abb. 103), die Sitzstatue von Intef (11. Dyn.), eine Gründungspalette von Tuthmosis III. (18. Dyn.) und eine Vase mit der Kartusche von Necho I. (26. Dyn.)“.

Dies steht natürlich auch in Widerspruch zu der überall nachlesbaren Behauptung, dass Nechet nach der Naqada-Zeit seine Bedeutung verloren hatte. Aus späteren Quellen ergibt sich eindeutig, dass Hierakonpolis auch nach der pharaonischen, ptolemäischen und römischen Zeit noch eine blühende Handelsstadt war.

Matriarchat in Ägypten?

Die Züricher Psychologin und bekennende Feministin Doris *Wolf* schrieb 1994 [74], „daß die Epoche vor der Pharaonen weitestgehend unerforscht ist“, weil die herrschende Lehre sich scheut, sich mit dem Problem des Matriarchats auseinander zu setzen, das nach ihrer Auffassung weltweit dem Patriarchat vorausging. Sie berief sich hierbei auch auf Uwe Wesel [25], dessen Werk über das „Matriarchat“ sie aber völlig missverstand. Während sie in

ihrem Buch eindeutig diesen Begriff mit Frauenherrschaft gleichsetzte, wies Wesel lediglich darauf hin, dass in den frühesten Gesellschaften wegen der Unsicherheit der Vaterschaft die matrilineare Abstammung von besonderer Bedeutung war. (Noch heute ist die mütterliche Abstammung in Israel ausschlaggebend dafür, wer Jude ist, ohne dass eine Frauenherrschaft besteht; K. W.) Wegen der Bedeutung der Frage möchte ich grundsätzlich hierzu Stellung nehmen.

Als Begründer der Theorie vom „Matriarchat“ gilt der Schweizer Fabrikant Johann Jakob **Bachofen** (1815–1887), der als promovierter Jurist in Basel auch einige Jahre Professor für römisches Recht war. Nach einigen Vorarbeiten veröffentlichte er 1861 das Buch *Das Mutterrecht*, in dem er die Ansicht vertrat, dass dem „Patriarchat“, das er nicht genauer definierte, das Zeitalter der „Gynaikokratie“ vorausging. Er berief sich hierbei lediglich auf antike Mythen, die er in seinem Sinn deutete; sein schwer lesbares Riesenswerk blieb in der Öffentlichkeit unbeachtet. Dass es trotzdem nicht vergessen wurde, verdankte er nur Engels, der ihn 1884 in seinem klassischen Werk *Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats* mehrmals relativ positiv erwähnte. Wesel [9-277] hat sehr ausführlich und konkret die Ansichten von Bachofen und Engels analysiert: Engels verstand unter „Mutterrecht“ eindeutig nur die ursprüngliche „Matrilinearität [z.B. MEW 21:59]; seine Beschäftigung mit der Problematik hatte eine Vorgeschichte.

Karl Marx hatte Ende 1877 den amerikanischen Originaltext des Buches *Ancient Society*, das der US-amerikanische Anthropologe und Ethnologe Lewis Henry **Morgan** (1818–1881) einige Monate vorher veröffentlicht hatte, gelesen und konspektiert. Ihn interessierten vor allem die Gentes, die Morgan bei den Irokesen, Azteken, Griechen und Römern analysiert hatte. Sie dienten dem Zweck, Inzuchtpaarungen zu vermeiden; Heiraten innerhalb einer blutsverwandten Gens waren verboten. Die umfangreichen Ausführungen Morgans über Wildheit, Barbarei und Zivilisation sowie über die verschiedenen Formen der Familie wurden von Marx fast wörtlich und ohne jeden Kommentar notiert. Diese Niederschrift diente ihm offenbar als zitierfähige Materialbasis für ein geplantes Buch über die Frühgeschichte. Morgan [1921, 295 f.] war auf Bachofen nur sehr kurz eingegangen. Marx hatte dessen Werk jedoch selbst studiert und äußerte sich in seiner Niederschrift sehr kritisch. Sarkastisch zitierte er einige absurde Behauptungen Bachofens, denen er jeweils in nachfolgenden Klammern ein Ausrufezeichen folgen lässt. Schließlich bezeichnete er [345] Bachofen als „echten deutschen Schulgelehrten“. Das waren die letzten Äußerungen von Marx zu Bachofen. In seinem vollständig erhaltenen Briefwechsel mit Engels erwähnte er Bachofen nicht. Engels erfuhr von dessen Existenz erst durch das Studium des Morgan-Konspektes.

Engels liebte einprägsame Formulierungen: Seine Anfangs- und Schlusssätze trugen z. B. wesentlich zur zündenden Wirkung des *Kommunistischen Manifests* bei. In seiner Grabrede am Sarge von Marx sagte er: „Sein Name wird durch die Jahrhunderte fortleben und mit ihm sein Werk.“ [MEW 19: 339] Als ‘geflügelt’ gelten auch seine Worte über die Entstehung des Patriarchats:

„Der Umsturz des Mutterrechts war die weltgeschichtliche Niederlage des weiblichen Geschlechts. Der Mann ergriff das Steuer auch im Hause, die Frau wurde erniedrigt, geknechtet, Sklavin seiner Lust und bloßes Werkzeug der Kindererzeugung“ [MEW 21: 61].

Ohne dass sie ihn erwähnte, begründete Wolf sehr überzeugend in ihrem Buch anhand sehr vieler zeitgenössischen Darstellungen, die vom „Klassendenken“ [ebd. 89] der nunmehrigen Herrscher bestimmt waren, dass es auch in Ägypten nicht anders war. Nur gelegentlich erwähnte sie, dass auch Männer ausgebeutet und Torturen unterworfen wurden bzw. dem nunmehrigen „Staatsterror“ [ebd. 127] zum Opfer fielen. Allerdings verschleierte sie dies in ihrer feministischen Schreibweise mit Begriffen wie ausgebeutete „ÄgypterInnen“ und hingerichtete „RebellInnen“ [z. B. 91].

In ihrem Buch fand ich keinen einzigen überzeugenden Beweis für ihre Behauptung, dass der pharaonischen Zeit ein Matriarchat im Sinn von Frauentherrschaft vorausging. Eigentlich wies sie nur darauf hin, dass auch im frühen Ägypten die weibliche Erbfolge galt [z. B. 148 f.]. Natürlich bedeutete dies, dass damals Frauen, die sie „Urmütter“ nannte, eine bedeutende Rolle in der Gesellschaft innehatten, obwohl einige der von ihr angeführten Belege leicht zu widerlegen sind. Ich möchte hierauf verzichten, weil sie, nach Kritiken vor allem von Thomas Schneider, in einem späteren, kaum bekannten Internet-Beitrag [1995, 4] ihre bisherige Identifizierung von Matriarchat und Frauentherrschaft aufgab: „Unter Matriarchat verstehe ich eine egalitäre Gesellschaft, in der Frauen und Männer sich – im Gegensatz zum Patriarchat – als gleichwertig respektieren.“ Nicht relativiert hat Wolf jedoch die durchgehend rassistische Tendenz ihres Buches. Als Überschrift eines Kapitels wählte sie z. B. den Ausspruch von Benjamin Disraeli: „Die Rassenfrage ist der Schlüssel zur Weltgeschichte“ [ebd. 84]. Dem entspricht auch ihre These, dass (kulturell primitive) „Arier“ die matriarchalische Kultur zerstört hätten. Es handelt sich hierbei m. E. um eine einfache Negation der hitlerfaschistischen Lehre von der Überlegenheit der arischen Rasse.

Prä- bzw. protodynastische Herrscher („0. Dynastie“)

Konventionelle Ägyptologen gehen davon aus, dass dem angeblichen Reichseiniger Menes eine Zeit vorausging, die zunächst als „prädynastisch“, heute aber nach englisch-amerikanischem Vorbild als „prähistorisch“ bezeichnet

wird. Es handelt sich um die problematischste Periode der frühesten Geschichte Ägyptens.

Bekanntlich fand Quibell im Depot von Hierakonpolis auch Gegenstände, die den Herrschern „Skorpion“ und Narmer zugeschrieben werden. Sie gelten als Herrscher der „0. Dynastie“; Schneider [314, 165, 276] datierte „Skorpion“ auf -3150, Narmer etwas später auf -3000. König „Skorpion“ wird eine Prunkkeule zugeordnet, die oben einen Knauf trägt. Dieser ist rund und ähnelt einem Globus, der mit Zeichensymbolen versehen ist. Eine gute Vorstellung gibt das Foto, das Émery [Tafel 2] veröffentlicht hat; er skizzierte auch vollständig die noch lesbare Bilderschrift [Émery, 38]. Die drei Abschnitte sind vertikal gegliedert. Der Knauf zeigt im mittleren Abschnitt einen Herrscher, der eine weiße Knopfbedeckung trägt, die als „weiße Krone Oberägyptens“ betrachtet wird. Von seinem Gürtel hängt der Schwanz eines Opferstiers. Der Herrscher steht in einer Flusslandschaft und blickt, vom Betrachter aus gesehen, nach rechts. Offenbar vollzieht er eine kultische Handlung; vor ihm kniet ein Schreiber: „Vor dem Gesicht des Königs ist ein Skorpion zu sehen, der vermutlich seinen Namen symbolisiert, darüber eine siebenblättrige Blüte“ [Clayton, 17].

Da dieser Herrscher noch nicht die Hieroglyphenschrift benutzte, muss er in einer recht frühen Zeit gelebt haben. Es ist deshalb auch nicht möglich, seinen Namen mit lateinischen Buchstaben wiederzugeben: „Die Lesung ist unsicher, da es im Ägyptischen verschiedene Worte für dieses gefährliche [...] Tier gibt (seleq, djar u. a.)“ [Beckerath 1997, 182].

Der dritte, unterste Abschnitt der „Skorpion“-Keule bildet Bauern bei der Einbringung der Ernte ab. Der oberste Abschnitt zeigt Kiebitze, die unter aufgerichteten Feldzeichen an den Hälsen aufgehängt worden sind. Wahrscheinlich handelt es sich um besiegte Feinde; Clayton [17] meinte, dass aufrührerisches „gemeines Volk“ so bestraft wurde.

Das Deutsche Archäologische Institut (DAI) führte 1978 bis 1987 unter der Leitung von Günter **Dreyer** Grabungen in und um Abydos durch, wobei sie Hinweise auf Herrscher fanden, die als Namen nur ein Tierzeichen führten: Tier(kopf) – Fingerschnecke – Fisch – Elefant – Stier – Storch – Hund (Canide) – Falke – Löwe – Doppelfalke [vgl. z. B. semataui¹¹: 0. Dynastie]. Ich habe keine Zweifel, dass es sich hier um prädynastische Herrscher handelt. Dreyer betonte stets, dass die Reihenfolge dieser Herrscher nicht feststeht; ob sie auch nebeneinander regiert haben können, wurde von ihm nicht geprüft.

Dreyers Darlegungen zu „Skorpion“ erscheinen mir dagegen recht dubios. Er fand im Grab „U-j“ auf dem Friedhof Umm el-Qaab (Abydos) Hinweise auf einen Herrscher „Skorpion“, die allerdings aus hieroglyphischer Zeit stammen:

„Insbesondere fanden sich über 400 Weinkrüge, die aus Palästina importiert wurden und einen gut etablierten Handel beweisen. Die Herkunft der Lieferungen ist durch Tintenaufschriften wie *Pflanzung des Skorpion* festgehalten; dadurch kann der Grabeigentümer als ein König »Skorpion« (I.) identifiziert werden“ [Schneider, 278].

Dreyer lehnte es jedoch entschieden ab, diesen „Skorpion“ mit dem „Skorpion“ von Hierakonpolis zu identifizieren. Entschieden vertraten er und sein Mitstreiter Werner Kaiser die Auffassung, dass es zwei verschiedene Herrscher dieses Namens gab. Trotz der hieroglyphischen Inschriften bezeichnete er den aus Abydos bekannten Herrscher als „Skorpion I.“, während nach seiner Ansicht der aus Hierakonpolis bekannte Herrscher etwa 150 Jahre später als „Skorpion II.“ dort regiert habe. Letzterer sei Nachfolger des hieroglyphisch belegten „Ka“ und Vorgänger des „Narmer“ gewesen, weshalb er zeitlich der späten prädynastischen Zeit zuzuordnen ist. Natürlich handelt es sich hier nur um eine Vermutung, die ich außerdem logisch nicht nachvollziehen kann. Trotzdem wurde sie von fast allen Ägyptologen übernommen [vgl. z. B. Schneider, 276.].

Es gibt keinen Beweis dafür, dass ein König „Skorpion“ Hierakonpolis regiert hat; es gibt aber verschiedene Möglichkeiten, wie dessen Keule in das dortige Depot gekommen ist. Ich halte es jedoch für möglich, dass Dreyer tatsächlich in Abydos das Grab dieses „Skorpion“ gefunden hat, das auch nach seinem Tod als heilig galt. Die für die diese Zeit einzigartige Grabanlage, deren Umfang mit keinem anderen Grab vor „Hor Aha“ zu vergleichen ist, beweist anschaulich die herausragende Stellung dieses Herrschers. Die hier gefundenen „Grabbeigaben“ können durchaus auch Weihgaben aus späterer Zeit gewesen sein.

Dreyer ordnete der späten prädynastischen Zeit auch Herrscher zu, die durch Gräber in Abydos mit bereits hieroglyphisch geschriebenen Herrschernamen belegt sind: Iri (Grab B1:2), Ka (Grab B7:9) und Narmer (Grab B17:18). Aus Gefäßinschriften schlossen er und Kaiser weiterhin, dass dem Iri noch ein „Hu“ und ein „Ha`thor“ vorausgingen. Allerdings sind die Lesungen unsicher; einige oder alle dieser Herrscher können schon zur 1. Dynastie gehören. (Auf Narmer gehe ich noch konkret ein.)

In der armenischen Version des Eusebios heißt es, dass „Menes“, dem angeblichen Einiger Ägyptens 30 „memphitische“ und 10 „thynitische Herrscher vorausgingen, deren Namen nicht genannt wurden. Ich halte es nicht für ganz zufällig, dass Dreyer in und um Abydos ausgerechnet die Namen von zehn Herrschern, deren Namen mit Tiersymbolen überliefert sind, gefunden hat, möchte hier aber darüber nicht spekulieren. Auf dem *Annalenstein* wurden nur die Namen von unterägyptischen Herrschern angegeben; [...]pu, Seka, Khayu (hayu), Khayu (Chayu), Teyew (Tyw, Tiou), Thesh (Imichet), Neheb

(Niheb), Watheneth (Wenegbu), und Mekh (Mech); dann bricht die lesbare Reihe ab. Diese Reihenfolge ergibt sich aus der Übersetzung von Breasted [Nr. 909]; in Klammern habe ich das „englische „kh“ mit „ch“ wiedergegeben und auch auf andere Lesungen, die ich in der Literatur fand, hingewiesen. Auch hier dürfte eine zwar fragmentarische, aber zuverlässige Information vorliegen.

Zu Narmer

Im Depot von Hierakonpolis wurden eine Keule und eine Palette gefunden; die einem König „Narmer“ zugeordnet werden. Beide tragen den hieroglyphischen Namen des Herrschers: einen (Fisch) Wels („nar“) über einem Meißel („mer“). Schwieriger ist die chronologische Zuordnung: Da in dem Depot Gegenstände bis ins Neue Reich gefunden wurden [vgl. H/I, 52 ff.], können theoretisch diese Kultgegenstände aus jeder vorherigen Epoche, z. B. auch aus der Hyksos-Zeit, stammen. Beide befinden sich im Ägyptischen Museum Kairo.

Der **Keulenknauf** [vollständige Abb.: Émery, 42] zeigt eine Bilderschriftfolge, die der des Knaufes der Keule des „Skorpion“ sehr ähnelt. Sie enthält nur symbolische Zeichnungen, die anscheinend eine Feierlichkeit darstellen. Der König sitzt in einem Pavillon; ihm werden Gefangene und erbeutetes Vieh vorgeführt. Wegen dieser stilistischen Ähnlichkeit wird diese Keule durchweg der prädynastischen Zeit zugeordnet [z. B. Clayton 16], obwohl der Pharaos sich schon der Hieroglyphenschrift bedient und deshalb jünger als „Skorpion“ sein muss. Obwohl viel spekuliert wurde, welche Feierlichkeit dargestellt wurde (Sed-Fest oder Hochzeit?), fand ich in der Literatur nur im Buch des Außen-seiters Émery eine allerdings nur schwarz-weiße Skizze der Bilderschrift. Warum diese ansonsten meist übergangen wird, wurde mir klar, als ich in einem Buch von Toby Wilkinson [1999, 68 f.], eines Spezialisten für die früheste ägyptische Geschichte, Details fand, die mir bis dahin unbekannt waren und die der Autor auch nur recht nebenbei vortrug. Der Herrscher trug danach die rote Krone Unterägyptens; auf dem Keulenkopf ist der Tempel von Buto (Nildelta) zu sehen, „erkennbar an der Abbildung eines Kranichs auf einem Altar, dessen Podest ganz vorne mit einem Steinkrug geschmückt ist“.

Die **Schminkpalette** [Abb.: Clayton, 18; H/I, 53] besteht aus einer auf beiden Seiten beschrifteten dunkelgrünen Schiefertafel (Größe: 63 x 40 cm), die fast unbeschädigt ist. Auf der Vorderseite trägt der Herrscher die rote Krone Unterägyptens, auf der Rückseite die weiße Krone Oberägyptens. Hieraus kann geschlossen werden, dass Narmer zunächst Herrscher von Unterägypten war; die Rückseite zeigt offenbar die Eroberung Oberägyptens:

„Auf der Rückseite der Narmer-Palette schreitet der König hinter einer Prozession von vier Standartenträgern auf zwei Reihen geköpfter Kriegs-

gefangener zu. Je fünf liegen in einer Reihe, über ihnen ist ein stilisiertes Boot zu sehen, an Bord offenbar eine Falkenstandarte als Totem. Das Mittelfeld zeigt, was gewöhnlich als frühes Zeugnis mesopotamischer Kunst in Ägypten interpretiert wird: zwei Leoparden mit verschränkten Schlangenhälsen, die den Schminktopf formen und von Dienern in Zaum gehalten werden. Die unterste Szene stellt den König als wütenden Stier dar [...], der die Mauern einer befestigten Stadt sprengt und unter den Hufen einen der Unterworfenen zerstampft“ [Clayton. 18].

Die Vorderseite zeigt die (m. E. vorherige) Eroberung Unterägyptens durch Narmer. Dieser erschlägt mit einer Keule einen knieenden Mann, dessen Name (in Hieroglyphenschrift) genannt wird: Wa'esch. Dieser Name bedeutet „Der Einzige des Seelandes“. Über diesem steht geschrieben: „Horus bringt das gefangene Unterägypten“ [vgl. z. B. Schneider. 166, 310].

Petrie [1901: Tafel II:4-5, Tafel XIII: 91-93] fand in Umm el-Qaab bei Abydos ein **Grab** (B 17:18) mit Siegelabrollungen des Narmer und Elfenbeinobjekte mit seinem Namen. Da sowohl in diesem Grab wie auch auf der Palette schon die Hieroglyphenschrift benutzt wurde, wird Narmer von konventionellen Ägyptologen durchweg an das Ende der prädynastischen Zeit gesetzt; mitunter wird er mit dem mythischen Menes identifiziert.

Petrie war [laut Wolf, 80] der Ansicht, dass die ägyptische Kultur nicht autochthon im Land entstanden ist, sondern durch Eindringlinge aus Elam dorthin gebracht wurde. Noch 2003 versuchte Wilkinson, diese Herkunft der oberägyptischen Kultur aus Mesopotamien zu begründen, kam aber über Vermutungen nicht hinaus. Dies gilt auch für das schon erwähnte Buch von Wolf [2003, z.B. 101], nach deren Meinung „Arier“ vom Roten Meer aus über den damals noch schiffbaren Wadi Hammamat bis Koptos und Hierakonpolis vorgedrungen seien. Sie berief sich auf ein 1930 veröffentlichtes Buch von L.A. Waddell und vermutete wie dieser, dass dies Sumerer waren, die eine indogermanische Sprache gesprochen hätten [ebd. 94 ff.]. Sie bezog sich auch auf die Narmer-Palette, wobei sie entdeckte, dass ein auf dieser abgebildete Schreiber weiblichen Geschlechts war [ebd. 161]. Trotz dieser Aufmerksamkeit entging ihr, dass Narmer, wie dargelegt, offensichtlich vom Norden aus Oberägypten erobert hatte.

Unter Bezugnahme auf Clayton und Kurt Lange ist Illig im 'Pharaonen-Buch' [H/V, 230 ff.] näher auf den Tierschwanz eingegangen, den Narmer auf der Vorderseite seiner Palette trug:

„Der vom Pharao getragene Tierschwanz scheint, wie ebenfalls schon Dayton bemerkte, aus Pferdehaar zu bestehen. [...]

Tatsächlich hat der Künstler hier nicht den obligaten Stierschwanz dargestellt, den der Pharao sonst zum Lendenschurz trägt, sondern einen buschigen, meterlangen Pferdeschwanz – doch das Pferd soll erst mit den

Hyksos nach Ägypten gekommen und erstmals unter Tuthmosis I. abgebildet worden sein!“ [H/I, 230/232].

Heinsohn hat in diesem Buch auch sehr ausführlich die Überlieferungen zur Geschichte der Glasherstellung in Ägypten analysiert:

„Die ägyptischen Prädynastiker waren schon wegen der Ähnlichkeit ihrer noch einfachen Glasperlen mit Gegenständen der Hyksos aufgefallen, vor deren Erscheinen in Ägypten und Levante Glas *stratigraphisch* ja nicht nachweisbar ist. Schon von daher spricht vieles dafür, daß die konventionell jetzt noch vor die Hyksos gelegten Dynastien mit Glasfunden in und nach die Hyksoszeit gehören“ [H/I, 372].

Schließlich ging er auf weitere Details der Narmer-Palette ein:

„Viel störender jedoch wirken die stilisierten Festungen auf seiner Palette. Solche Bauwerke gab es in der Steinzeit und auch erhebliche Zeit danach nun gar nicht. Sie passen hingegen sehr gut zu den typischen Glacis-Mauern der Hyksoszeit (ab -1650) mit ihren Vierkammertoren“ [H/I, 374].

Diese, m. E. bahnbrechenden Erkenntnisse ermöglichen es, die Ungereimheiten, die sich aus der konventionellen Deutung der Narmer-Palette ergeben, überzeugend zu lösen: **Narmer war ein Hyksos-Herrscher**, der zuerst Unterägypten (Vorderseite), dann auch Oberägypten (Rückseite) unterwarf. Es gibt Berichte (z. B. von Flavius Josephus) über die Grausamkeiten der Hyksos bei der Eroberung Ägyptens; ihnen entsprechen die brutalen Darstellungen auf Keule und Palette. Clayton [19] wies auf die zwei Leoparden mit verschränkten Schlangenhälsen auf der Rückseite der Palette hin, die als frühes Zeugnis mesopotamischer Kunst in Ägypten gelten. Sie belegen deutlich die vorderasiatische Herkunft Narmers. Natürlich unterwarf dieser Herrscher auch Abydos, so dass es nicht verwundert, dass dort sein Grab gefunden wurde. (Offen möchte ich hier lassen, ob es sich um sein echtes oder um ein Scheingrab handelt.)

Geht man davon aus, dass Narmer ein Großhyksos war, steht natürlich die Frage, wer sein Alter Ego war. Unbestreitbar ist, dass die Hyksos aus Vorderasien kamen. Heinsohn [H/I 320] vertritt bekanntlich die Ansicht, dass Altakkader, Altassyrier und Hyksos der gleichen stratigraphischen Schicht angehörten und verwies auch darauf, dass der altakkadisch/altassyrische Herrscher Naram-Sin sich in einer Inschrift rühmte, Magan erobert zu haben, das er und Ägypten gleichsetzte [ebd. 374]. In seinem ‘Sumererbuch’ [32 f., 58] deutete er die Möglichkeit an, dass Naram-Sin mit Narmer identisch waren, vermied aber im ‘Pharaonen-Buch’ diese Gleichsetzung. Ich neige der Ansicht zu, dass Narmer zwar den Namen Naram-Sin, der in Vorderasien als Idol galt, angenommen hatte, persönlich aber nicht mit ihm identisch war.

Ich habe den ersten Großhyksos Salitis nicht nur mit Nebka, sondern auch mit Chaseschemui, dem angeblich letzten Herrscher der 2. Dynastie, identifi-

ziert, dessen Name übrigens in keiner Königsliste des Neuen Reiches und auch nicht von Manetho erwähnt wurde und nur durch Sitzstatuen in Hierakonpolis belegt ist. Dessen Nachfolger Bnon habe ich mit Djoser gleichgesetzt; alles spricht dafür, dass er auch mit Narmer identisch war. Als Bruder des Salitis war er an der Eroberung Unter- und dann Oberägyptens beteiligt. Anscheinend wurde er nicht in Vorderasien, sondern entweder in der Djoser-Pyramide oder in Abydos bestattet. Weitere Studien zum Verhältnis zwischen Naram-Sin und Narmer halte ich für unverzichtbar; ich beabsichtige, diese noch vorzunehmen.

Ausgrabungen in Buto

Ich sehe keinen vernünftigen Grund, die Existenz dieser Stadt anzuzweifeln, die im nordwestlichen Nildelta lag; ihre Überreste wurden unter dem Tell el-Fara in gefunden. Während des Neuen Reiches war Buto Hauptstadt des 27. Gaus, der als „Bergstiergau“ (Chasu) bezeichnet wurde; die Stadt selbst hieß Per-Wadjet. In der Vor-Hyksos-Zeit soll sie mit den Hieroglyphen „Reiher auf Gebäude“, gelesen als „Djebau“, bezeichnet worden sein. Die griechische Bezeichnung „Buto“ setzte sich dann in der Ptolemäerzeit durch. Unter diesem Namen wurde sie auch von Strabo [XVII 1: 18] erwähnt.

Schon Petrie vermutete, dass Tell el Fara in mit Buto identisch war. Erste Bohrungen erfolgten 1964 bis 1968 durch britische Archäologen unter der Leitung von M. Veronica Seton-Williams. Weitaus komplexer waren die Ausgrabungen, die 1983 vom Deutschen Archäologischen Institut, Abteilung Kairo, begonnen wurden, deren Leiter bis 1992 Thomas von der Way war. Mit dessen ersten Berichten hat sich Heinsohn 1991 in dieser Zeitschrift (damals noch VFG) auseinandergesetzt; diese Erkenntnisse wurden überarbeitet in die zweite Auflage des „Pharaonen-Buchs“ [H/I 1997, 439-448] übernommen. Seine Kritik richtete sich gegen den chronologischen Ansatz der Ausgräber:

„Wiederum ging es den Archäologen um den Nachweis des hohen Alters Ägyptens und wiederum folgten sie dem wissenschaftsfremden - aber in der Archäologie vom Indus bis zum Nil ganz selbstverständlichen - Prinzip der Daba-Ausgräber, mit ihrem archäologischen Sachverstand die herrschende Chronologie nicht etwa zu prüfen, sondern unter allen Umständen zu bestätigen“ [H/I, 439 f.].

Er begründete diese vernichtende Kritik mit mehreren Beispielen, auf die ich hier nur verweisen kann. Wichtig erscheint mir auch Heinsohns Feststellung, dass im Ausgrabungsgebiet die Ramessidenzeit ohne Hiatus unmittelbar dem Hellenismus, also der Ptolemäerzeit, vorausging. Es hat somit dort keine „Dritte Zwischenzeit“ [H/I, 441] gegeben. Dies entspricht meiner Konzeption, die von der Identität der 19. (und frühen 20.) mit der 26. Dynastie ausgeht.

Zur Rekonstruktion der wirklichen Geschichte des frühesten Ägypten sind die stratigraphischen Erkenntnisse der Ausgräber, unabhängig von ihren subjektiven Datierungen, natürlich von besonderer Bedeutung. **Way** [1989, 271; nach H/I, 446] vertrat folgende Schichtenfolge:

- 3900 Schicht I Naqada I
- 3600 Schicht II Naqada II
- ///// Lehmige Alluvialschicht ///// (Existenz fraglich [vgl. Otte, 540])
- 3200 Schicht III Naqada II/III und 0. Dynastie
- 2950 Schicht IV 1./2. Dynastie
- 2600 Schicht V 3. Dynastie.

Heinsohn [446 ff.] vertrat in seiner Kritik überzeugend die Ansicht, dass schon die Schichten IV und V ins -1. Jtsd. zu datieren sind. Mich interessiert hier vor allem die Schicht V, die der 3. Dynastie zugeordnet wurde. Als Herrscher dieser Dynastie gelten Nebka, Djoser und Sechemchet; in meinen Beiträgen habe ich zu beweisen versucht, dass diese in Wirklichkeit mit den Großhyksos Salitis, Bnon und Apophis identisch waren. Die Schicht V war somit m. E. mit der Hyksoszeit identisch. Wie dargelegt, fand Wilkinson [1999, 68 f.] auf dem Knauf der Narmer-Keule Hinweise auf die Stadt Buto. Diese Deutung steht in Einklang mit dieser Interpretation; Buto bestand als Siedlung der Schicht V auch in Narmers Zeit.

Otte [541] verwies darauf, dass bei späteren Ausgrabungen (unweit des Dorfes Sechmawy) Mauerreste und Keramik gefunden wurden, die der 4. Dynastie angehören sollen. Leider gab er nicht an, wie diese Zuordnung konkret begründet wurde. Sie würde jedenfalls meiner Rekonstruktion nicht widersprechen. Ich hatte schon dargelegt, dass die meisten Herrscher der angeblichen 4. Dynastie (Mykerinos, Chephren und Cheops) tatsächlich in der Amarna-Zeit wirkten, in der Buto schon ein Gau des zentralisierten Ägypten war.

Lebte Min (Meni, Menes)?

Als Herodot [II:99 ff.; vgl. II:4] während der Zeit der persischen Herrschaft Ägypten bereiste, „erzählten“ (so wörtlich) ihm die einheimischen Priester, dass „Min“ der erste König von Ägypten gewesen sei, dem 330 Könige folgten, „deren Namen mir die Priester aus einem Buch vorlasen“. Herodot hielt nicht viel von dieser Erzählung, da mit Ausnahme der Königin „Nitokris“ und eines „Moiris“ (dessen Identität umstritten ist), die Priester, wohl auf seine entsprechende Fragen, über die anderen Herrscher nichts berichten konnten: „Von den übrigen Königen wußten sie keine Taten, nichts Verdienstliches zu erzählen“ [II:101]. Hierauf ging er auf „Moiris“ ein und bemerkte:

„Das sind dieses Königs Taten; die anderen haben keine aufzuweisen. Deshalb übergehe ich sie und will von ihrem Nachfolger sprechen, von dem König Sesostris“ [I:101 f.].

Wie ich schon dargelegt habe, war dieser „Sesostris“ offenbar mit Thutmosis III. identisch.

Konventionelle Ägyptologen haben keine Zweifel, dass „Min“ der erste König des vereinigten Ägypten gewesen ist; er gilt sogar als der erste namentlich bekannte König der Menschheitsgeschichte [vgl. hierzu z. B. Birken 2001]. In der konventionellen Literatur ist eigentlich nur umstritten, ob er mit Narmer oder mit „Hor Aha“ identisch war. Es stört hierbei niemanden, dass es keine zuverlässigen inschriftlichen Belege für die Existenz des „Min“ vor dem Neuen Reich gibt, ganz abgesehen davon, dass auch das Jahr seines Regierungsantrittes sehr umstritten ist [vgl. H/I, 26].

Jacques des Morgan entdeckte 1896 in Naqada, unweit von Abydos, eine große Mastaba (53 x 26 m), die nach späteren Funden einer Königin Nithotep zugeordnet wurde. In dieser fand John Garstang als Mitarbeiter Petries 1900 ein interessantes Elfenbein-Täfelchen [Abb: Émery, 45; Clayton, 20]. Émery [21 f.; 39-48] behauptete, dass auf diesem Täfelchen links neben dem in einem „Serech“-Feld geschriebenen Namen des „Hor-Aha“ der Name eines „Men“ (Mn) steht, den er als Nebti-Namen des Aha ansah. Er behauptete damit nicht nur die Identität von Aha und Menes, sondern auch die Existenz des Menes, die durch eine zeitgenössische Inschrift bewiesen sei. Er fand keinen Anklang, weil bald eindeutig geklärt werden konnte, dass auf dem Täfelchen im „Serech“ nicht der Name des Aha, sondern eindeutig der Name des Narmer steht! Selbst Beckerath [1997, 165 f.], der für die Identität von Menes und Aha eintritt, distanzierte sich deutlich von Émerys Deutung. Er verwies [ebd.] darauf, dass Nebti-Namen erst seit König Dewen in Gebrauch sind und dass in frühen Inschriften vor dem Königsnamen der des Beamten stand, der den Text ausfertigte:

„Siegel aus der Zeit Hor Nar-mers zeigen neben seinem Horusnamen das Schriftzeichen *men*. Ein Vergleich mit anderen Siegeln der Frühzeit erweist, daß dort neben dem Namen des Herrschers stets der des verantwortlichen Beamten oder später auch der zuständigen Verwaltungsinstitution genannt wird. Der Bewahrer des königlichen Siegels war also unter Nar-mer ein gewisser Men(i)“ [Beckerath, 168].

Da Narmer nach den überzeugenden Analysen Heinsohns ein Hyksos-Herrscher war, muss das genannte Täfelchen ebenfalls aus der Hyksos-Zeit stammen. Deshalb ordne ich Nithotep, die auch heute noch, übrigens ohne jeden Beleg, als Ehefrau des Aha und Stiefmutter des Djer gilt, ebenfalls dieser Zeit zu. Das erklärt auch die für die reale ägyptische Frühzeit ungewöhnliche Größe ihrer Mastaba.

Helck verwies 1953 auf einen Skarabäenring, der auf seiner geprägten Unterseite den Namen „Mnj“, darunter die Namen von Hatschepsut und Thutmosis III. (18. Dynastie) zeigt. Schon die Überschrift seines Beitrages („Gab es einen König Menes?“) zeigt, dass er damals keineswegs die Identität dieses „Mnj“ mit Min/Menes für erwiesen hielt. Deutlicher ist die während der 19. Dynastie entstandene *Königsliste von Abydos*, die als ersten ägyptischen Herrscher „Mnj“ (Meni) nennt. Entsprechend bezeichnete der *Turiner Papyrus* (ebenfalls 19. Dyn.) in Kolumne II, nach der Aufzählung von „Geistern“, an 10. Stelle einen König Meni, dem weitere Herrscher aus seinem Haus folgten. Anscheinend wurde im Neuen Reich der eigentliche Meni-Kult geschaffen. Dieser wurde von Manetho übernommen: Africanus und Eusebios bezeichneten übereinstimmend einen „Menes von Thinis“ als ersten König der 1. Dynastie. Sie berichteten übereinstimmend, dass er von einem Nilpferd getötet worden sei.

Ich lehne den üblichen ‘Menes-Mythos’ schon deshalb ab, weil nach meinen Studien ein vereinigtes Ägypten erst mit den Hyksos und der 18. Dynastie entstanden ist, so dass ich es für ausgeschlossen halte, dass schon dieser Herrscher Ägypten vereinigt hat, wofür es, wie schon dargelegt, keinen einzigen zeitgenössischen Beleg gibt. Trotzdem möchte ich nicht ausschließen, dass es im Memphis-Gebiet einen örtlichen Herrscher namens „Min“ gegeben hat. Darauf deutete vor allem ein Vermerk auf dem Palermo-Stein hin: Zum 7. Regierungsjahr des m. E. memphitischen Herrschers „U“ (sein wirklicher Name ist nicht lesbar) heißt es schlicht: „Geburt des Min“ [Breasted, 1.99]. (Natürlich kann auch eine spätere Interpolation nicht ausgeschlossen werden; den m. E. „memphitischen“ Ursprung der *Annalentafel* werde ich noch begründen.) Da in der *Saqqara-Liste* die Namen der ersten Könige fehlen, wurde in dieser Min nicht erwähnt. Dieser Name fehlt auch in der zuverlässigen *Königstafel von Karnak*; aber auf dieser sind einige Königsnamen zerstört, so der des ersten Herrschers, der im „memphitischen“ Halbfeld I A vor Snofru sitzt. Ich möchte auch daran erinnern, dass die Informanten Herodots „Min“ als Begründer von Memphis bezeichneten, was allerdings, wie dargelegt, recht zweifelhaft ist; dafür spricht immerhin, dass er in der Tradition als früher Herrscher des Memphis-Gebietes galt. Weitere Erörterungen dieser Problematik verbieten sich bei der derzeitigen Quellenlage.

Grundsätzliches zu den „thinitischen“ Dynastien

Dieser Begriff findet sich nur bei Manetho; bis heute ist es nicht gelungen, Überreste einer Stadt „Thinis“ (hypothetisch: Tjeny) zu finden. Da die Stadt Girga in koptischer Sprache „Tin“ heißt, wird vermutet, dass ihre Nekropole sich hier, u. U. auf dem anderen Nilufer (bei Lepidotonpolis) befindet. Die

Stadt liegt etwa 20 km von Abydos entfernt und lag im 7. Gau, der wohl nicht ohne Grund „ältester Gau“ (ta-wr) hieß, Nach dem armenischen Eusebios-Text sollen hier, wie dargelegt, schon „thinitische“ Fürsten geherrscht haben. Es ist somit nicht auszuschließen, dass die Herrscher der 1. und 2. Dynastie sich auf ihre Herkunft aus diesem Gau beriefen.

Petrie hatte die 1. Dynastie, deren Herrscher inschriftlich belegt sind, nicht erfunden, aber willkürlich ihr Fundgegenstände zugeordnet, die tatsächlich aus späteren Zeiten stammen, so dass viele Missverständnisse entstanden sind. Alle konventionellen Ägyptologen vertreten die Ansicht, dass die Herrscher der beider Dynastien *nacheinander* regierten, obwohl einige, wie Vercoutter [240 ff.], sich nicht scheuten, die sich hieraus ergebenden Unsicherheiten wenigstens anzudeuten. Dieses „Nacheinander“ ermöglichte es immerhin, die des frühen Ägypten um etwa 150 Jahre zu verlängern! Heinsohn und Illig [H/I, 451] schrieben: „Die ersten beiden Dynastien, von denen die 2. wiederum wie eine verdoppelte wirkt, rücken ins →7. Jh.“

Auch ich gehe davon aus, dass beide Dynastien verdoppelt wurden, aber in einem anderen Sinn, als dies die Autoren des „Pharaonen-Buches“ wohl meinten. Schon bei meinen ersten einschlägigen Studien fiel mir auf, dass alle Herrscher der 1. Dynastie in Abydos bestattet wurden, Inschriften der 2. Dynastie dagegen nur im Memphis-Gebiet gefunden wurden. Da ich konsequent davon ausgehe, dass es vor den Hyksos und der 18. Dynastie kein einziges Ägypten gab, kann dies nur bedeuten, dass die Herrscher der beiden Dynastien *nebeneinander* regierten: Die „Pharaonen“ der 1. Dynastie waren Kleinfürsten im Abydos-Gebiet, die „Pharaonen“ der 2. Dynastie dagegen Kleinfürsten im Memphis-Gebiet! In Internet-Beiträgen ist zwar immer wieder zu lesen, dass die Herrscher der 1. Dynastie auch Grabstätten in Saqqara hinterlassen hätten. Diese von Émery stammende Behauptung konnte jedoch in keinem einzigen Fall bewiesen oder wenigstens glaubhaft gemacht werden. Ich vermute, dass in diesen durchweg sehr einfachen frühen Gräbern Herrscher der prädynastischen Zeit bestattet wurden, deren Namen, wie angeführt, im *Palermo-Stein* genannt wurden.

Heinsohn und Illig haben überzeugend dargestellt, dass die Herrscher der 1. und 2. Dynastie im -1. Jtsd. wirkten. Deshalb möchte ich ihren Beginn auf etwa -1000 datieren. Genauer ist das derzeit nicht möglich, weil die realen Regierungszeiten der Herrscher nicht feststehen. Wie ich noch darlegen werde, sind die Angaben Manethos, auf die sich die meisten Ägyptologen berufen, so widersprüchlich, dass ihre Zuverlässigkeit grundsätzlich bezweifelt werden muss. Es hat sogar den Anschein, dass der Beginn der 2. eher als der Beginn der 1. anzusetzen ist, weil der Übergang von der prädynastischen Zeit in Abydos zeitlich sehr unklar ist und ich den Regierungsbeginn Snofrus auf Grund meiner Studien auf das Jahr -970 datiert habe.

Zur 1. Dynastie

Auch hier möchte ich mit den Angaben der Herrscherlisten beginnen:

Abydos	Turin	Africanus (Jahre)	Eusebios (Jahre)
1. Meni (mnj)	II:10: mnj	1. Menes (62)	1. Menes (40)
2. Teti (ttj)	II:11: jt[...]	2. Athotis (57)	2. Athotis (27)
3. Iteti (jttj)	II:12: [...]	3. Kenkenes (31)	3. Kenkenes (39)
4. Ita (jta)	II:13: [...]tjw	4. Uënephes (23)	4. Uënephes (12)
5. Sepati (spatj)	II:14: qntj	5. Usaphaidos (20)	5. Usaphais (20)
6. Merbiape	II:15: mrj-grg-pn	6. Miëbides (26)	6. Niëbais (26)
7. Semesu (smsw)	II:16: smsw	7. Semempses (18)	7. Semempses 18
8. Qebeh (qbh)	II:17: [...]beh	8. Biëneches (26)	8. Ubiëthes (26)
Summe:		253 J. (addiert 263)	262 J. (add. 258)

Die meisten der von Manetho genannten Herrschernamen der 1. Dynastie lassen sich unschwer von den in der Abydos-Liste genannten Namen ableiten. (Die Schreibung „Niebais“ bei Eusebios ist ein offensichtlicher Abschreibfehler; in der armenischen Fassung steht richtig „Miëbais“). Dies gilt allerdings nicht für Namen wie Kenkenes, Uënephes, Usaphaidos und Biëneches/Ubiëthes.

Helck [1956. 100 f.] führte diese Namensunterschiede mit Missverständnissen in der Überlieferung zurück. So sei das Grab des Athotis („Teti“) als Grab des Gottes Osiris (ägypt. Wennofer) betrachtet worden, woraus der Name Uenephes bei Manetho entstanden sein soll. Soweit es um die *Regierungszeiten* der Herrscher der 1. Dynastie geht, sind wir wegen der Lücken im *Turiner Papyrus* ausschließlich auf die Angaben der beiden Manetho-Exzerptoren angewiesen. Deren Angaben unterscheiden sich jedoch so krass, dass ich annehme, dass sie schlicht erfunden worden sind.

Von Petrie bis in die Gegenwart (Dreyer und Kaiser) wurden viele Königsgräber in Umm el-Qa‘ab, der Nekropole von Abydos, ausgegraben. Es handelt sich durchweg um einfache Gruben mit Granitböden und Lehmziegel-Umkleidung, abgedeckt durch Holz sowie Grasmatten, Sand und Steinen. Schon diese einfache Bauweise zeigt, dass es sich um sehr frühe Gräber handeln muss, die keiner späteren Zeitperiode zugeordnet werden können. Erst in der Spätphase der 1. Dynastie (Grab T) wurde eine von außen herunter führende Treppe eingebaut. Alle Gräber wurden von schlichten Einzelgräbern umrahmt, in denen Gemahlinnen und Bedienstete bestattet wurden. (Für die Behauptung, dass diese unmittelbar nach dem Tod des Herrschers „geopfert“ wurden, gibt es keinerlei Beweis.) Erst durch Inschriften in den Gräbern, zumeist auf Stelen, konnten einige bestattete Könige identifiziert werden; es waren durchweg Horus-Namen, die in einem „Serech“ geschrieben wurden, auf dem ein nach links blickender Falke stand. In der Literatur werden die

Herrscher deshalb oft als „Hor-Aha“ usw. bezeichnet. Ihre Zuordnung zu Pharaonen der späteren Listen ist sehr umstritten; für behauptete verwandtschaftliche Beziehungen untereinander gibt es keine Belege. Auf diese Spekulationen werde ich nicht näher eingehen.

Obwohl dies sonst nicht üblich ist, möchte ich zur Verdeutlichung meines chronologischen Neuansatzes zwischen frühen und späten Herrschern der ersten Dynastie unterscheiden, ohne dass ich von der üblichen Reihenfolge abweiche. Schon einfache Studien zeigen, dass zwischen den Königen „Schlange“ und Dewen ein Übergang erfolgt sein muss. Es war die Zeit der umstrittenen Königin „Merjet-nit“ (auch „Mer-Neith“ geschrieben). Von den frühen Herrschern sind drei eindeutig durch entsprechende Inschriften, nicht nur aus ihren Gräbern, gut belegt:

- Aha Grab B 19: Zumeist mit „Menes“ identifiziert, was allerdings durch zeitgenössische Inschriften nicht zu beweisen ist.
Konventionelle Datierung: 3032–3000 = 32 Jahre
- Djer Grab O: Beschreibung desselben mit Inschrift (früher auch „Zet“ gelesen) siehe Émery [56 f.]. Meist mit Teti Abydos-Liste) und Athotis (Manetho) identifiziert.
Konventionelle Datierung: 2999–2952 = 47 Jahre
- „Schlange“ Grab Z. Das „Serech“ dieses Grabes zeigt nur das Bild einer Schlange mit erhobenem Kopf [Abb: Émery Tafel 3; Vercoutter 299]. Meist wird sie einem aus Keramik-Inschriften bekannten Wadj (Uadjj) zugeordnet; einen Beweis hierfür gibt es nicht.
Konventionelle Datierung: 2952–2939 = 13 Jahre.

Das waren allerdings nicht die einzigen Herrscher, die der frühen 1. Dynastie zuzuordnen sind. Es wurden in Umm el Qa‘ab auch einfache Gräber ohne Angaben über den Bestatteten gefunden, während andererseits zumeist auf Keramikgegenständen andere Herrschernamen genannt wurden, über deren Zuordnung zur 0. oder 1. Dynastie spekuliert wird. Hierzu gehört zweifellos das Grab „P“ des Peribsen, über dessen angebliche Identität mit einem „Sechemib“ aus der 2. Dynastie viel spekuliert wurde, ohne dass es hierfür irgendeinen Beweis gibt [vgl. z. B. Vercoutter, 241; Émery, 106 f.].

Die erwähnten konventionellen Datierungen habe ich der Internet-Serie „semataui“ entnommen; in der Literatur gibt es auch viele andere Angaben. Mir kommt es hier und in den folgenden Erörterungen weniger auf die stratiographisch ohnehin nicht haltbaren Jahreszahlen an, sondern auf die angenommenen Regierungslängen der Herrscher, auf die sich die führenden Ägyptologen verständigt haben. Sie beruhen letztlich auf einer Kombination von (allerdings gekürzten) Manetho-Daten aus Angaben von Jahrestäfelchen und auf Versuchen, den *Annalenstein* zu rekonstruieren.

Jahrestäfelchen aus Ebenholz und Elfenbein wurden sowohl in Abydos wie auch in Saqqara gefunden; in ihnen wurde über Ereignisse eines ägyptischen Kalenderjahres berichtet. Einige trugen den Horus-Namen eines Herrschers und wurden nach seinem Regierungsjahr datiert; insofern ermöglichen sie es, seine Mindest-Regierungslänge zu ermitteln. Weitere Informationen sind aus ihnen nicht zu gewinnen, da sie zumeist aus Bildzeichen bestehen und die wenigen Hieroglyphen schwer deutbar sind. Clayton [22] schrieb: „Deren Hieroglyphen stammen noch aus einem früheren Stadium der Schriftentwicklung, und oft fällt es schwer, ihre Bedeutung klar zu erkennen.“

So besteht der Text eines Täfelchen mit dem Serech des Djer [Abb: Émery, 22] nur aus vier Zeilen mit Bildzeichen; trotzdem wird er als Bericht über einen Besuch des Herrschers in Buto (Nildelta) gedeutet.

Viele Ägyptologen haben versucht, den Text des nur bruchstückweise erhaltenen *Annalensteins* zu rekonstruieren [vgl. Beckerath 1997, 204 f.]. Diese Versuche beruhen letztlich auf der Annahme, dass vor Snofru Ägypten ein einheitlicher Staat war. Deshalb wurden die Angaben über die Regierungszeiten von Herrschern, deren Namen nicht entziffert werden konnten, Abydos-Königen wie Djer und Wadj zugeordnet. Ich kann diese Versuche nicht akzeptieren.

Leider ist die Herkunft des Steins nicht bekannt; vieles deutet darauf hin, dass er in Saqqara gefunden wurde. In den noch erhaltenen Fragmenten, besonders im *Palermo-* und im *Kairo-Stein*, wurden nur „memphitische“ Herrscher genannt: die schon erwähnten „Könige“ der 0. Dynastie, Neterimu (2. Dynastie) und schließlich Snofru, der nach meiner Rekonstruktion ein früher Herrscher des Memphis-Gebietes war. Ich kann nicht nachvollziehen, dass „dazwischen“ noch Herrscher erwähnt worden sind, deren Gräber in Abydos gefunden wurden. Dass es nicht so gewesen sein kann, möchte ich an einem einzigen konkreten Beispiel darlegen: Im Palermo-Stein wurden die ersten neun Regierungsjahre eines Herrschers „U“, dessen Name nicht erhalten ist, beschrieben [Breasted, 199-101]. Alle konventionellen Ägyptologen behaupten, dass dieser „U“ mit dem wegen seines Grabes als „Djer“ bekannten Herrscher identisch war. Auch Schneider [115] betrachtete diese Annahme als Tatsache, ohne auf Widersprüche einzugehen, die in der populären konventionellen Literatur nicht erwähnt werden. Der Text bezeugt, dass es damals mehrere Herrscher in Ägypten gegeben hat: Im Jahr 7 des „U“ wurde über den Besuch des „König von Oberägypten“ (offensichtlich des Herrschers von Abydos) berichtet. Im Jahr 3 erfolgte die Geburt von zwei Kindern des „Königs von Unterägypten“. Hierbei dürfte es sich um den Herrscher von Buto gehandelt haben; die dortigen Ausgrabungen haben unbestritten erwiesen, dass zur Zeit der 1. Dynastie dort eine Siedlung bestand. Ich wies schon darauf hin, dass im 7. Regierungsjahr des „U“ die Geburt des „Min“ erfolgt

sein soll. Auch dies wird in der populären Literatur meist verschwiegen, da hieraus geschlossen werden kann, dass Menes nach Djer und damit auch nach Aha gelebt hat, was natürlich die konventionelle „Rekonstruktion“ des *Annalensteins* in Frage stellt. Diese beruht somit auf sehr brüchigen Grundlagen und ist, wenn man sie unvoreingenommen untersucht, wissenschaftlich nicht haltbar. Die im *Annalenstein* genannten unbekanntenen Könige T, U und V dürften entweder Herrscher von Saqqara (2. Dyn.) oder von anderen unter-ägyptischen Gauen gewesen sein.

Im Grab Y von Abydos wurde eine Stele gefunden, aus der hervorgeht, dass hier die Königin **Merjet-nit** bestattet wurde. Diese wurde allerdings von den meisten Ägyptologen, auch noch 1997 von Beckerath, ignoriert, offenbar weil diese es aus ihrer patriarchalischen Grundeinstellung für unmöglich hielten, dass eine Königin Ägypten regiert haben soll. Bestenfalls wurde sie als Regentin für ihren minderjährigen Sohn Dewen betrachtet, nachdem König „Wadj“ gestorben sei. Insofern gibt es für sie auch keine konventionellen Datierungen. Erst Émery [58 ff.] und schließlich kürzlich Wilkinson [2007, 19-21] haben überzeugend nachgewiesen, dass sie keine Regentin, sondern eine reale Königin war. Ihr folgten die vier Könige der *späten 1. Dynastie*:

Dewen (dwn): Grab T. Sein Name wurde früher auch als Udimu oder Den gelesen. Meist mit Sepati (Abydos) und Usapais/bzw. Usaphaidos (Manetho) identifiziert.

Konventionelle Datierung: 2939–2892 = 47 Jahre

Adjib (adjp): Grab X. Sein Name wurde früher auch als Enezib gelesen. Meist mit Merbiape (Abydos) und Miebides (Manetho) identifiziert.

Konventionelle Datierung: 2892–2886 = 6 Jahre

Semerchet (smr-cht): Grab U. Durchweg mit Semesu (Abydos) und Semempses (Manetho) identifiziert.

Konventionelle Datierung: 2886–2878 = 8 Jahre

Qa'a (ka'a): Grab Q. Durchweg mit Qebah (Abydos) und Bieneches bzw. Ubienthes identifiziert.

Konventionelle Datierung: 2878–2853 = 25 Jahre.

Diese vier Herrscher wurden nacheinander sowohl auf einer archaischen Steinvasse wie auch auf einem Tonsiegel abgebildet [Clayton, 23; Beckerath 1997, 169]. Hieraus ergibt sich, dass sie die einzigen Herrscher der späten 1. Dynastie waren und zwischen ihnen kein anderer König in Abydos regiert hat. Die *Herrscherliste von Saqqara*, in der die Könige rückwärts datiert wurden, gab erstmals auch Namen von Abydos-Herrschern an: 58 Mer-bia-pen (mr-bja-pn) und 57 Qebahu (qb-bw). Hier wie auch im *Turiner Papyrus* fehlt Adjib, so dass angenommen wird, dass er ein Usurpator war. Aus dem Papyrus geht

übrigens auch hervor, dass die übrigen drei späten Könige ein hohes Lebensalter erreichten: mrj-grg-pn (Dewen) 74 Jahre, smsw (Semerchet) 72 Jahre und [Qe-]beh (Qa'a) 63 Jahre. Unbestritten ist, dass Qa'a der letzte König der 1. Dynastie war. Konventionelle Ägyptologen können nicht erklären, wie es zum Untergang der Dynastie kam. Ich möchte darauf hinweisen, dass schon auf einer Elfenbein-Etikette des Dewen von Kämpfe mit „Asiaten“ die Rede ist [Clayton, 23]. Ich gehe davon aus, dass die Herrschaft der „Könige von Abydos“ durch die Hyksos beendet wurde.

Nach den angeführten konventionellen Berechnungen regierten die frühen Herrscher der 1. Dynastie 92 (32+47+13) Jahre, die späten Herrscher 86 (47+6+8+25) Jahre. Natürlich sind diese Berechnungen recht fragwürdig, aber auch andere Umstände machen es sehr wahrscheinlich, dass real die frühen Herrscher der Zeit zwischen etwa -1000 und -900, die späten Herrscher der Zeit zwischen etwa -900 und -800 (Eindringen der Hyksos) zuzuordnen sind. Schon wegen der Unklarheiten über den genauen Beginn der 1. Dynastie und über die Länge der Regierungszeit der Königin Merjit-nit ist es aber nicht möglich, konkreter zu werden. Schon Beckerath [1997, 65] bemerkte zur frühesten Geschichte Ägyptens „Absolute Daten lassen sich nicht erreichen.“

Zur 2. Dynastie

Africanus nannte neun Könige der 2. Dynastie; von diesen lassen sich nur die ersten fünf einigermaßen in Einklang mit den Listen des Neuen Reiches bringen:

Africanus (Jahre)	Abydos	Saqqara	Turin
1. Boëthos (28)	9. Bedjaw	56. Biwnuter	II:18 Biw [...]
2. Kaiëchos (39)	10. Kakaw	55. Kakaw	II:19 [...]kaw
3. Binothris (47)	11. Bi-en-nutr	54. Bi-nutr	II:20 [...]en-nutr
4. Tlas (17)	12. Wajnes	53. Wadjlas	II:21 [...]s
5. Sethenes (41)	13. Senadi	52. Sened (snd)	II:22 snjdj
6. Chaires (17)			
7. Nephercheres (25)			
8. Sesochris (48)			
9. Cheneres (30)			

Eusebios nannte namentlich als erste drei Herrscher nur Bochos, Choos (= Kaiëchos) und Biophis sowie schließlich auch (8.) Sesochris; er gab keine Regierungsjahre an. Schon jetzt möchte ich meine Vermutung aussprechen, dass die übrigen von Africanus genannten Herrscher nur Kleinfürsten in Gauen außerhalb des Memphis-Gebietes waren. Das gilt auch für andere Herrscher, die in den Listen des Neuen Reiches genannt wurden; diese werden von der herrschenden Lehre als „Gegen-Könige“ betrachtet:

Abydos	Saqqara	Turin	Bemerkung
14. Djadjai	51. Neferkare	II:23 Nefer-ka[...]	
	50. Neferkasokar	III:1 Neferkasokar	Andere Kolumne!
	49. Hudjefa	III:2 Hudjefa	
	48. Bebi	III:3 Bebti	

Zu „Djadjai“ wurde bis jetzt kein zeitgenössischer Beleg gefunden. „Hudjefa“ scheint eine Falschlesung späterer Kopisten zu sein; nach den Feststellungen von Helck [1956. 14 f.; vgl. Schneider 135] bedeutet das Wort nur, dass der ursprüngliche Königsname zerstört und unlesbar ist.

Nefarkasokar ist offenbar mit dem vom Africanus unter 7. genannten Nephhercheses identisch. Statt hierüber weiter zu spekulieren, ist es auch hier sinnvoller, auf den archäologischen Befund einzugehen, der hauptsächlich auf Inschriften beruht, die der 2. Dynastie zugeordnet wurden. Ob die in diesen genannten Herrscher auch Gräber hinterließen, ist sehr umstritten. Ich gehe zunächst von den Angaben Émerys aus, die, soweit es um die ersten drei Herrscher der Dynastie geht, bis jetzt nicht grundsätzlich widerlegt worden sind. Zu **Hotepsechemui** schrieb Émery [102]:

„Sein Name – Hotepsechemui – kommt mit den Namen seiner beiden unmittelbaren Nachfolger auf einer in Memphis entdeckten Granitstatue vor. [...] Das Grab des Königs ist noch nicht gefunden worden, aber es wird wohl in der Gegend von Sakkara liegen, da man in einer unterirdischen Galerie in der Nähe der Pyramide des Unas Tonkrugsiegel mit seinem Namen entdeckt hat.“

Dieser Name war ein Horus-Name; er wurde in einem Serech geschrieben, auf dem ein Falke stand [Abb: Émery, 102]. Émery setzte ihn mit dem „Buzau“ (= Boëthos) der Königslisten und mit „dem Boethos des Manetho“ gleich [ebd.]. Schneider [134] vermutete:

„H.s Grab ist entweder das Galeriegrab B in Saqqara unter dem Unas-Aufweg mit einer Länge von 120 m, einer Breite von 40 m und über 70 Magazinräumen, in dem Siegelabrollungen sowohl H.s als auch des Nebre‘ gefunden wurden (J. Ph. Lauer, R. Stadelmann), oder es liegt, noch nicht genau lokalisiert, in diesem Bereich (P. Munro; N. Swelim).“

Émery [103; mit Abb. des Serech] betrachtete **Ra-neb**: als seinen Nachfolger:

„Auf Hotepsechemui folgte Ra-neb, der mit dem Kakau der Königslisten und dem Kaiechos des Manetho identisch ist. Sein Grab hat man nicht gefunden, wohl aber – genauso wie bei seinem Vorgänger Hotepsechemui – Tonsiegel, die auf ihn zurückgehen, und zwar gleichfalls in den unterirdischen Gängen in der Nähe der Pyramide des Unas in Sakkara; sein Grab wird also in der Nähe liegen. Nahe einer uralten Handelsstraße, die

zu der westlichen Oase hinter Armant führt, fand man Ra-nebs Namen, roh in den Fels gemeißelt.“

In der neueren Literatur wird Ra-neb auch als Neb-re gelesen. Schneider [168] konnte jedoch keine Informationen geben, die über die Émerys hinausgehen. Dieser betrachtete **Neteren** als Nachfolger des Re-neb:

„Neteren, der Nachfolger Ra-nebs, ist mit dem Banentiru der Königslisten und dem Binothis des Manetho identisch. [...] Neterens Grab ist anscheinend noch nicht gefunden worden. Krugsiegel mit seinem Namen hat man in einem Grab bei Giza gefunden [...] Siegel des Neteren sind auch in der Nachbarschaft der Pyramide des Unas in Sakkara gefunden worden. Eine kleine sitzende Statuette aus Alabaster in der Michailides-Sammlung am Thron ist als ein Porträt des Neteren identifiziert worden. Der König, auf dem Kopf die Weiße Krone, ist in der beim Sed-Fest üblichen Tracht abgebildet“ [Émery, 104 f.; mit Abb. des Serech].

Auf dem *Annalenstein* wurden die ersten 20 Regierungsjahre des Neterimu (Ntry-mw) beschrieben [Breasted, I: 117-132]; er wurde von Breasted der 2. Dynastie zugeordnet und ist offensichtlich mit Neteren identisch. Auch dieser Text zeigt, dass Neteren nur ein Kleinfürst war: In den Jahren 7 und 9 erfolgten Besuche des Königs von „Oberägypten“ (Abydos), in den Jahren 9, 11, 15, 17 und 19 des Königs von „Unterägypten“, das ich mit Buto gleichsetze. Die häufigeren Besuche erklären sich daraus, dass diese Stadt nicht so weit wie Abydos von Saqqara entfernt liegt.

Die Reihenfolge der ersten drei Herrscher der 2. Dynastie steht fest:

„Im Memphis wurde die Statue eines Priesters Hetepdief gefunden. Die Inschriften besagen, dass er drei Königen gedient hat: Hetepsechemui, Neb-r und Ninetjer. Die Kartuschen [= Horus-Namen, K.W.] befinden sich auf der Schulter der Statue. Wahrscheinlich hat Hetepdief als Priester den Totenkult für diese drei Könige versehen“ [„semataui“ ↔ Neb-re; Abb: Clayton, 27].

Über die weiteren Herrscher der 2. Dynastie gibt es nur Vermutungen. Den meisten Ägyptologen ging es hauptsächlich darum, die Historizität des von Africanus genannten 4. Königs **Tlas** zu beweisen. In den unterirdischen Gängen der Djoser-Stufenpyramide wurden Bruchstücke von Gefäßen eines Königs „wng“ (gelesen Uneg: oder Weneg) gefunden, die wegen der Ähnlichkeit mit dem Namen der Königslisten diesem zugeschrieben wurden; Bernhard Grdseloff vertrat 1944 die These, dass durch eine Verlesung der in der Saqqara-Liste genannte Wadjlas entstanden ist, woraus die manethonische Namensform „Tlas“ wurde. Diese „Wenegnebti-These“ fand großen Anklang [vgl. Vercoutter, 241, 95; Schneider, 311; Beckerath 1997, 311]. Aber schon Gardiner [462] äußerte sich recht ironisch zu diesen „scharfsinnigen“ Bemühungen;

Clayton verzichtete hierauf einzugehen. Émery [195] und Helck [1987, 103-107] versuchten dagegen, Tlas mit Sechemib (S-chm-jb) gleichzusetzen, der nur durch ein in der Djoser-Pyramide gefundenes Gefäß mit der Horus-Inschrift bekannt ist. Letzterer wird neuerdings von einigen Ägyptologen mit Sened gleichgesetzt [„semataui“ ↔ Sechemib].

Als 5. König der 2. Dynastie nannte Africanus einen **Sethenes**, der mit dem Sened der Saqqara-Königsliste gleichgesetzt wird. Über diesen wissen die Ägyptologen allerdings wenig zu berichten. Sein Horus-Name ist nicht bekannt, jedoch wurden mehrere Inschriften mit dem Namen „snd“ gefunden, die einem Herrscher der 2. Dynastie zugeordnet werden. Sie stammen übrigens ausschließlich aus Unterägypten [Wilkinson 1999, 88]. Helck [1997, ebd.] schrieb ihm auch die Inschriften des geheimnisvollen Königs „Sa“ zu.

Obwohl noch kein Ägyptologe, weil dem konventionellem Zeitschema verpflichtet, dies erwogen hat, möchte ich ihn nicht nur wegen der großen Namensähnlichkeit mit **Snofru** (snfr) gleichsetzen, der konventionell als 1. König der 4. Dynastie gilt. (Bei fast allen frühen Pharaonen sind verschiedene Namensformen überliefert [vgl. Beckerath 1984]). Ich habe Snofrus Regierungsbeginn nach konkreten Studien auf das Realjahr -970 datiert, was bedeutet, dass er unmittelbar den Herrschern der 2. Dynastie gefolgt sein muss. Auffallend ist, dass „Sened“ noch lange nach seinem Tod verehrt wurde. In der Mastaba (MM B 3) des Priesters Scheri in Saqqara ergibt sich, dass dieser die Titel „Gottesdiener des Sened“ und „Vorsteher der Ka-Priester des Sened“ trug, also den Totendienst für ihn versah. Bei Theben wurde im Grab T100.2 der Sarg einer namentlich nicht bekannten königlichen Dame aus der frühen 18. Dynastie gefunden, auf dem mehrere Namen von Pharaonen wie Intef, Sesostris und Ahmose aufgelistet sind. Als erster Herrscher wurde Sened genannt! [Sened] Aus der 26. Dynastie stammt eine Bronze-Statuette eines knieenden Pharaos, der auf der Rückseite in einer Königskartusche den Namen „Sened“ trägt; er wurde ausdrücklich als „Gefürchteter König von Unterägypten“ bezeichnet! Dieser Nachruhm ist nur verständlich, wenn man davon ausgeht, dass es sich um einen frühen großen König handelt; Snofru war dies unbestritten.

Kurze Nachbemerkung

Im letzten Beitrag habe ich bereits ein neues reales Zeittableau vorgeschlagen, dem ich nichts hinzuzufügen brauche. Betonen möchte ich nur, dass meine Studien die wichtigsten Erkenntnisse des ‚Pharaonen-Buches‘ bestätigt haben. Meine darüber hinausgehenden oder in Einzelproblemen abweichenden Thesen stelle ich, wie schon mehrfach bemerkt, zur Diskussion. Kein Mensch ist unfehlbar.

Weitere Literatur

- Arkell, Anthony John (1966): Das Niltal; in *Frühgeschichte (Fischer Weltgeschichte 1)*, 182-199
- Bachofen, Johann Jakob (1861): *Das Mutterrecht. Eine Untersuchung über die Gynaiokratie der alten Welt nach ihrer religiösen und rechtlichen Natur*. Stuttgart
- (1975): *Das Mutterrecht. Eine Auswahl* (Hg.: Hans-Jürgen Heinrichs). Frankfurt/Main
- Birken, Andreas (2001): Das früheste Datum der Geschichte. Bemerkungen zum ägyptischen Kalender; in *ZS 13 (2)* 315-322
- Childe, Gordon (1959): *Der Mensch schafft sich selbst*. Dresden [¹1936, London]
- Dreyer, Günter (1999): *Umm el-Qaab I. Das prädynastische Königsgrab U-j und seine frühen Schriftzeugen*. Mainz
- Dreyer, Günter / Polz, Daniel (Hg., 2007): *Begegnung mit der Vergangenheit. Deutsches Archäologisches Institut Kairo 1907-2007*. Mainz
- Engels, Friedrich (1962): *Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats*; in Marx-Engels-Werke (MEW), Berlin/DDR, Band 21, 35-173 [¹1884, Hottingen-Zürich]
- Heinsohn, Gunnar (1991): Stratigraphische Chronologie Ägyptens; in *VFG 3 (3/4)* 8-22
- Helck, Wolfgang (1953): Gab es einen König Menes? in *Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft*. Jg. 103, 354-359. Wiesbaden
- (1956): *Untersuchungen zu Manetho und den ägyptischen Königslisten*. Berlin/DDR
- (1987): *Untersuchungen zur Thinitenzeit* (Ägyptologische Abhandlungen, Band 45). Wiesbaden
- Hofman, Michael Allen (1980): *Egypt before the Pharaohs*. London
- (1982): *The Preynastic of Hierakonpolis. An Interim Report*. Oxford
- Illig, Heribert (1994): Arische Pharaonen? Rezension zu Doris Wolfs Suche nach Ägyptens Urmüttern; in *VFG 6 (2)* 99-101
- (2005): *Die veraltete Vorzeit. Eine neue Chronologie der Prähistorie*. Gräfelting (¹1988, Frankfurt/Main)
- Lange, Kurt (1961): *Ägypten. Architektur, Plastik, Malerei in drei Jahrtausenden*. (Mit Abbildungen von Kurt Hirmer). München
- Lüdemann, Gerd (2009): *Die ersten drei Jahre Christentum*. Springe
- Marx, Karl (1976): Konspekt (1877) aus „Lewis H. Morgan. Ancient Society“; in Karl Marx. Die ethnologischen Exzerptheft. (Hg. Lawrence Krader). Frankfurt/Main, 124-360
- Mithen, Steven J. (1996): Das Mesolithikum; in Barry Cunliffe (Hg.): *Illustrierte Vor- und Frühgeschichte Europas*. 93-154. Frankfurt/Main (¹1994 Oxford)
- Morgan, Lewis Henry (1877): *Ancient Society. Researches in the lines of human progress from savagery, through barbarism to civilization*. London [deutsch (1891): *Die Urgesellschaft*. Stuttgart]
- Otte, Andreas (2006): Tell el Fara'in. Ausgrabungen des DAIK im Niltal; in *ZS 18 (3)* 537-546
- Petrie, Flinders (1892): *Ten Years Digging in Egypt, 1881-1892*. New York

- (1901): *The Royal Tombs of the Earliest Dynasties*. Part II. London
- (1920): *Predynastic Egypt*. London
- „Sened“ (2009): <http://de.wikipedia.org/wiki/Sened>
- Strahm, Christian (2006): Metall verändert die Welt: Die Kupferzeit; in *Die ZEIT. Welt- und Kulturgeschichte*. Band 1. Hamburg, 143-150
- Quibell, James Edward (102/03): *Hierakonpolis*. London
- Waddell, Lawrence Austin (1930): *Egyptian Civilization: It's Sumerian Origin & Real Chronology & Sumerian Origin of Egyptian Hieroglyphs*. London
- Way, Thomas von der (1986): Tell el-Fara'in-Buto. I. Bericht; in *Mitteilungen des Deutschen Archäologischen Instituts Kairo*. Band 42. Kairo
- (1989): *dass. 4. Bericht*. Ebenda. Band 44. Kairo
- (1997): *Tell el-Fara'in - Buto I. Ergebnisse zum frühen Kontext. Kampagnen der Jahre 1983-1989*. (Archäologische Forschungen 83). Mainz
- Wesel, Uwe (1980): *Der Mythos vom Matriarchat. Über Bachofens Mutterrecht und die Stellung von Frauen in frühen Gesellschaften*. Frankfurt/Main
- Wilkinson, Toby A. (1999): *Early Dynastic Egypt*. London
- (2003): *Genesis of the Pharaohs. Dramatic new discoveries that rewrite the origins of ancient Egypt*. London
- (2007): *Lives of the Ancient Egyptians*. London
- Wolf, Doris (1994): *Was war vor den Pharaonen? Die Entdeckung der Urmütter Ägyptens*. Zürich
- (1995): *Erstaunliches aus der Ägyptologie. Erstaunliches tat sich in der Ägyptologie*: www.doriswolf.com//wp/?page_id=12

Boulanger und Adam Weishaupt Katastrophistisches bei den Illuminaten

Heribert Illig

Nicolas Boulanger hat sich vor Unzeiten mit den Sintflutmythen beschäftigt und bis 1759 erstaunliche Resultate erarbeitet. Noch überraschender ist es, dass der Kopf der Illuminaten, Adam Weishaupt, um 1783 daraus einen Hochgrad für seinen Orden gestalte wollte.

„Ich habe gesehen, daß fast über dem ganzen Erdboden die Geschichte nichts als Fabel, die angesehensten Geschichtschreiber nichts als kindische Schwätzer und ihre Wissenschaft nichts als ein herrlicher und immerwährender Unsinn war [...] nichts als eine lange Kette von Irrthümern, Ausschweifungen und politischen Lügen.“ *Nicolas-Antoine Boulanger* [B. 544]

Nicolas Boulanger und sein Werk

Als Sohn eines Papierhändlers wurde 1722 Nicolas-Antoine Boulanger in Paris geboren. Er studierte – wie es damals wohl noch nicht hieß – Ingenieurswesen; so wurde ein Straßen- und Brückenbauingenieur aus ihm, der unter Louis XV damit beschäftigt war, das französische Straßennetz zukunftsorientiert zu verbessern. Er musste 1758 aus gesundheitlichen Gründen seinen Beruf aufgeben und starb ein Jahr später, mit lediglich 37 Jahren.

Der Praktiker führte ein Doppelleben, gehörte er doch zum Kreis der Enzyklopädisten, lernte alte Sprachen, laut Diderot Griechisch, Hebräisch, Syrisch, Chaldäisch und arabische Idiome [B. xiii], und schrieb für Diderots *Enzyklopädie* mehrere Artikel über Fronarbeit, Gesellschaft, Sintfluten, hebräische Sprache. Die Werkliste des wohl unverheirateten Ingenieurs würde einem doppelt so alt Gewordenen zur Ehre gereichen: *Das Leben Alexanders* (ungedruckt), eine *Konkordanz der alten und neuen Sprachen* in 3 Bänden, *Über Aesop*, *Über S. Petrus und Henoch*, *Über hl. Rochus und hl. Genoveva*, *Die Naturgeschichte des Marnetals* sowie dito *des Loiretals*. Doch ist hier anzumerken, dass offenbar keines seiner Manuskripte zu seinen Lebzeiten gedruckt und obendrein manches Werk ihm posthum unterschoben worden ist. Laut Erläuterung des Berliner Antiquariats Wolfgang Braeckleins (ZVAB) benannte sich der Kreis der Enzyklopädisten als „La grande boulangerie“ (die große Bäckerei) und nutzen Boulangers Namen als Nom de plume. Zumin-

dest bei einem Werk ist dies nachgewiesen: *Das aufgedeckte Christentum* stammt in Wahrheit von jenem pfälzischen Adeligen, der sich lieber Paul-Henri Thiry Baron d'Holbach nannte; es erschien 1766 in Nancy, auch wenn im Buch selbst London 1756 angegeben war. Die Geheimnistuerei war berechtigt, denn das Buch wurde bald nach seiner Publikation 1770 von einem Gericht dem Feuer überantwortet.

Unter den Enzyklopädisten wurde Boulanger wohl erst diskutiert, als (vermutlich) Diderot *Über den Ursprung des östlichen Despotismus* posthum herausbrachte. Dies war ein selbständig gewordener Teil seines Hauptwerks: *Das durch seine Gebräuche aufgedeckte Alterthum*, das Holbach oder Diderot erst fünf Jahre später herausgeben konnte und Diderot mit einer (in der deutschen Ausgabe anonym gehaltenen) Einleitung versah. Dieser Text erschien bereits 1767 auf deutsch, während der *Despotismus* erst 1794 von Adolph Freiherrn Knigge übersetzt wurde.

***Das durch seine Gebräuche aufgedeckte Alterthum* [= B.]**

Boulanger sieht in den religiösen Bräuchen und Kulte eine Möglichkeit, der Psyche der frühen Menschen näher zu kommen. Folglich interessiert er sich für Sonnen- und Mondfeste, Mysterien und Zeremonien, Sekten und Orakel, Zeiteinteilung, Zahlen, Anbetung der Gestirne oder die Auswirkungen der Sintflut.

„Noch hat kein Schriftsteller die Geschichte des menschlichen Geschlechts in der Art der mancherley Gebräuche in allen Weltaltern gesucht“ [B. 4].

Derartige „Gebräuche“ sah er als „Denkmale der Eindrücke [...], welche diese Revolutionen in die Gemüther der Menschen gemacht haben“ [B. 14].

Diese Revolutionen, diese Umwälzungen sind für ihn geologisch nachweisbare Katastrophen. Schon in der Einleitung schlägt er erstaunliche Thesen an, die damals völlig abwegig geklungen haben müssen. Wenn es katastrophische Ereignisse gegeben hat – und nicht nur die Bibel erzählt von der Sintflut –, dann müssen sie die Menschen von Grund auf verändert haben.

„Die Revolutionen des Erdbodens und seine Zerstörungen müssen Wirkungen auf die Erdbewohner gehabt haben, und von diesen Menschen stammen alle späteren ab“ [B. 6].

Folglich gab es davor Menschen, die noch keine derartigen Katastrophenerfahrungen hatten. Wie steht es mit diesen?

„Der Mensch vor diesen Revolutionen, er sey gewesen wie er wolle, ist für uns kein historisches Ding mehr, dessen Fassung uns bekannt sein könnte; er ist ein abstractes, ein so metaphysisches Ding, als wenn er niemals existiret hätte“ [B. 6].

Demnach hat er keine Gebräuche gefunden, die in die Zeit vor der (ersten) Katastrophe zurückführen. Anders gesprochen: Es haben entweder keine Gebräuche überlebt oder der Frühmensch hatte noch keine nötig. Insofern beschäftigt er sich ausschließlich mit katastrophisch betroffenen Menschen. Wenn der ihm gewidmete *Wikipedia*-Artikel von „seiner These eines traumatischen Ursprungs von organisierter Religion und politischem Autoritarismus“ spricht, dann werden wir hellhörig. Wer hätte davon gehört haben müssen? Sowohl Freud wie Velikovsky. Doch Freud weiß scheinbar nichts von ihm (S. 571); Velikovsky [66] nennt ihn, wenn auch seinerseits nur posthum:

„Ich begegnete seinem Namen erst spät bei meinen Nachforschungen, nämlich 1963 [bei Stecchini], und las erst einige Jahre später in seinen Werken. Ich stellte fest, daß er in mancher Hinsicht ein Vorläufer Freuds und Jungs sowie auch meiner selbst war, der auch bereits das Problem löste, das Freud und Jung nicht gelöst haben. Er hatte erfaßt, daß ein großer Teil des menschlichen Verhaltens, zusammen mit dem gesamten Erbe an religiösen Riten und einem Großteil der politischen Strukturen seiner und anderer Zeiten auf die Katastrophenerlebnisse der Vergangenheit, auf die Große Sintflut (oder mögliche weitere Fluten) zurückzuführen sei.“

Velikovsky mißt seine Arbeit an der von Boulanger und zeigt die Differenzen auf: So machen ihm die einschlägigen geologischen Bemerkungen Boulangers „keinen überzeugenden Eindruck“; allerdings gab es damals auch noch keine wissenschaftliche Geologie. Er bemängelt, dass der Autor mal von einer, mal von mehreren globalen Fluten spreche. Über die Herkunft des herabstürzenden Wassers mache er keine Angaben und sehe keine außerirdischen Ursachen für die weltweiten Katastrophen, schon gar keine Planeten. Es fehlen die Verbindungen hin zum Exodus und zu den hebräischen Propheten des -8. Jh. – alles für Velikovskys eigene Theorie wichtige Punkte [ebd. 66 f.]. Doch bei den psychisch-traumatischen Folgen ist Velikovsky mit dem Franzosen d'accord:

„Wir zittern noch jetzt über die Folgen der Süntfluth, und, ohne daß wirs wissen, prägen unsere Unterweisungen uns die Schrecken und apocalyptischen Ideen unserer ersten Väter ein: die Furcht pflanzt sich von Geschlecht zu Geschlecht fort, und die Erfahrung der Jahrhunderte kann sie zwar schwächen, niemals aber ganz ausrotten: die Kinder werden das immerhin befürchten, was ihren Vätern Furcht gemacht hat“ [Velikovsky. 67; aber hier in der deutschen Übersetzung von 1767. B. 565 f.].

Beim für ihn selbst entscheidenden Punkt lässt Velikovsky einen Frank E. Manuel argumentieren:

„Bei Boulanger bedarf es keines biologischen Mechanismus und keines plasmisch ererbten Kollektivgedächtnisses, um die dauerhaften Auswirkungen des Sintflut-Traumas zu erklären; bloße Nachahmung und vererbte

Institutionen waren ausreichend, eine Theorie, die auch eine verhältnismäßig einfache Behandlung des Leidens möglich machte und so einen Optimismus erzeugte, dessen Geist von der traumatisierten Menschheit Freuds klar zu unterscheiden ist“ [Manuel, 223, laut Velikovsky, 68].

Wie ist Boulanger zu diesem Ergebnis gelangt? Vielleicht war es die Beschäftigung mit Platon, die ihm den Weg zu den Wurzeln wies:

„Man kann sich hierin auf den Plato verlassen; er kannte den menschlichen Geist, und er hatte Recht, wenn er sagte, daß, wenn man eine Geschichte von den Regierenden und den Gesetzen der Egypter und der Cretenser schreiben wollen [sic], man auf den ersten Zustand, worin diese Societäten ursprünglich gewesen, zurückgehen müsse“ [B. 558].

Deswegen wollte er die ältesten Gebräuche verstehen, weshalb er mit den Hydrophorien in Athen begann. Er nennt sie das Sündfluth-Fest, bei dem in Krügen gebrachtes Wasser ausgegossen wird: Die Zeremonie fand dort statt, wo durch ein Loch das Wasser der Flut abgeflossen sei und wo Deukalion einen Altar errichtet habe [B. 22]. Dort sei auch ein Tempel gestiftet worden, wie überhaupt zunächst Feste und dann Tempel erst nach der Flut errichtet worden seien [B. 20]. Die Ägineten feierten ebenfalls Hydrophorien, hier aber durch gymnastische Übungen und Wettkämpfe zu Ehren Apolls erhöht. Wieso Apoll?

„Vielleicht, weil er der Gott ist, der die vom Koth und Schlamm der Sündfluth erzeugte scheußliche Schlange überwunden und getödtet hat“ [B. 22].

Von hier aus sucht Boulanger seinen Weg über Hierapolis (das dortige Fest der Fackeln entspreche Passah [B. 25]), zum jüdischen Versöhnungs-Fest und zum Laubhüttenfest in Jerusalem, bei dem die „Ausgiessung des Wassers aus der Quelle Siloah“ vollzogen wird [B. 31]. Er sieht auch Ähnlichkeiten zwischen Taufe und Sintflut-Zeremonien [B. 67].

Nun zieht Boulanger seinen Bogen immer weiter. Indem er überlegt, ob die Fluten des Ogyges, Deukalion, Prometheus (Dardanus) identisch seien mit der von Noah, beschäftigen ihn Flutsagen bei Persern, Chinesen, Ägyptern, Indern [B. 46, 60], um dann zu schließen, dass insgesamt sechs griechische Fluten mit der von Noah identisch gewesen seien [B. 93]. Er geht also von einer einzigen Flutkatastrophe aus.

Als heutiger Leser kann man nur staunen, was für Berichte zu Boulangers Zeit, um 1750, bereits zugänglich waren – zu einer Zeit, die weder Geologie noch Archäologie kannte und damit auch keine Keilschrift- oder Hieroglyphentexte auswerten konnte – beruft er sich doch u. a. auf Quellen von oder über Siam, Tonquin, China, Japan, „indianische“ Braminen, Perser, Türken, Gallier (Druiden), äthiopische Christen, Mexikaner, Peruaner, Afrikaner, Kaffern, Neger, Phönizier.

Kein Detail blieb von ihm unbedacht. So sah er die Überlieferungen behindert durch den Abstand der beschreibenden Autoren von der Sintflut und durch den Untergang älterer, symbolischer und hieroglyphischer Schriften [B. 100]. Es sei nur daran erinnert, dass etwa Alexander Tollmann [1993] seinen siebenfachen Impact von Menschen beschreiben lässt, die während der Beobachtung zwangsläufig umgekommen sein müssen; auch Velikovskij [1978. 93-100] ist der Versuchung erlegen, den Auszug der Israeliten von derart wüst-katastrophischen Ereignissen begleiten zu lassen, dass Augenzeugen buchstäblich ausscheiden. Boulangers Hinweis auf frühere Schriften, wie auch auf Philosophie und wissenschaftliche Übung vor der Katastrophe zeigt, dass er die Kultur nicht zum Resultat der Katastrophe gemacht hat, was als Quintessenz nahe gelegen hätte.

Gunnar Heinsohn hat Boulanger die ihm gebührende Rolle zugestanden und darauf hingewiesen, was die Auseinandersetzung mit ihm verhindert hat: „Der darwinistische Glaube von einer extrem langsamen und alles in allem gleichförmigen Entwicklung von Natur- und Menschheitsgeschichte hat Boulangers Werk verdrängt. Zu seinen Lebzeiten steckt diese Ideologie erst in ihren Kinderschuhen. Die Dogmatisierung des Darwinismus im 19. und 20. Jahrhundert, die die seriöse Forschung eineinhalb Jahrhunderte zurückwarf, behinderte das Denken noch kaum“ [Heinsohn, 35 f.].

Wer einwenden möchte, dass Boulanger genau 100 Jahre vor Drucklegung von *Die Entstehung der Arten* stirbt, erfährt von Heinsohn [175], dass ab 1745 Vorläufer Darwins auftreten, wie ja auch nur wenige von dessen Gedanken originär sind. Im Weiteren bezieht sich Heinsohn auf Boulanger, wenn es um die Abfolge 'Sintflut → Königtum' geht, um das Nachspielen der Katastrophe, um das Opfern, um das viele Generationen andauernde, katastrophische Nachwirken in der menschlichen Psyche [Heinsohn. 36. 38. 73, 156].

Gedächtnisfeste an die Sintflut sind alljährlich gefeiert worden; die Menschen plagte also die Angst, wann die nächste derartige Katastrophe über sie hereinbrechen würde. Schon Noah soll aus Angst davor, dass Gott alljährlich eine Sintflut veranstalten könnte, geopfert haben [B. 89]. Hier kommt Saturn als Gott der Zeit ins Spiel [B. 76], von den Menschen als „Vergelter am Ende der Zeiten“ eronnen [B. 78], als Gott Sabaoth, dem Gott des Endes [B. 78]. Ab da beobachtet Boulanger sehr kritisch alle Versuche, die Zukunft, sprich das Hereinbrechen der nächsten Katastrophe zu kalkulieren.

Ebenso strikt war er gegen alle Kalkulationen in die Zukunft, insbesondere tadelte er Nostradamus, den Kalender von Lüttich und manchen Kommentar zur Geheimen Offenbarung: „Warum wird es erlaubt, daß man den Pöbel mit öffentlichen Luegen beunruhiget und äffet?“ [B. 298] Dazu zählt er auch alle Versuche, die Dauer dieser Welt abzugrenzen, etwa dadurch, dass

man den sieben Schöpfungstagen sieben Welttage à 1000 Jahre entsprechen lässt, weshalb er den hl. Augustinus als einen Mann von zu vielem Genie bezeichnet, als daß man von ihm derartigen „Kalkül“ erwarten sollte [B. 325]:

„Einem jeden ist bekannt, wie schädlich die Meynungen einer Periode von 7000 Jahren, so lange die Welt stehen sollte, für die Ruhe der Societäten gewesen sind. Um den Anfang unserer Zeitrechnung brachte eine dunkle Chronologie, die damals 6000 Jahre nach der Schöpfung der Welt zählte, verwirrte Köpfe auf den Gedanken, daß die Welt untergehen müsse, weil man in das siebente Tausend ihrer Dauer trete“ [B. 322 f.].

Er beobachtet hier regelrechte „Rasereyen mit dem Cyclismus“ [B. 354], um das Ende hinauszuzögern. Es helfe aber nicht, wenn man immer zusätzliche Perioden einschalte, bevor die unendliche Welt eintrete, denn auch das mache dem Chiliasten wie dem Apokalyptiker Angst. So könnten bei Annäherung an Jüngstes Gericht und Weltende ganze Völker rasend werden [B. 335]. Zugleich sei zu beobachten, dass die Völker in dem Wahn gestanden haben, „es müsse mit dem Vergangenen so gewesen seyn, wie sie von dem Zukünftigen vermuthen“ [B. 353] Er kennt die Mechanismen von Verdrängung und Projektion.

Wie es sich für einen Katastrophisten zu gehören scheint, blickt Boulanger auf die Kalender der Völker und prüft sie. So beschäftigen ihn auch die Jahreseckpunkte, ihre richtige Setzung und mögliche Fehler und Schwächen des Gregorianischen Kalenders [B. 439, 464]. Es geht ihm auch um den richtigen Startpunkt der Ära. So sollte seiner Meinung nach die Geburt Christi vier Jahre früher angesetzt werden; seiner Meinung nach reduzierte kabbalistische Kalkulation einen Abstand von 74 auf 70 Jahre, damit die Zahl durch 7 teilbar wäre. Es stören ihn auch alle Bibelkalkulatoren, die aus Vielfachen von 70 oder 400 Jahren die biblische Zeit abmaßen [B. 353]. Wenn

„solche Rechenmeister zu ihren Zeiten die einzigen Geschichtschreiber gewesen wären, so kann man denken, wie systematisch unsere alte Geschichte seyn würde; und wir würden sie doch nicht in Zweifel ziehen, noch, wenn wir Fehler merkten, dieselben verbessern können“ [B. 350 f.].

Die Erinnerung an die Ur-Katastrophe findet Boulanger auch in den Gigantomachien, denn „die Riesen sind wirklich nichts anders, als die Erscheinungen und unbekanntten Ursachen der Welt-Revolutionen“ [B. 119], wobei er nicht nur Wasser-Monstren meint, sondern auch Feuer-Riesen, da Feuer wegen der unterirdischen Entzündungen ein ebenso großes Agens wie Wasser sei [B. 131]. So werden ihm die Götter zu Personifikationen von Naturäußerungen, insbesondere die aus Hesiods *Theogonie*, und Osiris sei die Natur schlechthin [B. 105, 138]

Demnach wären also die Erinnerungen an eine frühe Katastrophe weniger verdrängt, als zu einprägsamen Bildern umgestaltet worden. Das konnte aber

nichts daran ändern, dass den „physischen Zustand des den Revolutionen der Natur entronnenen Menschen“ schwere Düsternis und Melancholie auszeichnete [B. 562].

„Die Traurigkeit und das schreckenvolle Wesen der Menschen haben die Wiederherstellung des menschlichen Geschlechts und die Einrichtung neuer Societäten unendlich aufhalten müssen“ [B. 565 f.].

„Wollte man noch zweifeln, ob die Furcht der Menschen lange nach der Sündfluth fortgedauert habe, so darf man sich nur erinnern, daß das erste, was die thaten, die in die Ebene Sinear hinabstiegen, war, einen Thurm zu bauen, um sich für eine neue Sündfluth in Sicherheit zu setzen“ [B. 567, Fn.].

Das Goldene Zeitalter sieht er als das handlungsreichste nach der Sintflut, wo es keine Philosophen etc. brauchte [B. 570]. Es war „kein politischer Zustand, den man im güldenem Alter suchen muß, sondern ein ganz religiöses Wesen“ [B. 573].

„Eine jede Familie machte eine religiöse Gesellschaft aus, die sich lediglich mit dem glückseligen Leben beschäftigte, welches sie in der Zukunft erwartete, und welches die Religion als nahe abbildete. [...] und man fuhr fort, Gott allein als den Monarchen der Societät anzusehen. Und dies ist es, was die Alten das güldene Alter des Saturnus genannt haben“ [B. 574].

Doch indem sich die Menschen neu auf der verwüsteten Erde einrichteten, verübten sie Verbrechen ohne Ende.

„Gewaltsamkeiten, das Morden, der Krieg, die nach dem güldenem Alter eben so viel und mehr Unglückliche gemacht, als die Sündfluth selbst, waren von den ersten Sterblichen weit entfernte Grausamkeiten“ [B. 570].

Die Frage, wie sich die Menschen von diesen Existenzängsten befreien konnten, beantwortet Boulanger: nach dem Goldenen Zeitalter durch religiöse Riten und Mysterien.

„Wir haben schon gesehen, wie Orpheus die griechischen Wilden beredet habe, in Societäten zu leben und Städte zu bauen: da er ihnen seine Mysterien gab, gewöhnte er sie durch das Band der Religion zu einer neuen Lebensart, die sie annahmen“ [B. 195].

Zurückkommend auf die Gebräuche, die wir eher mit Riten oder Zeremonien bezeichnen würden, erkennt er bereits ein Stück des Wesenszuges, den Heinsohn herausgearbeitet hat: wie das Menschenopfer schrittweise ersetzt wird, indem der an einen Pfahl gebundene Mensch von einer Statue 'abgelöst' werden kann. Denn Boulanger erinnert daran, dass Herkules die Menschenopfer an Saturn durch Puppen und Wachskerzen ersetzt habe [B. 84].

Er nennt die Mysterien „das traurige Behältniß der religiösen Melancholie der ersten Menschen“ [B. 236] und hat die alten Quellen parat, die vermuten

lassen, was in den Mysterien tatsächlich geschehen ist. So zitiert er auch Cicero [B. 207]:

„Die Mysterien der Ceres lehren uns nicht allein mit Vergnügen leben, sondern auch mit der Hoffnung einer glückseligeren Zukunft sterben“.

Doch die Hoffnung auf eine irgendwie katastrophal endigende Zukunft hätte das gegenwärtige Leben erschwert, weshalb die Mysterien später den künftigen Untergang der Welt verschleierten [B. 214] und sich auf die Gegenwart konzentrierten, etwa auf die Lust am Ackerbau, die dem Umherschweifen nach den Katastrophen ein Ende setzte [B. 215].

Ähnlich sind die Sibyllinischen Bücher zu sehen. Sie waren dem Inhalt nach Werke des apokalyptischen Geistes [B. 240] und verkündeten eine neue Welt, einen neuen König, ein neues Reich und die Wahl eines Diktators [B. 259. 266].

Also „bildeten sich die ersten Menschen bey allem, was sie vornahmen, die Unglücksfälle ab, die sie ausgestanden hatten, und die sie noch zu befürchten zu haben glaubten. Dies erzeugte bey ihnen den apocalyptischen Trauer-Geist, den wir in allen Gebräuchen des Alterthums entdeckt haben, und welchen die Polizeyen endlich vertilgen zu müssen sich verbunden hielten“ [B. 572].

„Solchemnach haben sich die Menschen in dem Ueberdruß dieses Lebens, und in der Hoffnung einer glücklicheren Zukunft erhalten, welche aber fürchterliche Erscheinungen zu Vorboten haben sollte, um deren willen sie sich mannigfaltigem Aberglauben überliessen, die Gottheit zu besänftigen, die sie sich wider ihr Geschlecht erzürnet vorstellten. Diese ist, wie wir gesehen haben, die Quelle aller der traurigen, cyclischen und oft blutdürstigen Gebräuche, die wir kennen gelernet haben“ [B. 566].

Es beginnt für Boulanger die Zeit der Theokratie, der Priesterkönige, die verängstigte Menschen mit Zeremonien führen, dann der Hohen Priester, bis hin zum allgemeinen Priesterbetrug. Bei Boulanger wächst der apotropäische Brauch des Opfers zunächst immer stärker an, bis hin zu Hekatomben geopferter Menschen, bevor dann Halbgötter wie Herkules (s.o.) das Opfer hin zum Symbolischen wenden.

„Dies Mystische und übernatürliche Regiment, welches auf das goldene Alter folgte und eine von desselben Wirkungen war, ist eben das, was eine allgemeine Mythologie, die uns schwache Ueberbleibsel von den ersten Altern gesammelt hat, das Reich der Götter nennet; eine Art des Ausdrucks, die eben das bezeichnet, was einige alte Völker unter dem Namen Theocratie begriffen haben.“ [B. 579]

„Man gab Gott, als dem Monarchen, ein Haus, und dies Haus ward ein Tempel. Man errichtete darin einen Thron, und dies ward das Heiligthum.

Man setzte in der Folge ein Sinnbild, oder ein anderes Bild hinein [...] ein Götze [...] Man richtete Tische für den Monarchen an; und diese verwandelten sich in Altäre. Man besetzte diese Tische anfänglich mit Brod, mit Wein, mit Früchten, in der Folge opferte man Thiere darauf, hernach Menschen, Könige, Kinder der Könige, und tausendfache Menschen-Opfer“. [...] Endlich gab man diesem Monarchen Bediente und Handreichung, und so kamen die Götzenpriester auf. [...] Man war verbunden, Mittel zu erdenken, den Willen eines Königes kennen zu lernen, den man nicht sah, und den man nicht hören konnte: daher kamen die Oracel, die Weissagungen, die Augurien, die Haruspicien. Endlich nahm man zu tausenderley Erdichtungen von dieser Art seine Zuflucht, die auf allerley scheinbaren Grundsätzen ergründet waren, welche sich die Betrügerey zu Nutzen machte, die Menschen zu blenden. [B. 580]

„Wie die Theocratie durch den einschleichenden Misbrauch die Gottheit verunehrete und sie oft in die Gestalt eines grausamen und bösen Menschen heruntersetzte, wie sie die erste Religion verunstaltete: so trug sie auch dazu bey, den Menschen herunterzusetzen, und ihn zum Slaven in der Societät zu machen. [...] Gott war unter dieser mystischen Regierung ein unsichtbarer Sultan: seine Diener, die Götzenpriester, waren seine Veziers, und diese wurden am Ende die alleinigen Herren der Societät“. [...] Da man Gott, dem Monarchen Weiber gegeben hatte, so übernahmen seine Priester für die eheliche Pflicht zu erfüllen und ihm Nachkommen zu schaffen: die Tempel wurden unzüchtige Huren-Häuser: die Priester verdurben die Sitten der Völker [... und gaben] die Früchte ihrer Geilheit für Kinder Gottes des Monarchen aus [...]. Diese Wunderkinder machten ein neues Geschlecht, welches man das Geschlecht der Halbgötter nannte“ [B. 581].

„Viele von diesen göttlichen Helden wurden Gesetzgeber der Völker, richteten die Mysterien ein und brachten die Menschen zum geselligen Leben, indem sie ihnen die traurigen Lehren verheelten, wodurch sie bisher gehindert waren, an ihren Wolstand zu arbeiten.“ [B. 582]

So entwickeln sich an Stelle von Trauerfesten nun Freudenfeste, es geht um Weinbau, Ackersleute, Musik, Tänze, Spiele, Rodung, Meliorisation. Aus Streit zwischen Halbgöttern, ihren Priestern und dem Volk geben sich die Völker Könige. Diese

„herrschten, wie die Götter, und die eingeschläferten Völker unterwarfen sich ihren rasendsten Befehlen, ohne zu murren. Dies ist der Ursprung der verderblichen Regierungsart gewesen, die unter dem Namen des Despotismus bekannt ist, und die man fast in allen Theilen der Welt errichtet siehet. [...] Man kann in diesem [ersten] Alter nicht genug studiren, weil es dasjenige ist, welches die Gründe und Ursachen aller Einrichtungen und

aller Meynungen in sich hält, von welchen man die Spuren stärker oder schwächer noch in den gegenwärtigen Zeiten siehet. Wir werden da die fruchtbare Quelle fast aller politischen und religiösen Ideen sehen“ [...].

„Wir werden daraus jenen verderblichen Fanatismus hervorgehen sehen; jenen Enthusiasmus, der die Menschheit so oft zu den größten Ausschweifungen wider sich selbst und wider ihres Gleichen verleitet: jenen Geist der Verfolgung und Intoleranz, der unter dem Namen von Eifer macht, daß der Mensch sich berechtigt glaubet, alle die zu quälen, die nicht einerley göttlichen Monarchen mit ihm anbeten, oder die von desselben Wesen und Dienst nicht solche Gedanken hegen, wie er.“ [B. 583 f.]

Von der furchtbetonten Despotie war es noch ein weiter Weg zur tugendbetonten Demokratie [Mulsow, 51]. Boulanger schlägt nun eine kühne Klammer, indem er die schwer zu bewältigende Vergangenheit mit den Vorstellungen von den letzten Dingen verknüpft und so auch die Hochreligionen aus den Katastrophen erwachsen lässt:

„Die Erwartung eines Gottes, der am Ende der Welt kommen sollte, sein Gericht über den Erdboden zu halten, ist eine Lehre, die mit der von der Verstörung und Wiedererneuerung des Weltgebäudes in Zusammenhang stehet“ [B. 355].

Hier muss die Aufklärung ansetzen, die zu seiner Zeit gerade durch Helvétius und Holbach den striktesten Sensualismus respektive Materialismus ausbildet. Natürlich sieht Boulanger seine Aufgabe als optimistische Perspektive:

„Der natürliche Charakter des Menschen [war] dergestalt verunstaltet [...], daß er unkenntlich, lächerlich und unbeschreiblich geworden war. Mit einem Wort, der Mensch ist ein Räthsel für den Philosophen geworden.“

„Hat die alte Polizey geglaubt, zum Besten der Völker ihnen das innere Wesen ihrer ältesten Gebräuche verheelen zu müssen: so habe ich denselben heut zu Tage einen Dienst zu thun geglaubt, wenn ich die von den Alten über die Dinge geworfene Decke aufhobe“ [B. 545].

Durch den Buchdruck habe sich binnen 2, 3 Jahrhunderte „die Sphäre des menschlichen Verstandes in einer sonderbaren Geschwindigkeit erweitert, und durch eine natürliche Wirkung ist sie in stetem Zunehmen“ [B. 546].

„Sobald man ihn aufgekläret hat, ist er den Weg der Wahrheit gegangen“ [B. 547].

Dieser Glaube an den aufgeklärten Menschen hat sich als Irrtum erwiesen, weil zu jeder Aufklärung eine um so mächtigere Gegenaufklärung gehört, die auf vielerlei Weise opponiert – und sei es in Gestalt eines Aktualismus, der schlicht und einfach alle Kräfte ignoriert, deren Spuren er zwar nicht übersehen kann, die aber während der Neuzeit auf Erden nicht zu beobachten waren. So gerieten Boulangers Einsichten ins baldige Abseits.

Auch unser Kreis kann sich nicht ganz ausnehmen: Boulangers Name, erst durch die deutsche Übersetzung von Velikovskys letztem Buch [1982] bei uns wieder aufgefunden und nachlesbar geworden, blieb noch länger unbeachtet. Benny Peiser hat bei unserem Jahrestreffen 1992 Boulangers und die von ihm gesammelten Sintfluteremonien vorgestellt und ihn 1993 [263] in seiner Dissertation erwähnt, allerdings nur in einer Fußnote. Erst Heinsohn hat 1997 seinen Anteil gewürdigt. Heute ist die Recherche einfach geworden, weil Boulangers Texte dank Google books jederzeit aufrufbar sind.

Auffällig ist, dass Boulangers nicht über die Ursachen der Katastrophe spekulieren will, obwohl seit William Whiston (1667–1752) eine Theorie vorlag, die durch einen gottgelenkten Kometen die Sintflut entstehen ließ, gestützt auf Isaacs Newtons Himmelsmechanik und geologische Befunden. Allerdings wollte Whiston am 13. Oktober 1736 die Erde durch einen Kometeneinschlag zerstört sehen, was den Erzbischof von Canterbury auf den Plan rief [wiki → Whiston]. Johan Heyn hatte 1746 wiederum Komet und Sintflut in Beziehung gesetzt. [B. 629] Boulangers Übersetzer wundert sich [ebd.], dass Boulangers dem Thema Komet trotz Whiston und Heyn nur wenigen [B. 284] und als Auslöser der Sintflut gar keinen Platz gegeben hat. Ganz offensichtlich wollte er bei seinem Wissensstand darüber noch nicht spekulieren:

„Oder hat der dunkle Schwanz eines Cometen den Erdboden umhüllet? und ist die Sündfluth nur eine Folge einer Revolution gewesen, die in dem System des ganzen Weltgebäudes merklich geworden? Alle solche Meynungen können etwas scheinbares haben; es würde aber unbedachtsam seyn, eine davon ausdrücklich behaupten zu wollen“ [B. 526].

Dasselbe gilt für die Wassermengen der Sintflut, über deren Herkunft er sich ebenfalls nicht auslassen möchte [B. 535].

Wenig mehr sagt er über die Datierung der Sintflut. Es imponierte Velikovsky [67], dass Boulangers die Sintflut nur 3.000 Jahre vor seiner eigenen Gegenwart ansetze [B. 9]. Doch das war eine Fehlesung, denn Boulangers spricht davon, dass vor 3.000 Jahren die Erde bereits das uns vertraute Oberflächengesicht gezeigt habe. Davor müssen allemal Jahrhunderte seit der Katastrophe vergangen sein [vgl. B. 8]: „Alles das zeuget von einer mächtigen Zwischenzeit zwischen der Sündfluth und den ersten Geschichtschreibern“ [B. 542]. Er konkretisiert sie dahingehend, dass für die alten Griechen die Sintflut nur 1.500 Jahre zurücklag, also (nach meiner Rechnung) etwa bei -2200 anzusetzen wäre. Kryptisch fügt er hinzu, dass dies bis zu zwei Jahrtausende weniger wäre als bei anderen Völkern [B. 302] – er hatte wohl bemerkt, dass bei manchen Völkern die Geschichte stark überlängelt war. An anderer Stelle merkte er an, dass wohl auch das alte Rom nicht so alt gewesen sei:

„Nur von dem historischen Rom, von der Historie aller Völker, glaube ich, daß man etwas abschneiden müsse, da man die eingebildeten Epochen und Perioden, die mehr aus Unwissenheit in dem wirklichen Alterthum, als aus Eitelkeit für alt angesehen zu werden, erfunden sind, nicht als wirkliche zugeben kann.“ [B. 348]

„Warum sollte man denn nicht glauben, daß die ersten Römischen Geschichtschreiber diese Geschichte, zufolge einer allgemeinen Seuche dieser Meynungen, die den ganzen Erdboden angestecket hatte, verdorben hatten?“ [B. 349]

Boulanger ist also bewusst, dass viele alte Chronologien im Wesentlichen mehr oder wenig gut erfundene Zahlenreihen sind, wie ihm auch aufgefallen war, dass die Griechen scheinbar in viel geringerem Abstand zur Sintflut lebten als andere mediterrane oder mesopotamische Völker. Er scheint sogar einen Hinweis auf die erfundenen Völker in Mesopotamien zu geben, die er noch gar nicht kennen konnte, wenn er schreibt: „Die Egypter und die mehresten Orientalischen Völker (die Erfinder von ihnen mögen seyn, welche sie wollen)“... [B. 101]

Bei Wikipedia [→ Boulanger] ist zu lesen, dass er wegen seiner These eines traumatischen Ursprungs organisierter Religion und politischem Regime zu den Autoren gehört habe, die unter den französischen Philosophen am häufigsten diskutiert wurden. Bekannt ist uns davon nichts mehr. Gleichwohl erlebte seine These 25 Jahre nach seinem Tod eine ephemere Auferstehung.

Boulanger und Weishaupt

In Erinnerung an Norbert Hierl-Deronco (1924–2009), der mir die alten Ausgaben von Adam Weishaupt zugänglich gemacht hat.

Adam Weishaupt und seine Illuminaten sind in dieser Zeitschrift bereits einmal vorgestellt worden [vgl. Illig 2007]. Deshalb nur so viel: 1773 waren die Jesuiten auch in Bayern verboten worden. Ein Jahr später erhielt in Ingolstadt, der Keimzelle der Münchner Universität, Adam Weishaupt (1748–1830) den frei gewordenen Lehrstuhl für Kirchenrecht. Bereits zwei Jahre später, am 1. 5. 1776, gründet er im kleinsten Kreis seinen Bund der Perfektibilisten, der dann Illuminaten-Orden genannt wurde. Vier Jahre lang mühte er sich mit nur bescheidenem Erfolg, diesen Orden zu verbreiten, dem weder Frauen noch Juden, Heiden oder Mönche angehören durften [Weis, 102]. Gelungen ist dies dann Freiherrn Knigge, der damals schon Kontakte mit Freimaurerlogen hatte. Es war offenbar das Ziel, sich wie ein oberster Grad über die bestehende Freimaurerorganisation zu stülpen, der dann den Marsch durch die bestehenden Instanzen antreten konnte [Riedel, 114], mit dem einiger-

maßen deutlichen Ziel, nicht die konstitutionelle Monarchie, wohl aber die absolute Monarchie abzuschaffen. Laut Riedel [119] „kann das philanthropische Programm der Illuminaten nur als verkleideter Wille zur Macht begriffen werden“. Die eingesetzten Mittel waren nach heutigem Maßstab nicht zimperlich, waren sie doch sehr genau der Jesuitenausbildung abgeschaut: Ordensmitglieder wussten fast nichts über die Oberen, die Oberen hingegen fast alles über die Unteren, die regelmäßig berichten mussten, was sie getan oder auch gelesen hatten; selbst ihr jeweiliger Bibliotheksbestand wurde nach oben gemeldet. Außerdem gab es Anweisungen von Weishaupt zum Bücher- und Briefdiebstahl für politische Zwecke [Weis. 98, 101].

Das ging nicht lange gut. 1784 schied Knigge aus, der Orden verlor rasch wieder seine Attraktivität für Intellektuelle (selbst Goethe war Mitglied und erhielt den „Doceten-Grad“, während Schiller den Orden ablehnte: Der dort herrschende Despotismus sei schlimmer als alle Übel, gegen die er kämpfen wolle [Weis. 99]). 1785 verbot der bayerische Kurfürst den Orden. Damals wusste noch kaum einer, dass an der Spitze jener Ingolstädter Professor stand, der nun eilig nach Regensburg und dann nach Gera floh. Erst ein übler Zufall – ein Priester mit geheimen Dokumenten wird vom Blitz erschlagen – bringt die Behörden zu wichtigen Ordenschergen und zu Dokumenten, die Weishaupt als Urheber und Ordensobersten ausweisen. Sie reagieren in erstaunlicher Weise: Sie vertuschen nicht, sondern publizieren diese Dokumente 1786/87 in zwei Bänden – womit das moralische Ansehen Weishaupts auf Null gebracht wird. Dieser publiziert seinerseits jetzt jene wesentlichen Schriften, die den Orden hätten zusammenhalten sollen, so sie überhaupt schon geschrieben gewesen wären. So ganz am Ende mag der Orden allerdings doch nicht gewesen sein, versuchte doch Weishaupt 1794/95, Schiller gewissermaßen nachträglich noch für den Orden zu gewinnen [Weis. 99].

Es hat dann noch bis ans Ende des 20. Jh. gedauert, ehe alle relevanten Nachlässe aufgespürt und gesichtet waren. Deshalb lässt sich nun Erstaunliches berichten.

1782 formulierte Weishaupt die „Anrede an die neuaufzunehmenden Illuminatos dirigentes“, die er als den „Schlüssel zur alten, sowohl als neuen Geschichte, zur Religion, und zu jeder Staatsverfassung in der Welt“ ansah [Agethen. 106]. Demnach schreitet die Menschheit durch die Phasen von Kindheit, Jugend und Mannesalter ihrer Vervollkommnung entgegen. Anfangs waren Ständetrennung, Eigentum, persönlicher Machtanspruch, Staatenbildung als „die großen unseligen Triebfedern und Ursachen unsers Elends“ noch unbekannt [vgl. hier und im Weiteren Agethen, 109]. Aus Familienverbänden wurden Stämme und Nationen, aus Stammesfürsten wurden Könige, die Staatenbildung – hier ging die Freiheit verloren – wurde zur Wiege des Despotismus, religiöse Differenzierung wurde zum Ursprung von Priesterherrschaft

Das Jahrhundert der Aufklärung

- 1713 * Diderot (-1784)
1715 * Helvétius (-1771)
1717 Erste Großloge der Freimaurer, London
1722 * Boulanger (-1759)
1723 * Holbach (-1789)
1724 * Kant (-1804)
1735 * Schlözer (-1809)
1745 * Herzog Ernst II. von Sachsen-Gotha (-1804)
1746 Condillac: *Versuch über den Ursprung der menschl. Erkenntnis*
1748 La Mettrie: *Der Mensch - eine Maschine*
1748: Hume: *Untersuchung über den menschlichen Verstand*
1748: Montesquieu: *Geist der Gesetze*
1748 * Weishaupt (-1830)
1749 * Goethe (-1832)
1751 Diderot / d'Alembert: *Enzyklopädie* (bis 1772)
1752 * Knigge (-1796)
1756 * Mozart (-1791)
1758 Helvétius: *Über den Geist*
1759 † Boulanger
1759 * Schiller (-1805)
1762 Rousseau: *Gesellschaftsvertrag*
1764 Voltaire: *Das philosophische Wörterbuch*
1766 Boulanger: *Das durch seine Gebräuche aufgedeckte Altertum*
1766 Holbach: *Das aufgedeckte Christentum*
1770 Holbach: *System der Natur*
1772 Helvétius: *Vom Menschen*
1773 Weltweites Verbot der Jesuiten
1776 Gründung des Illuminatenordens
1776 Amerikanische Unabhängigkeitserklärung
1779 Freimaurer durch Illuminaten unterwandert
1781 Österreichs Reformkaiser Joseph II. baut an der Staatsmaschine
1784 Knigge verlässt die Illuminaten
1784 Kant: *Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?*
1785 Verbot der Illuminaten in Bayern
1787 Weishaupt nach Gotha, Publikation seiner Rechtfertigungen
1789 Französische Revolution
1799 Napoleon Erster Konsul, dann Kaiser

und Intoleranz. Mehr als 200 Jahre später ist das alles nicht mehr revolutionär, selbst Weishaupts Satz:

„Fürsten und Nationen werden ohne Gewalttätigkeit von der Erde verschwinden, das Menschengeschlecht wird dereinst eine Familie und die Welt der Aufenthalt vernünftiger Menschen werden“,
wird uns Auf- und vor allem nach etlichen Revolutionen und Weltkriegen Abgeklärte weniger erregen als die Verteidiger des damaligen Fürstenwesens. Heute werden Weishaupts Anrede-Schriften zur sog. Popularphilosophie der deutschen Spätaufklärung gezählt [Mulsow, 33].

Schwierig zu ergründen ist die angestrebte Gliederung der Hochgrade, die Weishaupt immer wieder abänderte und erst beim einsetzenden Verfall des Ordens – wohl einer der Gründe dafür – in so genannten Anreden einigermaßen beschreiben konnte. So hat er den Grad der „Dirigentes“ – dem ursprünglich noch zwei, drei höhere folgen sollten – in den zweithöchsten Grad des „Philosophen“ und den höchsten des „Doceten“ umformuliert. Der Docetengrad enthielt die Erkenntnistheorie (aber nicht die von Kant), der Philosophengrad die Geschichtsphilosophie [Mulsow, 45]. „Die Schrift gehört zum Seltsamsten, was die deutsche Aufklärung hervorgebracht hat“ [Wilson, 135].

1787 ist diese „Anrede“ in dem Nachtrag von Originalschriften [I, 44-121] gedruckt worden, wobei die kurfürstlichen Editoren vermerkten, das anlässlich der Haussuchung bei dem Illuminaten Thomas von Bassus gefundene Manuskript stammt „von der Handschrift des Spartacus“ – das war Weishaupts Ordensnamen [Agethen, 106].

Auch 200 Jahre später, 1987, war nicht bekannt, dass 1784/85 Weishaupt nach Lektüre eines Buches noch einen Einschub tätigte, der im ohnehin zerfallenden Orden nicht einmal mehr Knigge, sondern nur noch wenige ausgewählte Ordensmitglieder wie Johann G.H. Feder und Christoph Meiners zu Gesicht bekamen. Er wurde 1993 [Wilson] erstmals ediert, aber auch damals noch nicht im vollen Umfang verstanden. Erst Martin Mulsow entdeckte 2002, dass Weishaupt ausgerechnet Boulangers These von der traumatisierten Menschheit für sich entdeckt und diese Gedankenkette ohne Verweis auf das zu Grunde liegende Buch in die „Anrede“ eingefügt hat. Sie enthielt bereits eine 'positive' Theorie zum Bevölkerungswachstum. Die

„Zunahme der Bevölkerung auf der Erde führt notwendig zur Zivilisierung, zuerst durch Völkerwanderungen, dann durch Auswanderungen wie die nach Amerika, schließlich durch interne Ausdifferenzierung der Eigentumsverhältnisse“ [Mulsow, 47].

Hier könnte man den Hinweis auf Malthus und dessen Vorstellung vermissen, dass Überbevölkerung zum Problem für die Menschheit werde (die Zahl der Menschen wüchse in geometrischer, die Menge an Lebensmitteln nur in arithmetischer Progression) – aber Malthus' *Essay on the Principle of Population*

ist erst 1798 erschienen und wurde dann für Darwin wesentlich, der im Kampf um knapp werdende Nahrung ein Mittel der Zuchtwahl sah.

Nach dieser – durchaus angreifbaren – These zum Bevölkerungswachstum fügte nun Weishaupt im Wesentlichen Boulangers Gedankengänge ein!

„Die Gleichung von Bevölkerungszunahme = Kulturzunahme gilt nur allgemein, so Weishaupt. Unsere spezielle Menschheitskultur ist eine nachsintflutliche, und deshalb durch den besagten diluvianischen Schrecken durch und durch geprägt. Die aus dem Schrecken entstandene Religiosität bringt sozusagen ein retardierendes Element in die sonst lineare Aufwärtsentwicklung der Kultur. Auch die Priestergrad-Anrede kannte ein retardierendes Moment. Nachdem, so Weishaupt damals, Jesus Christus »die Lehre der Vernunft« in Form einer vernünftigen Moral verbreitet und für das einfache Volk in religiöse Gleichnisse eingekleidet hatte, wurde die Religion von der Priesterkaste als Unterdrückungsinstrument mißbraucht. Die wahren Anhänger Jesu mußten ins innere Exil gehen und als geheime Gesellschaften, als Freimaurer die Vernunftreligion weiter tradieren. Dieses Modell hatte allerdings den Nachteil, nur auf die nachchristliche Geschichte gemünzt zu sein und noch allzusehr an freimaurerisch-esoterischen Vorstellungen zu haften. (Man könnte auch sagen: es gab sich, als Teil der »Kleinen Mysterien« noch einen christlichen Anstrich, der in der [sic] »großen Mysterien« eliminiert werden durfte.) Das neue, an Boulanger orientierte Modell war da viel universaler. Es erklärte erstens die Entstehung von Religion überhaupt, schon in urgeschichtlichen Zeiten; es ersetzte zweitens die Funktion Christi als Menschheitslehrer durch die Natur als ursprüngliche Lehrerin – der Naturalismus war dann vollkommen und jeder Offenbarungsglaube ausgeschaltet; und es ermöglichte drittens einen fundamentaleren Begriff der Mysterien.“ [Mulsow, 48 f.]

Da „unsere Bedürfnisse das grosse Triebrad sind“ [Weishaupt bei Wilson, 155], gibt es eine naiv wirkende Hoffnung, „durch Vermehrung der Menschen die Wildheit von der Erde zu vertreiben“ [ebd. 161], womit sich „die Ungleichheit der Reichthümer“ vermindern werde. Die Natur selbst wird zu diesem Zustand finden, weshalb das Individuum lediglich für Nachwuchs zu sorgen habe. Weishaupt findet deshalb zu einer „begeisterten Apotheose der Sexualität“ [Wilson, 137]: „Zeugungstrieb! Sinnlichster, aber nunmehr edelster aller Triebe!“ [Weishaupt bei Wilson, 164]. Hierzu wird der Adept eingeladen mit den Worten: „Steige also, wenn Du kannst, höher und höher zu Uns herauf“ [ebd. 152]. Hier begegnen sich Weishaupt und Karl May, der 1912 in Wien, acht Tage vor seinem Tod, den Vortrag hielt: „Empor ins Reich der Edelmenschen“ [Sudhoff, 471]. Adolf Hitler war damals anwesend und begeistert [Hamann, 544-548]. Ivan Illich [38 f.] hätte hier angemerkt, dass es sich bei dem Bestreben, alle Menschen zwölf Stufen zu Bildung und Vollkommenheit

hinaufsteigen zu lassen, um eine alchemistische Vorstellung handelt, die Johannes Comenius auf die Kindererziehung übertragen hat. Doch statt Gold zu machen, seien die Alchimisten auch hier gescheitert...

Mulsow sieht bei Weishaupt eine „vulgäre“ Kausalkette: Sintflut – Schrecken – Apokalypse – Kreuzzüge – ökonomischer Aufschwung – Kulturverfeinerung, die sich aus einer Weishaupt-Passage mit diesem Schluss ableitet:

„Wenn denn weiter diese Idee vom nahen Ende der Welt, erweislichermaassen, deluvianisch ist; und aus ihr die Lehre vom tausendjährigen [Reiche] entstanden, so muß es ja doch so lächerlich nicht seyn, zu behaupten, daß diese Lehre vom tausendjährigen Reiche die entfernte Ursache von den, durch die Kreuzzüge gewirkten Folgerungen gewesen“ [Weishaupt bei Wilson, 178 f., gemäß Mulsow, 49 f.].

Dies wirft, en passant, den Beweisgang von Ortega y Gasset über den Haufen, wonach die Ängste vor dem Jahr 1000 allein eine Erfindung des 19. Jh. gewesen seien [vgl. Illig 1999, 200]; tatsächlich dürften sie jeweils kurz vor den Säkularjahren 1300, 1400 und 1500 entstanden sein.

Zu ergänzen ist, dass Weishaupt von Boulanger wohl auch Kenntnis vom Jezdegird- (Yazdegerd-)Kalender bekam und ihn im Orden eingeführt hat. Boulanger [465] begrüßte es, dass bei ihm das Jahr an der Frühlingstagundnachtgleiche, am 21.3. begann, was Weishaupt mit einem gekürzten März und einem bereits am 21.3. beginnenden April berücksichtigte. Wenn immer wieder auf den französischen Revolutionskalender verwiesen wird, der kompromisslos 1792 als das erste Jahr der Republik, neue Monatsnamen und die Stunde zu 100 Minuten à 100 Sekunden festlegte, so bleibt erwähnenswert, dass Weishaupt schon einige Jahre früher den Kalender von der Ära „Geburt Christi“ abkoppelte, wie einst die Perser seine Rechnung 632 n. Chr. mit der Thronbesteigung von Yazdegerd III. begann und auch die persischen Monatsnamen in der Ordenskorrespondenz benutzte [zu Yazdegerd auch Müller]. In Quintessenz spricht Weishaupt

„vom Unterricht der Natur, den letztlich in den Mysterien gegeben werde, ein »gemeinschaftlich genossener Unterricht« der ganzen Menschheit. Aus ihm habe sich die ägyptische Kultur ergeben, die dann wieder auf Juden und Griechen abgestrahlt und mittels dieser die europäische Kultur erzeugt habe“ [Mulsow, 50].

Damit war freilich auch das Ende dieses Gedankengangs erreicht. Der damit konfrontierte Illuminat Christoph Meiners hat Boulangers Hauptwerke wie folgt abgeurteilt:

„Selten ist so viel Scharfsinn und Gelehrsamkeit an solche einseitige und grundlose Hypothesen verschwendet worden, als in diesen beyden Werken geschehen ist“ [Mulsow, 50].

was daran erinnert, dass schon in der deutschen Fassung des *Alterthums* auf einen Geheimrat Klotzen verwiesen wird, demzufolge das Buch „Gedanke enthalte, welche kaum ein »gesundes Gehirn hervorbringen könne.« [B. 596]

Auch bei längerem Bestehen des Ordens wäre es unwahrscheinlich gewesen, dass Weishaupt seine Adaption von Boulangers Gedanken hätte durchsetzen können. Überraschen muss aber, dass Boulanger nicht einmal bei den Enzyklopädisten nachhaltig gewürdigt worden ist. Waren seine Gedanken wirklich völlig abwegig oder allzu weit voraus?

Wir können heute besser begreifen, warum es in unseren eigenen Schriften erneut um Katastrophen, Katastrophenerinnerungen, Erschaffung der Götter und missbrauchte Priestermacht, um Bevölkerungspolitik („Menschenproduktion“) und Kalenderwesen („Wer hat an der Uhr gedreht?“), um weltweite Mythen, Eigentumsentstehung und Herrschaftsformen geht. Tatsächlich hat die Angst vor einstigen Katastrophen und ihre Besänftigung durch schier unendliche Zeiträume und Aktualismus die Aufklärung um 150 bis 200 Jahre zurückgeworfen und danach in eine ganz andere Richtung gebracht. Alfred Adler hätte seine Theorien zu Minderwertigkeitsgefühl [ab 1907] und psychischer Kompensation vielleicht nicht auf die frühen Lebensjahre des Individuums beschränkt. Und Freud? Was wusste er tatsächlich von Boulanger, als er 1935 schrieb:

„Immer klarer erkannte ich, dass die Geschehnisse der Menschheitsgeschichte, **die Wechselwirkungen zwischen Menschennatur, Kulturentwicklung und jenen Niederschlägen urzeitlicher Erlebnisse**, als deren Vertreter sich die Religion vordrängt, nur die Spiegelung der dynamischen Konflikte zwischen Ich, Es und Über-Ich sind, welche die Psychoanalyse beim Einzelmenschen studiert, die gleichen Vorgänge auf einer weiteren Bühne wiederholt.“ [Freud: Hvhg. HI]

Individuelle Vergangenheit oder kollektive Vergangenheit?

Literatur

- Adler, Alfred (1907): *Studie über Minderwertigkeit von Organen*; Berlin
Agethen, Manfred (1987): *Geheimbund und Utopie. Illuminaten, Freimaurer und deutsche Spätaufklärung*; München
Boulanger, Nicolas (1767): *Das durch seine Gebräuche aufgedeckte Alterthum. Oder kritische Untersuchung der vornehmsten Meynungen, Ceremonien und Einrichtungen der verschiedenen Völker des Erdbodens in Religions- und bürgerlichen Sachen*; Greifswald (1766 franz. Erstausgabe: *L'Antiquité dévoilée par ses usages*)
- (1794): *Ueber den Ursprung des Despotismus, besonders in den Morgenländern*; Altona (1761 franz. Erstausgabe: *Recherches sur l'origine du despotisme*)
Encyclopédie = Encyclopédie, ou Dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers, 35 Bde. 1751–1780. geleitet von Denis Diderot

- Freud, Sigmund (1935): *Nachschrift (zur Selbstdarstellung)*; in *Gesammelte Werke* 1968, Bd. XVI, Frankfurt
- Hamann, Brigitte (1996): *Hitlers Wien. Lehrjahre eines Diktators*; München
- Heinsohn, Gunnar (1997): *Die Erschaffung der Götter. Das Opfer als Ursprung der Religion*; Reinbek
- Heyn, Johan (1742): *Versuch einer Betrachtung über die Cometen, die Sündflut und das Vorspiel des jüngsten Gerichts, nach astronomischen Gründen und der heiligen Schrift angesetzt, und mit Joh. Chr. Gottscheds Vorrede begleitet*; Berlin · Leipzig
- Illich, Ivan (1998): *Selbstbegrenzung. Eine politische Kritik der Technik*; München (1975)
- Illig, Heribert (1999): *Wer hat an der Uhr gedreht? Wie 300 Jahre Geschichte erfunden wurden*; München
- (2007): Von Willemsen bis Weishaupt. Von alten und neuen Lügen; in *Zeitensprünge* 19 (3) 717-723
- Manuel, Frank E. (1959): *The Eighteenth Century Confronts the Gods*; Cambridge/Mass.
- Müller, Zainab A. (2002): Yesdegird und Djalali. Zu persischen und islamischen Kalendern; in *Zeitensprünge* 14 (2) 341-364
- Müller-Seidel, Walter / Riedel, Wolfgang (Hg., 2002): *Die Weimarer Klassik und ihre Geheimbünde*; Würzburg
- Mulsow, Martin (2002): »Steige also, wenn du kannst, höher und höher zu uns herauf.« Adam Weishaupt als Philosoph; in *Müller-Seidel/Riedel*, 27-66
- Peiser, Benny Josef (1993): *Das Dunkle Zeitalter Olympias*; Frankfurt/M. u. a.
- Riedel, Wolfgang (2002): Aufklärung und Macht. Schiller, Abel und die Illuminaten; in *Müller-Seidel/Riedel*, 107-126
- Stecchini, Livio (1963): "The Inconstant Heavens," included in the September 1963 issue of the *American Behavioral Scientist* VII, n° 1, p. 30
- Sudhoff, Dieter (2001): Empor ins Reich der Edelmenschen; in Gert Ueding / Klaus Rettner (Hg., 2001): *Karl-May Handbuch*; Würzburg, 471 f.
- Tollmann, Alexander und Edith (1993): *Und die Sintflut gab es doch. Vom Mythos zur historischen Wahrheit*; München
- Velikovskiy, Immanuel (1978): *Welten im Zusammenstoß*; Frankfurt/Main
- (1985): *Das kollektive Vergessen. Verdrängte Katastrophen der Menschheit*; Frankfurt/Main (1982 amerikanische Erstauflage: *Mankind in Amnesia*, nach Velikovskys Tod, 1979)
- Weis, Eberhard (2002): Der Illuminatenorden in Bayern (1776-1785) und die Frage seiner Fortwirkung in der späteren Zeit; in *Müller-Seidel/Riedel*, 91-106
- Weishaupt, Adam (1788): *Geschichte der Vervollkommnung des menschlichen Geschlechts*; Frankfurt · Leipzig
- Whiston, William (1696): *A New Theory of the Earth*; London
- Wilson, W. Daniel (1993): »Der politische Jacobinismus, wie er leibt und lebt.« Der Illuminatenorden und revolutionäre Ideologie. Erstveröffentlichung aus den »Höheren Mysterien«; in *Lessing Yearbook* 25 (1993), 133-184 (Weishaupt-Text von 150-184); Göttingen · Detroit

Das durch seine Gebräuche aufgedeckte Alterthum oder Critische Untersuchung der vornehmsten Meynungen, Ceremonien und Einrichtungen der verschiedenen Völker des Erdbodens in Religions- und bürgerlichen Sachen [1767]

Nicolas Antoine Boulanger (1722–1759)

[S. 586-592] **Kurze Wiederholung und Beschluss**

Wir haben im Anfange dargetan, dass bei den Griechen und den Syrern verschiedene *Feste und Gebräuche zum Andenken der Sintflut* eingeführt gewesen. Eben das hat sich bei den Indianern und bei den Wilden ergeben. Alle diese Feste haben wir jedes für sich untersucht und sie gegen einander gehalten, den Charakter davon zu entdecken. Derselbe hat sich überall betrübt und traurig gewiesen, so wie ihn die Furcht für den nahen Untergang der Welt eingegeben hat. Dies habe ich den apokalyptischen Charakter genannt. Wir haben die Zeremonien dieser Feste punktweise betrachtet: wir haben ein und dieselben Gebräuche bei vielen andern Festen gefunden, welche das Andenken der Sintflut nicht zu einem sichtbaren Gegenstand hatten: wir haben die besonderen Bewegungsgründe dieser andern Feste geprüft, und unter der Decke der Fabel und Allegorie die traurigen Ideen erkannt, die ihre Beziehung auf das Andenken der Sintflut nicht verhehlen konnten. Durch diese Methode ist es uns gelungen zu entdecken, dass fast alle Feste des Altertums zu ihrem Hauptvorwurf gehabt haben, das Andenken der betrübten Welt-Revolutionen zu verewigen, nicht allein durch Feste und Zeremonien, sondern auch durch einen Haufen Allegorien, die bald mehr, bald weniger Aufmerksamkeit verdienen.

Nachdem wir die Fabeln oder die Traditionen erzählt, welche uns die Kriege der Riesen mit den Göttern, oder die *Gigantomachie* aufstellen; so haben wir gezeigt, dass dieselbe unter der Decke der Allegorie **bald eine Kosmogonie, bald eine Historie der Revolutionen in der Natur, bald ein Sinnbild ihres endlichen Unterganges** sei: sie schildert uns die Unordnungen der Elemente beim Untergang und der Erneuerung der Welt ab: bei einigen Völkern ist sie ein prophetisches Gemälde von dem, was am Ende der Zeiten und beim Umsturz des Weltgebäudes vorgehen soll. Diese Entdeckung hat uns dazu gedient, die geheimen oder unbekanntenen Motiven einer Menge periodischen Feste oder Spiele bei den Griechen, den Römern und bei vielen andern

Völkern zu entwickeln; sie hat uns die Gedächtnis- und Trauer-Motiven aufgedeckt, die man beinahe in allen Gebräuchen der Alten vorfindet.

Diese Entdeckung ist uns behilflich gewesen, einzusehen, warum die **größten Feierlichkeiten der Alten** von einer Seite **den Toten-Festen ähnlich** gewesen. Man weinte und zwang sich, an den fröhlichsten und ausgelassensten Festen traurig zu sein: die Feste der Isis und des Osiris, so wie des Bacchus, der Ceres, des Adonis, des Attis u. a. m. waren mit Kasteiungen und Tränen verknüpft. Bei einigen Völkern freute man sich beim Absterben seiner Eltern, seiner Freunde, seiner Kinder: bei Geburten aber weinte man: man weinte beim Ackern, beim Säen, beim Ernten. Die ersten Gesänge waren nichts als klägliche Trauerlieder: kurz wir haben das alte menschliche Geschlecht in Tränen schwimmen und in eine tiefe Melancholie versenkt gesehen. Durch alle diese traurige Zeremonien suchte man sich das Elend, die Armut, die Mäßigkeit der Voreltern zu Gemüt zu führen. Solchem nach war dieser Trauer-Geist ein von den moralischen Eindrücken, welche die alte Welt-Revolution auf das Herz der Menschen gemacht hatte. Da die Ideen im Anfang sehr leicht dem Menschen einen Ekel für seine Wohnstätte beibringen konnte, so haben wir darin die Quelle der Verachtung der Welt entdeckt, die in viel neueren Jahrhunderten als eine Tugend gepredigt ist.

Aus dieser Verachtung weltlicher Dinge entsprangen die religiösen Sekten der Alten und das Mönchs-Leben: sie gab Gelegenheit zu den Fasten, den Buß-Übungen und unerhörten Streitigkeiten der Fakire in Indien, welche schon zu Alexanders des Großen Zeiten für Leute aus dem höchsten Alter her gehalten wurden. Wir haben auch über die Gymnosophisten, die Mager, die Therapeuten, die Essäer, Pythagoräer und Orphiker Untersuchungen angestellt, und ihre Lebensart, Lehren, Moral und Wahrsagungen geprüft. Wir haben schon von den ältesten Zeiten her eine **Wissenschaft des Zukünftigen und apokalyptische Ideen** als sehr üblich wahrgenommen, die sich von Volk zu Volk, von Geschlecht zu Geschlecht durch Leute fortgepflanzt haben, welche die strengste Moral einer sich immer zum Ende neigenden oder in letzten Zügen liegenden Welt übten, und die am Ende größtenteils Faulenzer, Landläufer, Glückswahrsager, und Betrüger wurden.

Wir haben angemerkt, dass die ersten Menschen aufs Geratewohl und ohne Lust zu Sozietäten oder Neigung für die Welt gelebt haben, in der sie sich eine geraume Zeit als Pilgrime, Wandersleute und Fremde ansahen: wir haben untersucht, ob nicht eine solche Lebensart den Menschen in ein wildes und barbarisches Leben habe leiten müssen. Wir haben darauf die meisten alten und neuen wilden Völker angesehen, und uns ihre Traditionen, Feste, Gebräuche und Lebensart bekannt gemacht. Wir haben bei ihnen Gedächtnisfeste der Sintflut, Trauer-Gebräuche, apokalyptische Lehren vom Ende der Welt, einen traurigen und melancholischen Charakter wahrgenommen. Diese

Untersuchung lehrte uns, dass die Wilden ursprünglich nichts anders gewesen, als über die Revolutionen der Natur aufgebrachte und der Welt so überdrüssige Menschen, dass sie in geraumer Zeit sich vereinigen gekonnt oder gewollt haben, feste und stetige Sozietäten auszumachen: dies sind Leute, die anfänglich einsiedlerisch und religiös gelebt, allmählich aber ihre ersten Grundsätze aus dem Gesicht verloren haben, und herumstreifend wild und unstetig, ja gar Menschenfresser geworden sind. Die Ägypter, die Griechen, die Juden und die europäischen Völker sind eben das gewesen, was die Amerikaner zu unseren Zeiten noch sind.

Durch die Mysterien sind die Menschen aus dem wilden Leben gezogen, und zum geselligen und bürgerlich eingerichteten Leben gebracht. Diese Mysterien waren ein Gemisch von religiösen Zeremonien und Lehren, die man für den gemeinen Mann verborgen hielt: die Alten redeten von denselben nichts anders, als mit Ehrfurcht und Zurückhaltung: ihr Ursprung geht in die Zeiten der Helden und Halbgötter zurück: ihr Geheimnis würde uns noch verborgen sein, wenn man nicht aus einigen zerstreuten Stellen der Philosophen und aus einigen bekannten Gebräuchen Licht bekommen hätte. Bei Untersuchung der etwaigen Nachrichten von den Mysterien, die auf uns gekommen sind, fanden wir, dass ihre geheime Lehre, eine traurige fürchterliche und apokalyptische Lehre von dem Ursprung und Untergang der Welt und von der Ankunft eines Gottes gewesen, der das Weltgebäude zerstören und wieder erneuern sollte: dies war das Geheimnis, welches man den Geweihten offenbarte, aber auch in Ansehung ihrer in oft unverständlichen Allegorien einschloss: was aber das Volk betraf, welches an der öffentlichen Feier der Mysterien Teil nahm, so sagte man demselben davon nichts, außer dass es den Göttern danken sollte, die den Menschen den Korn- und Weinbau gelehrt, die ihnen die Künste verliehen, welche das Leben angenehm machten, die ihren wilden Vorfahren Gesetze gegeben hätten, um sie zu einem geselligen und geruhigen Leben zu bringen. Wir haben also gesehen, wie diese Mysterien einen doppelten Gegenstand gehabt: der erste war, dem gemeinen Mann die fürchterlichen Lehren zu verhehlen, die ihm allen Mut zu nehmen vermögend, seiner Ruhe entgegen und der Aufnahme der Sozietät schädlich waren: der andere Gegenstand war, das Volk zur Arbeit zu ermuntern, seinen Fleiß zu beleben, und es zur Freude und Dankbarkeit gegen die Götter zu erwecken.

Das Geheimnis der in der alten Historie so berufenen ***Sibyllen*** war einerlei mit dem in den Mysterien: ihre Werke sind nicht mehr vorhanden: was wir unter ihrem Namen haben, ist sichtbar eine durch neuere zusammengeschmiedete Arbeit. Wir haben indessen diese Bücher analysiert, und sie als prophetische mit fürchterlichen Wahrsagungen über die Schicksale der Welt angefüllte befunden: wir haben gewiesen, dass man diesen Büchern, ob sie

gleich untergeschoben worden, doch eben den Charakter zu geben gewusst hat, der in den alten und wirklichen Schriften der Sibyllen des Heidentums geherrscht haben muss. Wir haben bemerkt, in welchen Fällen die Römer dieselben um Rat gefragt haben, und aus den Gebräuchen, die nach solchen Ratfragungen üblich waren, habe wir geschlossen, dass die Bücher der alten Sibyllen von Weissagungen über die künftigen Revolutionen, über das Ende der Welt, und über die Zukunft eines furchtbaren oder gnädigen Gottes, voll gewesen sind: ein Vorwurf, den die Politik aus eben den Gründen geheim hielte, aus welchen sie die Lehre der Mysterien versteckte.

Da das Altertum die Bücher der Sibyllen nur dann um Rat fragte, wenn es ungewöhnliche Erscheinungen in der Natur wahrnahm; so brachte uns dies natürlicher Weise darauf, die *Quelle der Furchtsamkeiten* zu untersuchen, welche alle Völker beim *Anblick der Kometen, der Finsternisse und aller außerordentlichen Veränderungen in der Natur* bewiesen haben; und wir haben zugleich die Gebräuche erwogen, zu welchen solche Furchtsamkeit Anlass gegeben. Wir wurden nach solchen Untersuchungen überführt, dass diese Furcht und diese Gebräuche *ihren Grund in einem ehemaligen Schrecken gehabt, der immer das Ende der Welt als nahe ansehen ließ*: wir erkannten zugleich, dass die *Astrologie* eine Tochter des Schreckens der ersten Menschen gewesen: für diese war auch die *Astronomie* eine unruhige und apokalyptische Wissenschaft, aus welcher viele bürgerliche Sozietäten eine geheime Wissenschaft machen zu müssen geglaubt haben, die der Regierung und dem Priestertum unterworfen werden müsste. Aus dem Missbrauch dieser Wissenschaft entstand der Götzendienst der Sabianer oder Sabier, einer Religion von sehr weitem Umfang.

Diese Nachforschungen brachten uns auf die Untersuchung aller der Kalküle, welche das Altertum über die *Dauer der Welt* gemacht hat. Wir haben dieselben der Denkungsart zugeschrieben, welche ich die *zyklische* genannt haben: Dies ist das System, welches allen sich endigenden Zeit-Perioden eine Fatalität zuschrieb, und durch die astronomischen Revolutionen bestimmen wollte, wann das Ende der Welt eintreffen werde. Dies zyklische Wesen der Alten hat sich auf die neueren fortgepflanzt. Wir haben die verschiedenen Perioden, und in Sonderheit die Periode des großen Jahres, so wie die daraus geflossenen apokalyptischen Lehren geprüft. Dieselben verkündigten ein Ende, eine Wiedererneuerung der Welt, die Zukunft eines neuen Gottes, der einerlei mit dem verderbenden Gott des Endes der Zeiten war, dessen Anknft gleichfalls in der geheimen Lehre der Mysterien und in den Büchern der Sibyllen verkündet wurde.

Der Lehrsatz von einem Gott, der kommen sollte, alle Dinge zu erneuern hatte nach dem Unterschied der Zeiten und Religionen der Menschen so viel-

fache Gestalten angenommen, dass er eine besondere Untersuchung erforderte. **Dieser zukünftige Gott** wurde in den Mysterien der Griechen unter dem Namen Bacchus angedeutet. Das Ende der Welt, die Ankunft eines höchsten Richters, und die Erneuerung aller Dinge sind unzertrennlich verbundene Lehrsätze: da diese Lehrsätze verfälschet wurden, so sind die daraus entsprungene Irrtümer eben so unzertrennlich geworden. Der Ruin der Sozietäten und Reiche ist eine notwendige Folge des gänzlichen Ruins der Welt; aber diese Begebenheiten für sich, sind oft für die eigentlichen Ankündigungen genommen, und daher hat ein jedes Volk bei einer jeden natürlichen Revolution, womit es bedrohet zu werden sich einbildete, einen König, einen Eroberer, einen Befreier, anstatt des Gottes der Welt erwartet. Diese **erdichtete Personen und Helden**, sind in den Köpfen der Leute unendlich vermehrt: man trifft allenthalben eine leere und unbestimmte Erwartung an: alle Nationen haben einen gehabt, den sie bald unter diesem, bald unter einem anderen Namen erwartet haben. Durch die Untersuchungen über diese verschiedenen Personen sind wir überführt worden, dass sie sich **in die Stelle des höchsten Richters eingeschlichen** haben, die nach den Lehren der ersten Religion kommen sollten, die Menschen zu richten, die Welt zu verstören und zu erneuern. Diese Ideen haben das menschliche Geschlecht am Ende aller Perioden unruhig gemacht: die Torheit wurde eine periodische Krankheit: die Völker richteten auf alle außerordentliche Menschen, die unter ihnen auftraten ihre erwartende Blicke: und dieser Wahwitz wurde die Ursache einer unendlichen Menge bürgerlicher, politischer, sittlicher und Religions-Unruhen. Die Kenntniss dieses Irrtums ist uns behilflich gewesen, die allerwichtigsten Rätsel in den Denkungsarten und in denen Betragen der Menschen in gewissen Jahrhunderten aufzulösen.

Wir sind darauf wieder zur Untersuchung des **Systems der Perioden** gegangen: wir sind die Säkular- und Jubel-Perioden durchlaufen, im gleichen die Zyklen und die feierlichen aus der zyklischen Denkungsart entsprungenen Gebräuche. Ich habe dieselben **zyklische Gebräuche** genannt. Wir haben anfänglich die Säkular-Feste der Mexikaner untersucht: diese haben uns geholfen, die bei den Römern und Juden bei gleicher Gelegenheit üblichen Gebräuche, von welchen sie den Grund nicht wussten, zu erklären. Wir haben die Jubel-Feste, die Lustren, und alle periodische Spiele der Griechen und Römer, jede für sich erörtert: Bei solcher Gelegenheit ist vom heiligen Feuer, von den Vigilien oder religiösen Nachtwachen: von der Einstellung aller Acker-Arbeiten am Ende gewisser Zyklen: von Zerbrechung des Hausgeräts bei einigen Völkern am Ende der Jahrhunderte, geredet. Alle diese Dinge haben uns wiederum gelehrt, dass eine Zeit gewesen, in welcher jedes Ende eines Jahrhunderts, eines Zyklus, einer Periode, als eine Erinnerung von den Völkern genommen wurde, sich **zum Ende der Welt bereit** zu halten: wir

haben daraus gelernt, dass in den allerältesten Zeiten eine ganz trauervolle Religion und eine völlig apokalyptische Liturgie gewesen sein müsse.

Von da sind wir zur Prüfung eben desselben Systems in den bei Gelegenheit des Wechsels der Jahre oder der Jahreszeiten angeordneten Festen fortgegangen. Wir haben die *Jahr-, Sonnen- und Mond-Feste* erwogen: wir haben Jahr-Feste diejenigen genannt, mit denen ein Jahr oder eine Jahreszeit anfang, oder sich endigte. Wir haben gezeigt, was für Verwirrung die Veränderungen der Kalender bei verschiedenen alten und neuen Völkern in die verschiedenen Ansetzungen und Verteilungen dieser Feste gebracht haben: wir haben gesucht, den Charakter aller dieser Feste, und die Stellen, die sich nach Maßgebung der Gebräuche haben sollten, zu entwickeln: wir haben gesehen, wie einige das Andenken des Vergangenen zum Vorwurf gehabt, andere über das Zukünftige Unterricht gegeben, oft auch einerlei Feste beide Vorwürfe vereinigt haben, die aber durch Mythologien und Fabeln sehr verfälscht und verdunkelt worden.

Wir haben eben einer solchen Prüfung auch die Mond-Feste unterstellt: wir haben dieselben an Neu-Monden, Vollmonden und den beiden Vierteln gefunden: bei solcher Gelegenheit handelten wir von dem Zyklus der sieben Tage oder der Wochen. Wir haben gesehen, wie die Religion die Tage der vier Mond-Phasen geheiligt: wir haben in den Charakter dieser Feste und in Sonderheit des hebräischen Sabbats geforscht. Allenthalben haben wir die Trauer-Ideen wiedergefunden, womit die erste Religion die Menschen unterhielt. Wir haben weiter den Charakter der Gebräuche der täglichen Perioden angesehen. Das sind die Religions-Handlungen in den unterschiedenen Teilen der heiligen Tage, welche *das traurige Altertum* mit dem Abend, als die Zeit anfang, da man anfänglich in Zweifel sein konnte, ob die untergegangene Sonne wieder aufgehen werde.

Endlich haben wir dieses Werk mit einer *Untersuchung der physischen und moralischen Wirkungen der Sintflut* beschlossen. Diese waren der natürliche Schluss aller unserer Untersuchungen: und man wird dadurch alle diejenigen Wahrheiten bestätigt finden, die wir nur als von ferne wahrgenommen hatten. Ende

Edition: Um das Auge nicht durch Worte wie *Sündfluth, seyn* oder *geprüft* abzulenken, wurde die Schreibweise der heutigen angepasst und die starke Verbbeugung ersetzt. Sonstige Grammatik und die Zeichensetzung blieben unverändert; Fettkursivsetzungen stammen vom Herausgeber. Die letzte Buchseite des hier gegebenen Textes fehlt bei *Google Bücher*.

Rätselhaftes Zinn

Volker Heinitz

Zur Bronzeherstellung wird bei Ausnahme von Arsenbronzen neben Kupfer auch Zinn benötigt. Bei *Meller* [2004, 12 f.] werden von R. Schwarz und H. Genz Chronologie-Tabellen für Deutschland und Südkandinavien sowie Europa und den Mittelmeerraum dargeboten. Darin beginnt die Aunjetitzer Kultur der Frühbronzezeit etwa um -2200 und endet etwa bei -1600. Dies ist in Deutschland die erste Kultur, die Bronzegegenstände verwendet.

Mit der Aunjetitzer Kultur eng verbunden ist das Fürstengrab von Leubingen, von dem sich eine Rekonstruktion im Museum für Ur- und Frühgeschichte Weimar befindet. Neben bronzenen Dolchklingen, Beilen und Meißeln befanden sich als Grabbeigaben ein verzierter goldener Armring, zwei goldene Gewandnadeln, 2 goldene Noppenringe und ein goldenes Spiralröllchen.

„Dendrologische Untersuchungen der bei der Grabung geborgenen und heute noch erhaltenen Hölzer ergab, dass die Grabanlage um 1940 v.u.Z. errichtet wurde“ [Dušek, Hg. 1999, 76].

Anlässlich einer Tagung der Bodendenkmalpfleger Thüringens wurde am 23.10. 2010 ein neues Dendrodatum für das Leubinger Fürstengrab mit -1811 seitens des *Thüringer Landesamtes für Denkmalpflege und Archäologie Weimar* verkündet. Mit diesem etwa 130 Jahre jüngeren Datum gäbe es auch eine bessere zeitliche Übereinstimmung zwischen den Grabbeigaben und den Hölzern. (Damit haben wir einen weiteren Beitrag zur „jahrgenauen“ Datierung mit der naturwissenschaftlichen Methode der Dendrochronologie.)

Da es vor der Bronzezeit auch eine Kupfersteinzeit in den Chronologien gibt – stellvertretend soll hier die Glockenbecherkultur ab -2400 gemäß oben genannter Chronologietabelle stehen –, benötigte der Mensch etwas Zeit, um vom „reinen“ Kupfer zur Zinnbronze zu finden.

Im Mittelmeerraum wird eine extrem lange Kupfersteinzeit postuliert und der Übergang zur Bronzezeit in das - 3. Jtsd. verlegt. Da dort Zinnquellen rar sind, lässt v. *Schnurbein* [2009, 110 f.] die Herkunft des „ältesten Zinns“ via zweier bogenförmiger Pfeile vom Abbildungsrand aus dem Ungewissen jenseits des Kaspischen Meeres in Richtung Mesopotamien ragen.

Zum „Zinn-Problem“ der Frühbronzezeit schreibt *Illig*:

„Einige Megalithgebiete sind auch **Bergbauregionen**: Los Millares in Andalusien, die Bretagne, Cornwall, Scilly Islands. Mit mindestens einem dieser Gebiete verbinden sich die geheimnisvollen, verheimlichten Kassiterides, die Zinninseln der Phönizier.

Noch unlösbarer als diese Lokalisation zu Phönizierzeiten ist das **Zinnproblem** des -3.Jtsd. für die Altertumskundler. [...] Aber die verzweifelte Suche nach Zinnminen des -3.Jtsd. führte nicht zum Zinn, sondern zu der Befürchtung, dies werde »das große Rätsel der Frühen Bronzezeit-Archäologie bleiben« [Wertimé lt. Ig. 2005, 144].⁶⁸

⁶⁸ James Muhly musste auf dem *Internationalen Symposium für Archäometrie* 1990 in Heidelberg dementieren, dass in der Südtürkei endlich die erste Zinnmine für das -3.Jtsd. gefunden worden wäre“ [Illig 2009, 222].

Für Illig steht fest, dass erst zu Beginn des -1.Jtsd. die Zinnbronzeverarbeitung begonnen hat.

Was wissen wir sonst über Zinnquellen in Mitteleuropa zur Bronzezeit?

Eine Internetmitteilung der Stadt Schneeberg unter dem Titel *Freundeskreis Stadtarchiv Schneeberg – Erzgebirgisches Zinn* teilt zum Problem Zinnseifen folgendes mit:

„Auch in der Region des Westerzgebirges wurden schon früh Vorkommen von Zinnerzen bekannt. Aus der Zeit vor über 3000 Jahren sind Tagebaue im Gebiet der Sauschwemme auf dem 1018 m hohen Auersberg bei Johanngeorgenstadt wissenschaftlich [?; V.H.] nachgewiesen [...].

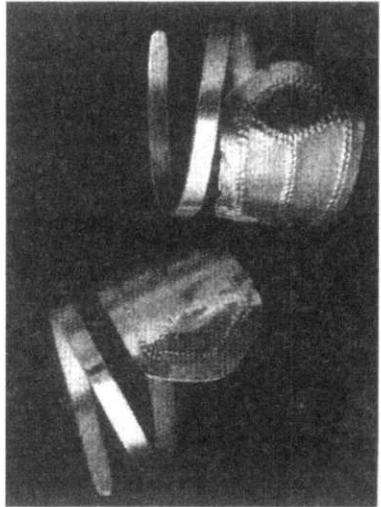
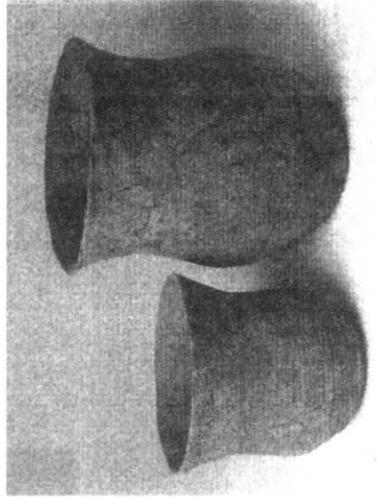
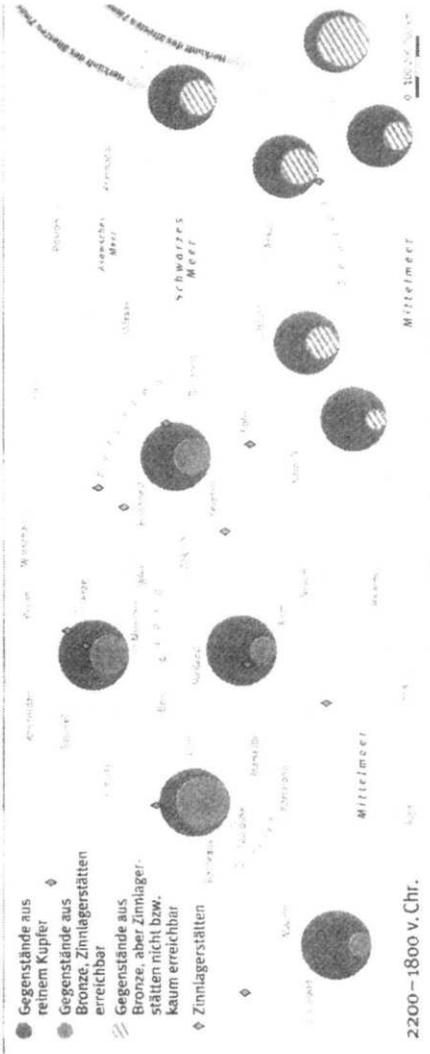
Der Zinnstein war gegenüber der Verwitterung unanfällig und wurde nicht weit transportiert. In den Talsohlen und Berghängen bildeten sich Zinnseifen-Lagerstätten“.

Die Nutzung von Zinnseifen in der Bronzezeit aus der Elbe bei Dresden-Coschütz erwähnt auch E. *Probst* [1999, 375], allerdings nur sehr kurz.

Da es bis heute Forschungskonsens zu sein scheint, dass die bekannten Zinnquellen aus dem Erzgebirge frühestens im -1. Jtsd. ausgebeutet wurden, bleibt für Mitteleuropa die Frage nach der Herkunft des Zinns in der Aunjetitzer Kultur scheinbar noch offen. Diese Frage kann möglicherweise künftig positiv beantwortet werden. Dabei ist zu beachten, dass die Glockenbecherleute als Vorläufer der Frühbronzezeit neben Kupfer auch über Gold verfügten.

Ich darf an dieser Stelle auf eine Ausgrabung anlässlich der Verlegung der Erdgas-Pipeline STEGAL (Sachsen-Thüringen-Erdgas-Anbindungsleitung) 2005/06 bei Apfelstädt, Lkr. Gotha verweisen, wo M. *Küßner* [2006, 55 f.] über ein reich ausgestattetes Grab der Glockenbecherkultur berichtet.

„Die östlichste Grablege der spätneolithischen Kulturen lag im Abstand von ca. 75 m im Osten der soeben besprochenen Grabgrube der Glockenbecherkultur. Es handelt sich um ein Holzkammergrab mit reicher Beigabenausstattung (Abb. 11, 12). Zu diesen Beigaben zählen auch zwei Lockenringe aus Elektron [einer auch natürlich vorkommenden Gold-Sil-



- 1) Die Ausbreitung der Bronzelegierung – Wissen aus dem Orient [v. Schnurbein 2009, 110 f.]
- 2) Teile des Inventars des reich ausgestatteten glockenbecherzeitlichen Grabes in Apfelstädt, Lkr. Gotha [Kußner 2006, 60 f.]

ber-Legierung]. Diese Stücke gehören zu den ältesten Edelmetallfunden Mitteldeutschlands und sind der erste Nachweis von Lockenringen mit schildförmig ausgetriebener Platte in Deutschland“ [ebd. 58, 60].

Die Form der Goldringe und Beigabenbecher deuten auf enge Kontakte zur böhmischen Gruppe der Glockenbecherkultur hin. Eine unkalibrierte C14-Datierung des Knochenmaterials aus dem Grab ergab eine Zeitstellung von 3825 ± 30 BP, was nach Umrechnung mit dem Programm CalPal der Universität Köln [www.calpal.de] einer Datierung von 2270 ± 50 v. Chr. entsprechen soll.

Für den Fall, dass dieses Gold ursprünglich aus den Thüringer Wald stammen würde (wofür es z. Z. keinerlei Hinweis gibt), wäre es dann analog zum Erzgebirge mit großer Wahrscheinlichkeit durch Flüsse und Bäche in die Ebenen transportiert worden – wo es als Nugget oder „Seifen“ gewaschen werden konnte. Man kannte sich also aus mit der „Seifen-Technologie“ schon zur Zeit der Glockenbecherkultur.

„Blühende Landschaften – Mitteldeutschland in der frühen Bronzezeit“ – so lautet eine Überschrift eines Beitrages von H. Genz im Katalog zur Sonderausstellung der Himmelsscheibe von Nebra [Meller 2004, 168].

„Mitteldeutschland zeichnet sich in der Frühbronzezeit durch einen ungewöhnlichen Fundreichtum aus. Deutlich wird dies an den reich ausgestatteten, als Fürstengräber bezeichneten Bestattungen von Leubingen und Helmsdorf und an der großen Masse frühbronzezeitlicher Depotfunde. Wie die Depotfunde von Dieskau III und Gröbers-Bennewitz zeigen, können diese bis zu mehreren hundert Bronzegegenstände umfassen. Diese außergewöhnliche Konzentration bedeutender frühbronzezeitlicher Funde lässt sich nicht anhand eines einzelnen Faktors erklären, hier kommen verschiedene naturräumliche und siedlungsgeografische Ursachen zusammen, die nur in ihrer Gesamtheit die Bedeutung der Region erklären lassen können. [...] Mitteldeutschland weist zwar bedeutende Metallvorkommen auf, so Kupfer [...], Silber und sogar das seltenen vorkommende Zinn im Erzgebirge, bislang fehlen allerdings eindeutige Hinweise darauf, dass diese bereits in der Frühbronzezeit ausgebeutet wurden.“

Auch die Zeitschrift *Archäologie in Deutschland* [2/2009] widmete diesem Problem einen Artikel unter der Überschrift „Gesegnetes Land – Metallschätze im Saalegebiet 2300 – 800 v. Chr.“. Dort wird sich auch mit dem Phänomen *Hortfunde* auseinandergesetzt (s. Abb. 3). Aber auch da wird keine Verbindung zwischen den überdurchschnittlich großen Hortfunden, der bedeutenden Funddichte und dem Zugang zum Zinn hergestellt.

Die heute bekannten Zinnlagerstätten von Cornwall über die Bretagne bis ins Erzgebirge stammen gemeinsam aus der variskischen Gebirgsbildung im Karbon. Deshalb ist die isotopische Zusammensetzung dieser Erze auch außerordentlich ähnlich.



	Weißer Elster	Weida	Schließenbach	Moosgraben	Leuba	Wipise	Bendelgrund	25 m - Terrasse der Weißen Elster bei Zossen
Hämatit	xx	xx	xxx	xx	xx	x	x	x
Magnetit	xxx	xx	x	xx	x	xxx	x	xx
Zinnstein	xx	xx	xxx	x	xx	o-x	x	x
Pyrit	x	xx	o-x	o	o	xxx	o	x
Granat	x	o	n.n.	o	n.n.	x	o	x
Zinnober	o	o	x	xx	o-x	o	o	o
ged. Quecksilber	o	o	n.n.	n.n.	n.n.	o	x	n.n.
Turmalin	x	o	n.n.	o	n.n.	x	o	x
Epidot	x	o	n.n.	n.n.	n.n.	x	o	x
oxid. Fe-Minerale	xxx	xx	xxx	xx	x	xxx	xx	xx
Zirkon	x	xx	n.n.	xx	xx	o	x	x
Anatas	n.n.	n.n.	o	n.n.	n.n.	o	n.n.	n.n.
Brookit	x	x	n.n.	n.n.	n.n.	n.n.	o	o-x
Amalgam	o	o	o	n.n.	o	o	x	n.n.

n.n. - nicht nachweisbar, o - nachgewiesen, x - wenig, xx - häufig und xxx - sehr häufig

- 3) Massenfunde von Beilen = Dreiecke, von Sicheln = Kreise [Maraszek 2009, 8]
 4) Häufigkeit der wichtigsten Schwerminerale [Grunewald/Fröber/Gerlach, 34]

Das Erzgebirge in der heutigen Form stellt das Erosionsrudiment eines Teils dieses alten, aus Ergussgestein (Granit) und Schiefergesteinen bestehenden Gebirges dar. Die ehemaligen höher liegenden und nun erodierten Gebirgstteile befinden sich aufgrund Jahrmillionen andauernder Erosion im nördlichen und südlichen Sedimentationsgebiet davon. Es wurde praktisch eingeebnet, bis auf das in der Erde noch befindliche Massiv. Dieses war dadurch der Erosion entzogen. Ein ursprüngliches Fließgewässersystem verteilte den Schutt bis weit in die Ebenen und damit auch die im Schutt befindlichen Erze.

Im Tertiär kam es zu einer Anhebung dieses Rudimentmassivs als Erzgebirge in Form einer Pultscholle, die nach Norden abfällt. Die in diesem Massiv noch befindlichen Zinn-Lagerstätten waren nun auch der Erosion ausgesetzt, allerdings aufgrund des Zeitabstandes seit der Anhebung im Tertiär bis heute wesentlich weniger stark. Deshalb ist die Erzkonzentration im Erzgebirge auch deutlich höher als in den Sedimentationszonen. Fast alle Erzlagerstätten des Erzgebirges befinden sich heute auf deutscher Seite. Die einzige grenzübergreifende Lagerstätte befindet sich bei Zinnwald (D) und Krupka (CZ). Die übrigen tschechischen Zinnlagerstätten befinden sich im Böhmischem Mittelgebirge und um Karlsbad/Franzensbad. Da mir nur vom nördlichen Sedimentationsgebiet mineralogische Detailinformationen vorliegen, konzentriere ich mich darauf.

In rezenten Fließgewässersystemen des nördlichen Sedimentationsgebietes – von der Saale bis zur Schwarzen Elster in der Lausitz – findet man im Schwermineralschlich (das ist das am Ende in der Goldwaschpfanne verbleibende interessante Sedimentgeschiebe) neben geringen Mengen an Gold und anderen Mineralien auch häufig Zinnstein (SnO_2), z. T. in beachtlichen Mengen [Freundliche Mitteilung v. Werner Grunewald, Geologe].

Ein frühbronzezeitlicher Goldsuchender bzw. Aunjetitzer findet also beim Goldwaschen in der Pfanne am Ende neben wenigen Goldflittern und kleinen Nuggets auch Zinnstein in verschiedenfarbiger und körniger Form. Durch Reduktion mittels Holzkohle kann direkt ohne weitere Aufbereitung daraus reines Zinn gewonnen werden, aber auch das Einstreuen diese Körner ohne vorherige Reduktion direkt in die Kupferschmelze ist denkbar. Dabei entstehen Zinnbronzen mit sehr niedrigem und schwankendem Zinngehalt. Es kann also der Fall sein, dass Zinnstein zuerst in den Ebenen gefunden und verarbeitet wurde. Beim einzuschätzenden damaligen Zinnbedarf sollte das Zinn in ausreichender Menge über Zinnseifen aus Fließgewässern bzw. deren Schotterterrassen geborgen worden sein. Naturgemäß hinterlässt diese Art von Erzgewinnung kaum bis keine archäologischen Spuren, außer vielleicht in Form sogenannter Raithalden. Das sind längs des Wasserlaufes aufgeschichtete Halden aus Bachgeröllen, die beim Erzwaschen wegen ihrer Größe störten

und aus dem Wasser genommen wurden. In der Frühbronzezeit ist damit aber wohl noch nicht zu rechnen.

Vorstehende synoptische Tabelle (Abb. 4) stammt aus einer Veröffentlichung zum Thema „Goldwaschen in Ostthüringen“ [Grunewald/Fröber/Gerlach 1996, 34]. In ihr findet man eine Auflistung der relativen Häufigkeit von den wichtigsten Schwermineralien nach Schürfstellen in der Weißen Elster, der Weida sowie zwischen Greiz und Gera in die Weiße Elster und Weida einmündende Bäche sowie einer Geschiebeterrasse oberhalb der Weißen Elster bei Zossen.

Die Beobachtungen der Geologen und Goldwäscher beweisen damit einen deutlich weiteren Transport von Zinnstein neben anderen Schwermineralien in die Ebenen hinein, als vom Freundeskreis des Schneeberger Stadtarchivs postuliert. Zinnstein lag praktisch vor der 'Haustür' der frühbronzezeitlichen Kulturen und könnte damit als ein wesentlicher Faktor zum Metallreichtum der Frühbronzezeit beigetragen haben. Damit dürfte ein wichtiger Baustein in das mitteldeutsche Mosaik des frühbronzezeitlichen Reichtums an Bronzefunden eingefügt sein.

In einer Internet-Information zur Himmelscheibe von Nebra wurde unlängst folgendes mitgeteilt:

„Und zwar stammt das erforderliche Zinn mit großer Wahrscheinlichkeit aus Cornwall im Südwesten Englands. »Das haben geochemische Analysen ergeben«, sagte der Archäometallurge Ernst Pernicka von der Universität Tübingen. Aber es gibt geringe Abweichungen, danach könnte das Zinn mit einer gewissen Restwahrscheinlichkeit auch aus der Region der nordböhmischen Bergstadt Krupka (Graupen) im heutigen Tschechien stammen. Das Zinn aus beiden Regionen ähnelt sich stark in der Zusammensetzung...“ [derStandard.at].

Offenbar deuten die „geringen Abweichungen“ deutlicher auf Nordböhmen und damit auf das Erzgebirge, welches aber aus chronologischer Sicht nicht so recht passt, nunmehr aber doch nicht unter den Tisch fällt.

Nachtrag

Eine von W. Grunewald an der Mannichswalder Sprotte, einem Bach zwischen Ronneburg und Schmölln, beim Ort Posterstein durchgeführte Untersuchung führte zu folgendem Ergebnis:

Mineral:	Hämatit	Zinnstein	Rutil
Rel. Häufigkeit:	XXX	XXX	XXX

(XXX = sehr häufig)

Literatur

- Dušek, Sigrid (1999): *Ur- und Frühgeschichte Thüringens*, Stuttgart
- Grunewald, Werner / Fröber, Hans-Georg / Gerlach, Rolf (1996): Gold in Ostthüringen; in *Museum für Naturkunde Gera, Naturwissenschaftliche Reihe*, Heft 23, 1996
- Illig, Heribert (2005): *Die veraltete Vorzeit*, Gräfelting
- (2009): *Geschichten, Mythen, Katastrophen*, Gräfelting
- Küßner, Mario (2006): Ein reich ausgestattetes Grab der Glockenbecherkultur von Apfelstädt, Lkr. Gotha; in *Neue Ausgrabungen und Funde in Thüringen* (Heft 2/2006), Hg. Archäologische Gesellschaft in Thüringen e.V., Langenweißbach, 55-62
- Maraszek, Regine (2009): Gesegnetes Land – Metallschätze im Saalegebiet 2300–800 v. Chr.; in *Archäologie in Deutschland*, Heft 2/2009, 6-11
- Meller, Harald (Hg. 2004): *Der geschmiedete Himmel*, Halle · Stuttgart
- Probst, Ernst (1999): *Deutschland in der Bronzezeit*, München
- Schnurbein, Siegmund von (Hg. 2009): *Atlas der Vorgeschichte*, Stuttgart
- www.freundeskreis-stadtarchiv.net/zinn2.pdf
- www.derStandard.at/1259281529732/Material-fuer-Himmelsscheibe-von-Nebra-stammt-aus-Cornwall

Volker Heinitz, 07554 Brahmenau, Am Zuckerberg 31
24.10.10

Qatna: -2600, -1600 oder -600 ?

Gunnar Heinsohn

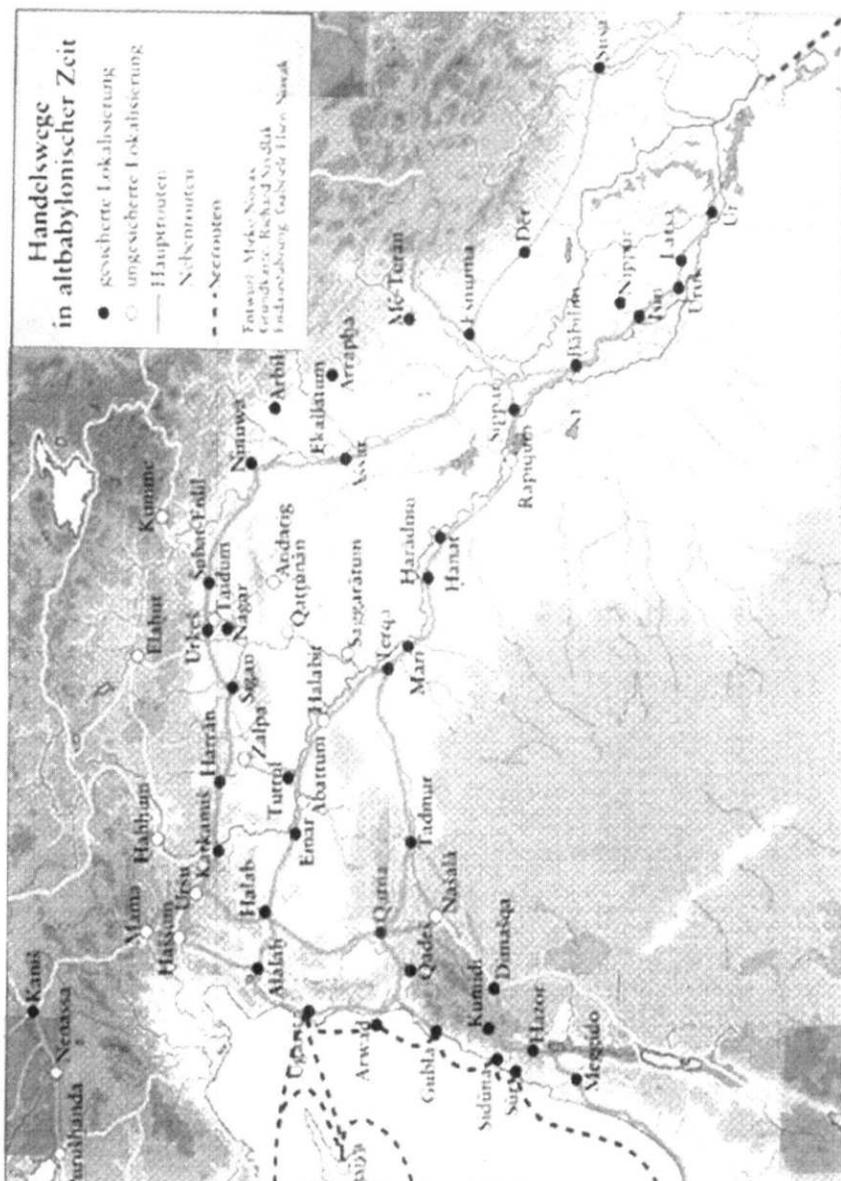
„Diese Granitgefäße dort« [in der seit -1340 unberührten und 2009 gefundenen Gruft], sagt Pfälzner, »die sind ägyptisch. Sie stammen aus dem Alten Reich, aus der Zeit um 2600 vor Christus. Das waren hier damals schon Antiquitäten«* [FAZ. 21. 9. 2009; Hvhg. GH].

I. Lage von Qatna (Tell Mishrife)

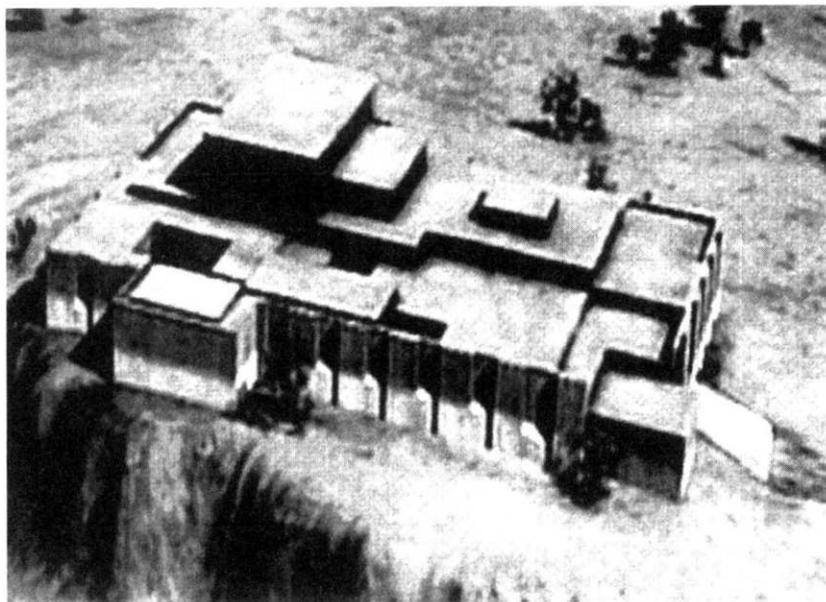
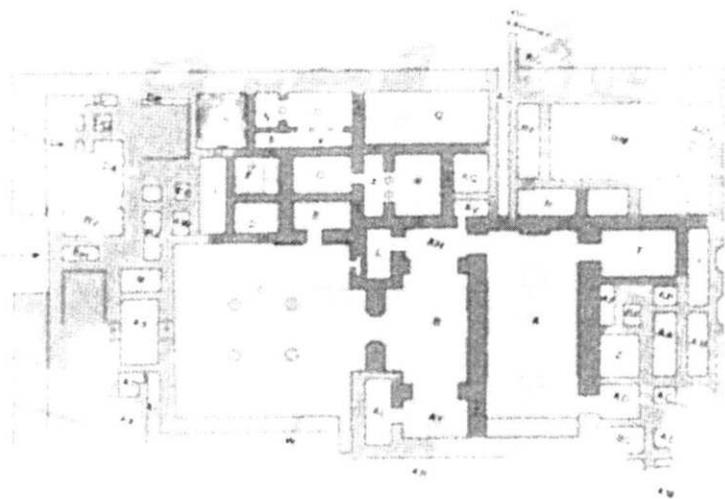
Graf *Robert Du Mesnil du Buisson* (1895–1986) macht sich in den 20er Jahren seinen archäologischen Namen bei den Ausgrabungen von Dura Europos, einer von Seleukos I. (312–280) am Euphrat im heutigen Syrien gegründete Stadt. Kurz darauf bekommt er mit *Tell Mishrife* seinen eigenen Ausgrabungsplatz. Den bedeutendsten Fund liefert ein Schachtgrab mit 40 Skeletten sowie Waffen aus Kupfer und Bronze nebst einem großen Posten Keramik [Du Mesnil 1930; 1935]. Der Tell wird mit der Stadt Ga-da-nu/ni^{Ki} identifiziert, die aus den Mari-Texten bekannt ist und als Qatna gelesen wird. Das Herrscherhaus wird – wie auch im gleichzeitigen Mari – dem rätselhaften Volk der Amurriter/Amoriter (auch Martu) zugeordnet, die der Autor mit dem iranischen Stamm der Amarder/Marder identifiziert. Aus ihm stammt Kyrus der Große. Bis zum Ende des Achämenidenreiches stellen seine Bogenschützen die militärische Elite des Imperiums. Bei den westlichen Nachbarn in Mesopotamien stehen – so des Autors These – die Amarder/Marder (keilschriftlich: Amurriter/Martu) also *pars pro toto* für die Herren Irans.

Seit 1999 graben Archäologen der Universität Tübingen unter Leitung von Peter *Pfälzner* in Qatna. Sie kooperieren mit *Daniele Morandi Bonacossi* von der Universität Udine (Italien) und dem syrischen Antikendienst unter Leitung von *Michel al-Maqdissi*. Auf dem rund einen Quadratkilometer großen Tell konzentrieren sich die Ausgrabungen auf den 18.000 Quadratmeter großen Palast, wo 2002 die Gräberanlage der Herrscher entdeckt wurde. 2009 ergrub man dort sogar eine nie zuvor geöffnete Gruft („Gruft VII“).

Seine Lage 18 km nordöstlich von Homs und 180 km nordöstlich von Damaskus prädestiniert Qatna als Handelsknotenpunkt zwischen Ägypten im Westen sowie Anatolien und Mesopotamien im Osten. Die strategische Bedeutung der Stadt wird dadurch unterstrichen, dass der „altassyrische“ Großkönig Schamschi-Adad seinen Kronprinzen Ischme-Dagan von Ekallatum mit einer Prinzessin aus Qatna verheiratet. Der Autor hat die beiden Herrscher als die assyrischen Alter Egos der Mederherrscher Kyaxares und Astyages aus Ekbatana identifiziert [Heinsohn 2006a; 2006b].



Qatna im Verkehrsnetz des Vorderen Orients in der so genannten altbabylonischen Zeit (bibelfundamentalistisch nach Abraham datiert -1800; realiter Babylonien der Achämenidenzeit (-6./5. Jh.). [qatna1]



Grundriss der Palastes von Qatna [tübigen]
Rekonstruktion des "Königspalastes" von Qatna [terra-x]
Zeitensprünge 3/2010 S. 589

Das Ende Qatnas wird sothisastronomisch auf -1340 datiert. Als wichtige Stadt der Mitanni wird sie in den Untergang dieses Imperiums hineingerissen. Wahrscheinlich wird sie von Truppen aus dem Land Kat (Kappadokien, „Hethitien“) eingenommen. Koordinator der Mitanni-Niederwerfung wird der Amurriter Aziru. Der Autor hat ihn mit Kyrus gleichgesetzt, der ein Bündnis aus Armeniern, Persern und Kappadokiern gegen den letzten Mederherrscher Astyages in Stellung bringt.

II. Geschichte und Stratigraphie von Qatna

In Qatna spielen sowohl die späteren „Altassyrer“ als auch die Mitanni eine Rolle. Insbesondere der amoritische Großkönig Schamschi-Adad und der mitannische Großkönig Schauschatra stiften dabei Verwirrung. Für ihre Auflösung ist an die bisherigen Forschungsergebnisse zu den beiden Herrschern zu erinnern [Heinsohn 2006a; 2006b].

Da die herrschende Altorientalistik den „Amoriter“ *Schamschi-Adad* (Saamsi-Iskur) – Eroberer von Assur und Unterwerfer Ninives – nicht als den assyrischen Namen des medischen Großkönigs *Kyaxares* (griechisch; *Kutik* Inshushinak in Susa) – Eroberer von Assur und Unterwerfer Ninives sowie Herr über die Amarder/Marder – erkennt, datiert sie ihn über den ihm nachfolgenden und abrahamdatierten Hammurabi (1792–1750) gegen -1850*/-1833 [König] bis -1776 (lange Chronologie).

Kyaxares ist in hurritischer Sprache als Mitanni-Großkönig *Schauschatra* (Schauschtatar etc.) überliefert, der ebenfalls als Eroberer Assurs und Unterwerfer Ninives bezeugt ist, aber nicht abrahamitisch, sondern sothisastronomisch in die zweite Hälfte des -15. Jh. datiert wird. Weil die moderne Forschung die durchaus reichhaltig vorliegenden Funde zu Kyaxares für seine – nicht erkannten – Alter Egos Schamschi-Adad und Schauschatra verbraucht, gilt er – und mit ihm gleich das ganze medische Großreich – heute als griechische Erfindung:

„Das von der klassischen Überlieferung – in erster Linie von Herodot – gebotene Bild einer medischen Reichsbildung darf durch die neuassyrischen Quellenzeugnisse als widerlegt gelten und keine historische Glaubwürdigkeit beanspruchen“ [Rollinger 2005, 3].

Die Herrscher Qatnas gelten als amoritisch (amurritisch) wie auch ihr Oberherr Schamschi-Adad (-1808 ff.), mit dem sie seit Ischi-Adad verbündet sind. Obwohl dieser König gegen -1800 datiert wird, gibt es aus Ägypten keine Erwähnung Qatnas vor dem 33. Regierungsjahr von Thutmosis III. (-1446). Gleichwohl verblüfft Qatna mit – uns noch beschäftigenden – Gefäßen und anderen ägyptischen Objekten aus der Zeit des Alten Reiches (2640–2155) und des Mittleren Reiches (2060–1785).



Auswahl aus einem September 2002 durch Tübinger Archäologen gemachten Fund von 63 (auch „73“) Tontafeln aus Qatna. Das „königliche Archiv“ des Idanda wird sothisastronomisch gegen -1400 datiert. Es berichtet u.a. von militärischen Aktivitäten gegen das bereits wankende Reich der Mitanni. Nach der antiken griechischen Chronologie befinden wir uns im Reich der Meder des -6. Jh. [Foto: Günther Mirsch; s. Mirsch]. Basaltstatuen aus Qatnas „Königsgruft“ der mittleren und späten Bronzezeit (1800–1550; real: -7. Jh.; gefunden 2002) [imgres].

Stratigraphie von Qatna [Abou Assaf 1997; Novak 2004; Pfälzner 2006]

später	Byzantinische Besiedlung
--------	--------------------------

nach -600	Neo-Babylonischer Hilani-Palast
-----------	---------------------------------

-700	Eisenzeit II und III mit Wohnbauten <i>direkt</i> auf SB-Bauten.
bis	„Aramäer-Palast“. Bibelfundamentalistisch über Sargon II.
-850	[Jesaja 20:1] <i>real: -5./4. Jh.</i>

-850	
bis	Rätselhafte Besiedlungslücke
-1300/1200	<i>real: keine Lücke</i>

-1300	Späte Bronzezeit. Weiternutzung selbst der Fußböden des
bis	„Königs-Palasts“ sowie „Unterstadt-Palast“ (50 Tontafeln; 500
-1590/50	Elfenbeinfragmente) und „Kleiner Palast“. Im Schutt Sphinx der Tochter Ita von Amenemhet II. (1875–1840). 63 Tontafeln aus dem Archiv von Idanda (-1400). Mitanni-Herrschaft mit akkado-hurritischer Schrift. Aziru-Angriff gegen Tuschratta (Amarna-Brief 55). Löwenkopf aus Ostsee-Bernstein wie auch in Mykene. Ende – hethitisch=kappadokisch – mit Brandzerstörung bei -1340. <i>real: -6. Jh. (Ishme-Dagan=Tuschratta=Asytages-Zeit)</i>

-1600/1550	Mittlere Bronzezeit II. Monumentaler "Königs-Palast" mit
bis	18.000 m ² und Saal A von 20 x 40 m. Größte Ausdehnung.
-1800	Königsgruft mit zwei Basaltstatuen aber viel zu wenig Knochen für „mindestens 500 Jahre“. 4 Türen mit echten Ziegel-Bögen. 5 Stadttore. Malerei "offenkundig ägäisch". Amoriter-König Ischi-Adad als Partner des Amoriters Schamschi-Adad (-1808) <i>real: -7./6. Jh. (Schamschi-Adad=Schauschtra=Kyaxares-Zeit)</i>

-1800	
bis	Mittlere Bronzezeit I. Bisher nur Gräber, keine Bauschicht
-2000	<i>real: -7. Jh.</i>

-2000	
bis	Frühe Bronzezeit III und IV (Dorf oder Kleinstadt)
-2500	<i>reale bzw. griechische Zeit: -8./7. Jh.</i>

Kutik = Shamschi-Adad = Schauschatra = Kyaxares

Kyaxares auf *Elamitisch* als **Kutik-Inschuschinak** in
Abrahamdatierung: 2240–2220

Iranischer Herrscher, der in Susa stratigraphisch direkt auf Altakkader folgt, von dort dann rätselhaft verschwindet und in Mesopotamien als König der „vier Weltgegenden“ die Altakkader beerbt.

Kyaxares auf *Assyrisch* als **Schamschi-Adad** („I.“) in
Abrahamdatierung: bedeutendster Herrscher der „Altassyrer“, 1808–1776
die stratigraphisch direkt über Altakkadern liegen. Nie aufgefundene Hauptstadt: **Ekallatum** (assyrische Lesart). Vorgänger von Ischme-Dagan, der das Reich an "altbabylonische" Amoriter verliert.

Kyaxares auf *Hurritisch* als **Schauschatra** nach Sothisdatierung, dessen Mitanni stratigraphisch direkt über Altakkadern liegen. Nie aufgefundene Hauptstadt: **Washukanni** (hurrische Lesart). Vorgänger von **Tuschratta** (bis -1350), der Mitanni-Reich an Amoriter Aziru verliert.

Kyaxares als angeblich unauffindbare „*griechische Erfindung*“
(griechisch datiert): 624–584

der in Mesopotamien als Großkönig die Ninos-Assyrer beerbt
Hauptstadt: **Ekbatana** (griechische Lesart). Vorgänger von **Astyages**, der angeblich fiktives Meder-Reich an den Amarder Kyrus verliert, den die Assyriologie teilweise ebenfalls verworfen hat.

Zur Zeit von Thutmosis III. wird die Stadt von den Mitanni beherrscht, deren berühmter König Schauschatra erstaunlicherweise aber nicht erwähnt wird. Nirgendwo – und nun auch für Qatna nicht – gibt es in einem Tell mit materiellen Kulturgütern der Mitanni (bis -1340) etliche – für 400 Jahre reichende – Schichten über Schichten Shamschi-Addads, dessen „Altassyrer“ bald nach -1800 untergehen. In Qatnas rätselhafter archäologischer Lücke (1340/00–850) wiederum überrascht ein Assurnasirpal („I.“) gegen -1050 mit der Auskunft, Herr eben dieser Lücke zu sein.

III. Zu wenige königliche Skelette oder zu lange Chronologie für Qatna?

Schon seit der Entdeckung der königlichen Hauptgruft im Jahre 2002 rätseln die Ausgräber über den eklatanten Mangel an Knochen. Gerade einmal „die Reste von knapp zwei Dutzend Personen“ sollen eine dynastische Zeit von 460 Jahren bezeugen:

„Diese Kammern müssen bereits bei der Errichtung des Palastes, die Pfälzner in das frühe achtzehnte Jahrhundert vor Christus datiert, angelegt und wahrscheinlich von da an kontinuierlich benutzt worden sein, also etwa vierhundert Jahre lang. In dieser Zeit hätten sich aber sehr viel mehr königliche Leichen ansammeln müssen. Es könnte also sein, dass man die Königsgruft von Zeit zu Zeit sozusagen entrümpelt und die Gebeine der bereits länger Verstorbenen nebst ihrer Grabbeigaben umgebettet hat – unter anderem hierher, in die [2009 entdeckte] Gruft VII. Es gibt archäologische Befunde, die, wenn sie sich weiter erhärten, die *Umbettungstheorie* stützen. Einmal sind die Gefäße in Gruft VII typologisch etwas älter als die in der Königsgruft. Dann wäre da der Schmuck in der Alabastervase. »Bei einer Bestattung dürfte er dem Toten angelegt worden sein«, vermutet Pfälzner. »Warum hat man ihn hier in diese Vase gestopft, wenn nicht zum Transport?« Vor allem aber liegen etliche Knochen in Gruft VII nicht völlig zufällig verteilt herum, sondern lassen eine Anordnung erkennen. »Da sind etwa die Langknochen nebeneinander gelegt wie zu richtigen Päckchen.« Diese Knochenkonzentrationen haben einen auffällig rechteckigen Umfang und sind von Häufchen zu Staub zerfallenen Holzes begrenzt. Offenbar hatte man die Knochen also in Kisten gepackt, sie darin weggetragen und hier abgestellt“ [Rauchhaupt 2009; Hvhg. GH].

Die Knochenverschickungstheorie darf sicher als eine der besonders farbigen Ideen für das Ausfüllen zu langer Chronologien gelten. Sie ändert aber nichts daran, dass für Qatna maximal ohnehin nur sechs Herrscher ins Auge gefasst werden. Den Ausgräbern mangelt es mithin nicht nur an Knochen, sondern auch an Herrschern, denen sie die fehlenden Knochen zuordnen wollen. Niemand kann angeben, für wen die nicht existierenden Skelette überhaupt erforderlich wären.

Für die jetzt benannten sechs Könige fallen durchschnittlich mindestens 85 Jahre Regierungszeit an. Da aber die ersten zwei abrahamdatierten über

Ishi-Addu [Adad]	ab -1840 (abrahamdatiert über Schamschi-Adad)
Amut-pî-El	ca. -1750 (abrahamdatiert über Hammurabi)
Naplîma	ca. 2. Hälfte des -15. Jh.
Sînaddu, Sohn des Naplîma (?)	ca. Ende des -15. Jh.
Idadda	ca. -1400 (sothisdatiert wie Mitanni),
Akizzi (Amarnabriefe EA 52-55)	ca. -1340 (sothisdatiert wie Mitanni)

300 Jahre vor den letzten vier sothisdatierten liegen, bewegen sie sich – um den Preis dieser mysteriösen Lücke – doch im natürlichen Rahmen. Die königslosen drei Jahrhunderte können die Ausgräber nicht glücklich machen.

Denn auch der archäologische Befund Qatnas spricht für eine sehr kurze Zeitspanne für die angeblich über 500 Jahre andauernden Perioden. Denn der Königspalast aus der Mittelbronzezeit II wird in der Spätbronzezeit

„nahezu unverändert weiterbenutzt, wobei sogar die alten Fußböden zum größten Teil beibehalten werden“ [Pfälzner 2006, 164].

Böden aus Kalkmörtel halten durchaus eine Weile, aber nach dreißig bis fünfzig Jahren der Nutzung steht schon eine Erneuerung an. Der Fußbodenbefund verweist mithin auf Jahrzehnte, wo jetzt Jahrhunderte mit historischem Personal möbliert werden müssen.

Bei Anerkennung – aufgrund der Identität beider mit Kyaxares – der Gleichzeitigkeit und Gleichheit von Schamschi-Adad (abrahamdatiert nach -1800) und Schauschatra (sothisdatiert nach -1450) erledigen sich Pfälzners Fußboden- und Knochenprobleme umgehend. Fußböden wie Knochen müssen nicht für den Zeitraum 1800–1340, sondern lediglich für den Zeitraum von konventionell 1440–1340 reichen. Realiter aber geht es noch knapper zu, weil es sich hier um die – griechisch datierte – Mederzeit (625–550) handelt.

IV. Können Funde aus Ägyptens Mittlerem Reich (2134–1803) Qatnas hohes Alter im -18. Jh. untermauern?

Wenn Skelette fehlen und nicht abgenutzte Fußböden Qatnas Blütezeit von fünf bis sechs Jahrhunderten auf weniger als eines schrumpfen lassen, dann könnten immer noch die zahlreichen Funde aus dem Mittleren Reich für einen Aufschwung bereits im -19. Jh. sprechen. Allerdings wird die Sphinx der Ita, Tochter von Amenemhet III. (1853–1805) im Schutt der Spätbronzezeit gefunden, deren Ende gegen -1200 und in Qatna gegen -1340 datiert wird.

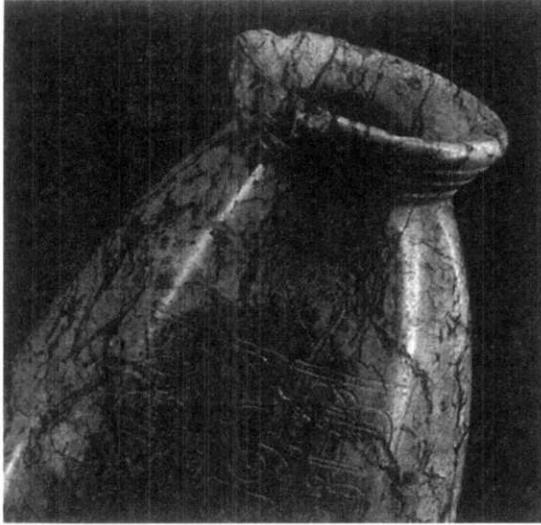
Konventionelle Datierung des Mittleren Reiches versus

Datierung seiner Relikte in der Levante

Mittleres Reich
(11. und 12. Dynastie)
2134–1803

Fund-Stratigraphie von Objekten aus dem Mittleren Reich in der Levante [Ahrens 2006, 25]*
1550–1200 (Spätbronzezeit)

* “At Hazor in the upper Galilee a further sphinx of Amenemhat III – albeit fragmented – was found in a cultic building dating to the Late Bronze Age. [...] Most of these (Middle Kingdom) objects – if not all of them – seem to be found in contexts that cannot be attributed with certainty to the period of the 12th Dynasty, the Middle Kingdom or sometimes even the Middle Bronze Age (with the exception of Byblos).”



Ägyptisches Gefäß aus Serpentin (21 cm hoch). Die hieroglyphische Inschrift erwähnt den ägyptischen König Amenemhet III. (12. Dyn.; 1853–1805 [Übersetzg. bei Ahrens 2006, 19]. [© Marc Steinmetz/Visum1]).

Sphinx der Ita (Tochter von Amenemhet III. (1853–1805] aus Qatna [homs]



Zwei runde ägyptische Altreichsgefäße aus Granit aus der 2009 gefundenen Qatna-Gruft („Gruf 7“), die gegen -2600 datiert werden [© Wita/Pfälzner: Universität Tübingen].

Die Überlappung von Mittlerem und Neuem Reich mit einer Realzeit griechischer Chronologie im -7./6. Jh. [Heinsohn/Illig 2010, 454/57] wird wie in Qatna auch in anderen Fundorten der Levante stratigraphisch bestätigt.

V. 1.000 Jahre alte Antiquitäten als Grabbeigaben?

„Neben zahlreichen Keramikgefäßen fanden sich in der 2009 entdeckten Kammer [›Gruft 7‹] mehrere Gefäße aus Granit. Es handelt sich um ägyptische Importe, die **1000 Jahre früher** als das Grab in der Zeit des Alten Reichs Ägyptens hergestellt wurden“ [Archäologie 2009; Hvhg. GH].

Kaum ein Befund aus Qatna wirkt sensationeller als die ägyptischen Antiquitäten, die in der Königsgruft als Grabbeigaben dienen. Sie werden in die 3. Dynastie und damit auf rund -2600 datiert, sollen also bereits bei Ankunft in Qatna Antiquitäten mit einem Alter von mindestens einem Dreivierteljahrtausend sein – bei einem Maximalalter von sogar 1.260 Jahren.

Auch hier bestätigt sich stratigraphisch die Überlappung der 3. Dynastie mit Mittlerem und Neuem Reich bei einer Realzeit griechischer Chronologie im -7./6. Jh. [Heinsohn/Illig 2003, 452]. Die verzweifelte Antiquitätentheorie des begabten Ausgräbers Pfälzner zeigt nur einmal mehr, was die Schreibtischchronologen mit den Ausgräbern vor Ort alles anzustellen vermögen.

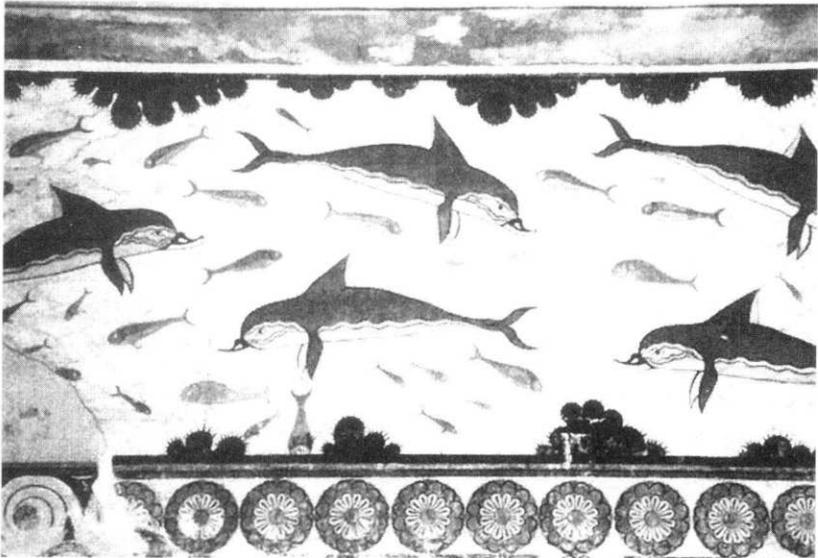
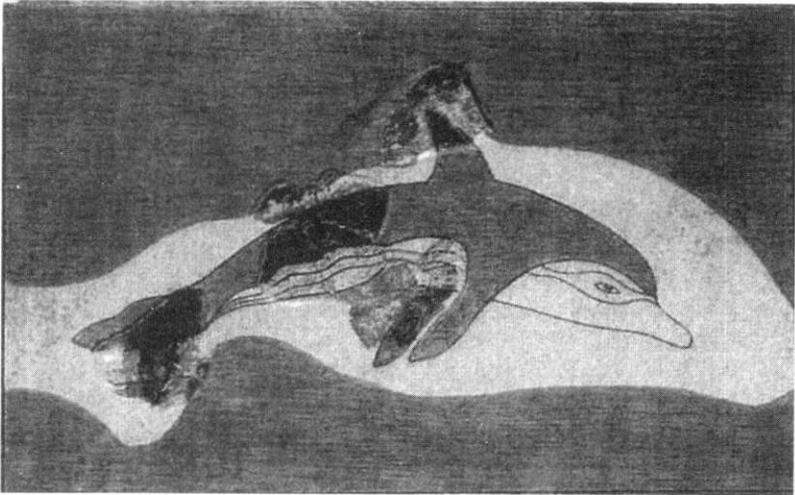
Was die Stratigraphie von Qatna chronologisch gleichzeitig macht

Altes Reich	Mittleres Reich	Neues Reich	Mitanni=Meder
3. Dynastie	Amenemhet III.	Amarna/Mitanni	
-2600	-1800	-1340	-600

VI. Minoische Wandmalereien à la Kreta, Santorini und Paestum

Mehr als 3.000 Fragmente von Wandmalereien werden in Qatna geborgen.

„Das Ergebnis verblüfft: Es sind minoische Bilder, wie man sie von Kreta oder Santorin kennt – unter anderem ein einst 3 Meter langer und 30 Zentimeter hoher Fries mit einer lebhaften Landschaft am Wasser. Die Archäologin Constanze von Rügen hat sich in ihrer Doktorarbeit damit befasst. Sie findet »keine Parallelen« dazu in den archäologischen Stätten des östlichen Mittelmeerraums. Die Fresko-Technik (Malerei auf nassem Putz), etliche Motive und die Farben in Qatna sind nicht orientalisches, sie haben ihren Ursprung in der minoisch-ägäischen Welt. [...] Und weil Kalkputz von einer Lehmziegelwand, die wie Holz »arbeitet«, nach 50 bis 70 Jahren abplatzt, datiert sie die Qatna-Wandmalereien auf frühestens 1400 v. Chr.“ [Focus 2009].



„Minoischägäische“ Wandmalerei aus Qatna (Landes-Museum Stuttgart 2009; -1400) [landesmuseum]
Delphinfresko mit Rosetten (Megaron, Knossos. Gegen -1450 datiert) [kreta]

Am ehesten stellen die Fresken aus dem süditalienischen Paestum der *Magna Graecia* direkte Fortsetzungen der minoischen und/oder Qatna-Wandmalerei dar. Sie werden -480 oder später angesetzt und verweisen einmal mehr darauf, dass Qatna ganz nah an diese Zeit herangehört.

Wie Elfenbeinarbeiten (s. nächstes Kapitel) der historischen Hochkulturen zwischen -3100 und -500 streuen sollen, so gilt auch für Wandmalereien, dass sie – „nach“ den „altsteinzeitlichen“ Höhlenkunstwerken (zu ihrer Abfolge mit den bronzezeitlichen [Illig, 168]) – durchaus selten sind, aber ebenfalls zwischen -3000 (Tell Uqair/Irak) und -500 (Paestum) streuen.

Die Hochphasen der Wandmalerei liegen – sowohl in der Ägäis (sothisdatiert über Ägyptens Neues Reich) wie auch in Ägypten (Neues Reich) und Syrien (parallel zum Neuen Reich) wiederum spätbronzezeitlich. Besonders gut erhaltene Exemplare gehören in die 19. Dynastie von Ramses III., der stratigraphisch (Tell Daba, primärer Bietak-Bericht) und technologiehistorisch (etwa beim Schiffsbau, beim rot eingefärbten Glas und bei der Goldgranulation) in die späte Perserzeit gehört (-4. Jh. [Heinsohn/Illig 2010, 419 ff., 456]).

Chronologisch bleiben die Ramses III.-Malereien auch in der Rekonstruktion jünger als die ägäischen Malereien und ihre sensationellen Gegenstücke in Qatna. Sie sind aber auch jünger als die Arbeiten aus Paestum, wenn deren Datierung in das frühe -5. Jh. gültig bleibt und damit ungefähr gleichauf liegt mit den jetzt abrahamdatierten Malereien aus dem Palast in Mari. Insgesamt gilt für die Wandmalerei, dass ihre Entwicklung nicht vor dem -7. Jh. einsetzt.

VII. Elfenbein aus Qatna: -1400 oder -500?

Das italienische Archäologenteam aus Udine hat in einem der Nebenpaläste von Qatna ein Antlitz aus Elfenbein gefunden, Ein Auge war erhalten und relativ aufwendig gearbeitet mit dem Körper aus Kalkstein und der Pupille aus Bergkristall. Man hat das Stück an das Ende der Stadt, also sothisastronomisch auf -1340 datiert.

Elfenbeinarbeiten ähnlicher Qualität und Ästhetik haben immer verblüfft, weil sie über einen Zeitraum von -3100 bis -500 zu streuen scheinen, zwischenzeitlich aber verschwinden. Die Elfenbeinchronologie wird mithin von ähnlichen Lücken geplagt wie etwa die des Glases. Gleichwohl gibt es nirgendwo eine Stratigraphie, die in einer bis -3100 heruntergehenden Schichtung das abwechselnde Auftauchen und Verschwinden der köstlichen Schnitzereien belegen könnte. Die unterschiedlichen Daten sind unterschiedlichen Fundstätten und auf sie angewandten wissenschaftsfremden Datierungssystemen, nicht jedoch unterschiedlichen Fundtiefen geschuldet.

Selbst diese disparaten Zugänge werden nicht immer konsequent durchgehalten. Es gibt also nicht nur pseudoastronomische Sothisdatierungen (-2. Jtsd.), bibelfundamentalistische Abraham- und Israel/Juda-Verankerungen



Elfenbeingesicht aus Qatna (-1400) [qatna2]

Elfenbein-Sphinx aus Nimrud (-8. Jh. bibelfundamentalistisch; real achämenidisch: -5. Jh.) [bibleorigins]

(-3. bzw. -1. Jtsd.) sowie Daten nach den antiken griechischen Historikern (-1. Jtsd.). Es gibt auch reine Ausgräberwillkür. Dabei ragt Flinders *Petrie* heraus, der Elfenbeinfunde aus ein und demselben Depot in Hierakonpolis auf die Naqadazeit (3100–2950), auf die 3. Dynastie (2640–2575) und auf die 12. Dynastie (1990–1785) verteilt. Da eine Elfenbeinfigur von Thutmosis III. (-15. Jh.) stilistisch gut vergleichbar ist mit einer anderen aus Abydos, die gegen -2950 datiert wird, aber ein Rautendekor aufweist, wie wir es aus der 18. Dynastie (1550–1290) kennen, deckt eine kunsthandwerklich ganz eng zusammengehörende Tradition ägyptischer Elfenbeinarbeiten üppige 1.800 Jahre ab [alles bei Heinsohn/Illig 2010, 227 ff.].

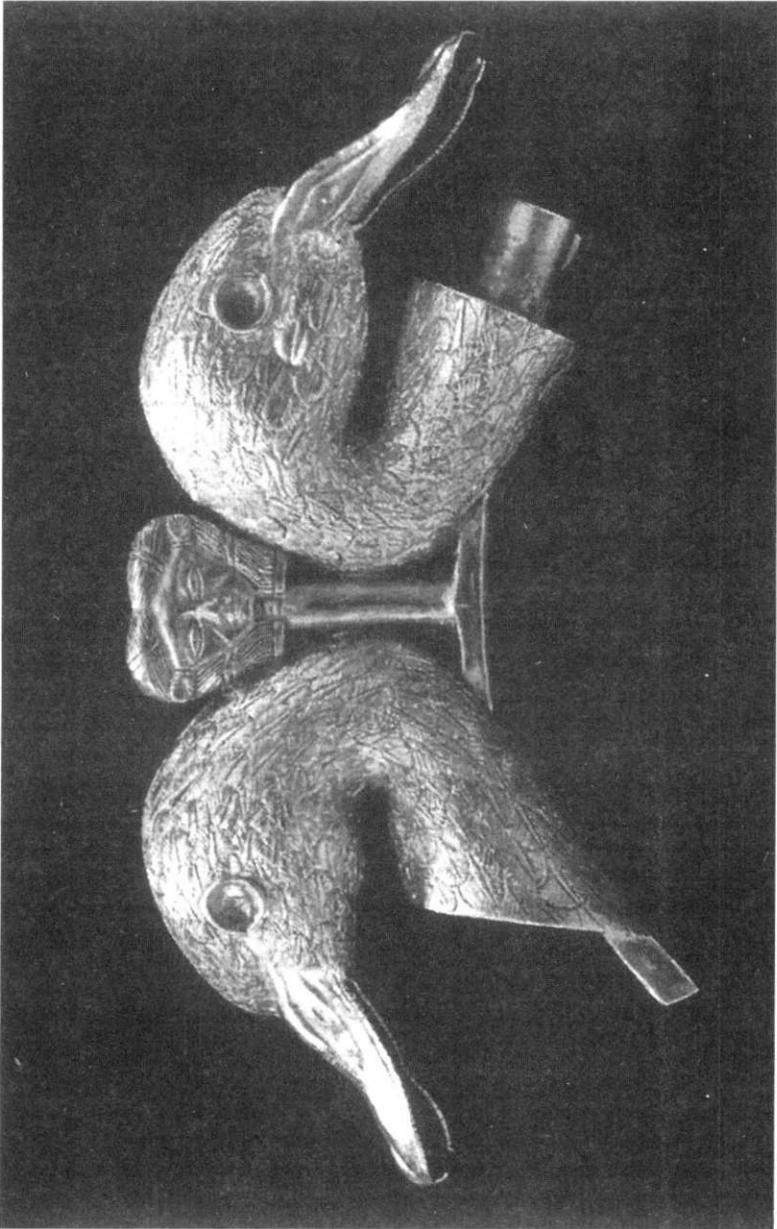
Bezieht man – neben Funden aus Mykene, Anatolien und Israel/Phönizien, die über ägyptologische Querdatierungen zwischen dem -18. und -12. Jh. landen – Elfenbeinfunde aus Assyrien (Nimrud, Assur) ein, die über Israel/Juda ins -9. bis -7. Jh. platziert werden, überstreichen vergleichbare Stücke sogar 2.500 Jahre. Geht man dann noch in den hellenischen Raum (Zypern [Enkomi], Samos-Heraion) streifen wir sogar das -6. Jh. – diesmal in altgriechischer Datierung. Schon die Samos-Ausgräber erkennen jedoch, dass ihr Elfenbeinlöwe ägyptischen Stücken von -1350 bis -1200 ähnelt [alles bei Heinsohn/Illig 2010, 227 ff.].

Das Elfenbeingesicht aus Qatna gemahnt am ehesten an das Sphinxgesicht aus Nimrud. Es wird in das -8. Jh. datiert, das in unserer Rekonstruktion dem -5./4. Jh. des perserzeitlichen Assyrien entspricht. Die Arbeit aus Nimrud fällt noch feiner aus und man mag darin ein Stück Stil- und Technikevolution am Werke sehen. Diesen Fortschritt könnte man auch für das elfenbeinerne Frauengesicht aus Nimrud konzidieren. Wenn man für diese Entwicklung einige Jahrzehnte veranschlagen will, kommt man mit dem Qatnagesicht hinter das -6. Jh. kaum zurück.

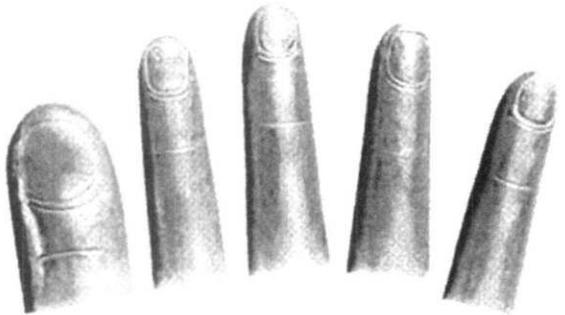
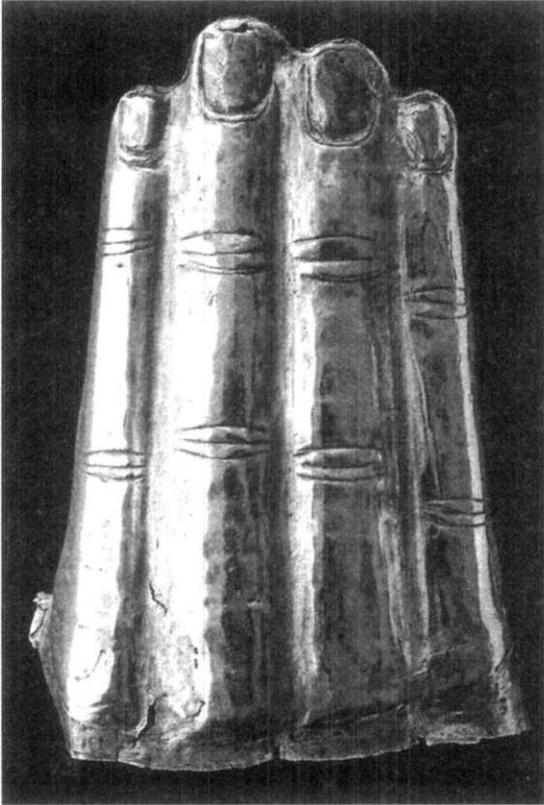
VIII. Qatnas Gold und seine Parallelen im -5. Jh.

Obwohl antike Goldmasken vor jedermanns geistigem Auge stehen und insbesondere in ihren prachtvollen Ausführungen für Tutanchamun längst Logo-grammcharakter gewonnen haben, gibt es in der Antike doch nur drei Epochen, für die bisher bemerkenswerte Funde dieser Art gemacht werden konnten. Es handelt sich um die sothisdatierte späte Bronzezeit im -15./14. Jh. mit Funden in Mykene und Ägypten, um die bibelfundamentalistisch Juda-datierten Tanismasken der 21./22. Dynastie (frühes -1. Jtsd.) sowie um das altgriechisch datierte -6./5. Jh. mit Funden im makedonischen Ohrid/Trebenište.

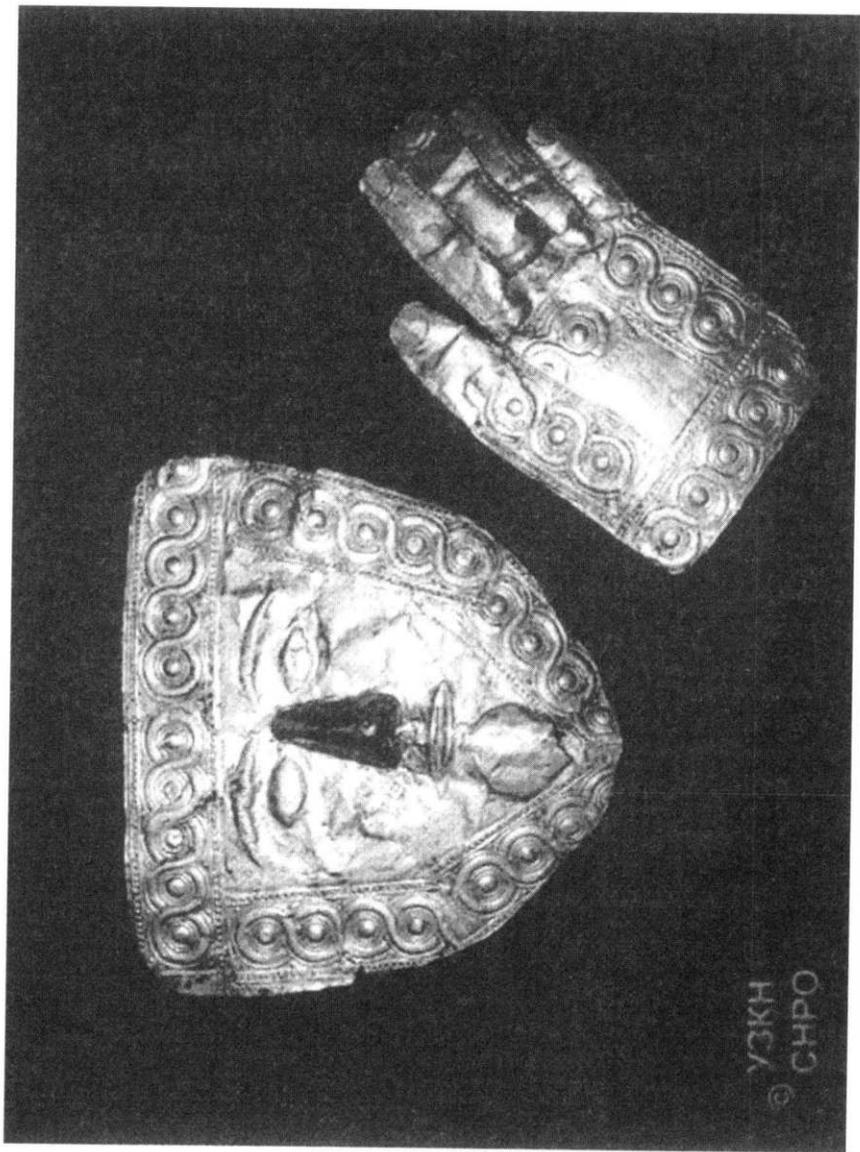
Die kleinere Goldschmiedekunst dieser Epoche ist mit Fingerkuppen oder handschuhähnlichen Gebilden nicht minder auffällig. In Qatna wird zwar keine Maske gefunden, aber doch eine goldene Hand, die nächste Parallelen in den goldenen Fingerkuppen von Tutanchamun besitzt. Dessen goldene



Entenköpfe, Gold, Qatna Königsgruft (7 cm lang; -1400) [© Steinmetz/Visum2]



Goldene Hand aus Qatna (Mitannizeit, -14. Jh.) [api]
Goldene Fingerkuppen des Tutanchamun (sothisdatiert in Mitannizeit: -14. Jh.) [csartsblog]



Goldener Handschuh mit Fingerring, Ohrid/Mazedonien (2002 gef.; -5. Jh.)
nebst Maske im Stil der vier im nahen Trebenište gefundenen Stücke [mav].

Masken wiederum haben einfachere und womöglich etwas frühere Gegenstücke im ägyptologisch sothisdatierten Mykene. Die goldene Hand aus Qatna und die Goldmasken aus Mykene haben vergleichbare Stücke dann erst wieder in Ohrid und Trebenište [s. bereits Illig 2005, 35-44].

Gewiss sind alle Stücke Unikate und sehen entsprechend unterschiedlich aus. Aber die Parallelen beschränken sich nicht auf goldene Hände/Handschuhe, sondern wiederholen sich beispielsweise in einer goldenen Rosette aus Qatna, die wiederum in Ohrid eine auffallend ähnliches Gegenstück findet. Ob diese Rosette die Krone der Mohnkapsel symbolisiert, mag hier dahin gestellt bleiben. Dass Mohn für Dionysos und seine Kulte eine inspirierende Rolle übernimmt, ist dagegen unstrittig.

Einmal mehr zeigt sich, dass die mindestens acht Jahrhunderte, die zwischen die beiden Goldschmiedewerke gelegt werden, chronologischen Schreibtischkonstruktionen entspringen. Das Wunder eines angeblich dreifachen Auftauchens dieser Kunst löst sich umgehend in nichts auf, wenn die stratigraphische und technologische Evidenz in ihr Recht gesetzt wird.

IX. Fazit

Blühen soll Qatna zwischen -1800 und -1340. Die Namen und aufgefundenen Skelette seiner Herrscher jedoch reichen vielleicht nur für ein Jahrhundert. Dazu passt auch, dass im Palast die Fußböden nicht erneuert worden sind, was wiederum nur für Jahrzehnte, nicht jedoch für Jahrhunderte denkbar ist.

Die Funde Qatnas erstrecken sich sogar von -2600 (Granitvasen aus dem Alten Reich) bis -1340 (angenommener Zeitpunkt der Zerstörung). Dieses Enddatum ist der pseudoastronomischen Sothisrückrechnung geschuldet, durch die den Mitanni ein Datum ebenfalls in dieser Periode angewiesen wird. Für diese indoarischen Pferdezüchter werden mithin die Funde für die medischen indoarischen Pferdezüchter verbraucht, weshalb das Imperium der Meder der modernen Altorientalistik als Phantom gilt.

Bei Verzicht auf die pseudoastronomische Datierung wird das -14. Jh. zum -6. Jh. der griechischen Historiographen. Aus der Perspektive dieses Zeitpunktes muss dann nicht mehr überraschen, dass die Qatna-Funde nahe Parallelen in der Zeit vom -7. bis zum -5. Jh. aufweisen. Das gilt für Arbeiten aus Gold, Elfenbein, Bernstein und Glas, aber auch für Wandmalereien.

Literatur

Abou Assaf, A. (1997), "Mishrifeh", *The Oxford Encyclopedia of Archaeology in the Near East*. Bd 4., Oxford, S. 35 f.

Ahrens, A. (2006), "A Journey's End: Two Egyptian Stone Vessels with Hieroglyphic Inscriptions from the Royal Tomb at Tell Mishrif/Qatna", *Ägypten und Levante/Egypt and the Levant*, Bd. 16, S. 15-36

api = api.ning.com/files/NhYgLvY0Y3y-

Archäologie (2009). *Zweite Gruft unter dem Königspalast von Qatna (Syrien) gefunden*. (Internet-Fassung)

bibleorigins = <http://www.bibleorigins.net/CherubTurnedAsideFaceNimrud.jpg>

csartsblog = csartsblog.freedomblogging.com/files/2010/06/tutfinger_covers_TUT2.jpg

Du Mesnil du Buisson, R. (1930). „Compte rendu de la quatrième campagne de fouilles a Mishrifé-Qatna“, *Syria*, 11 (2) 146-163

- (1935). *Le site archéologique de Mishrifé-Qatna*. Paris

Elsen-Novák, G. (2001). „Die altsyrische Glyptik aus Qatna – Eine erste Einordnung“, *Mitteilungen der Deutschen Orientgesellschaft*, Berlin. Bd. 134, S. 257-274

Focus (2009). *Dinner mit Totengeistern*. http://www.focus.de/wissen/wissenschaft/bdw/tid-14571/archaeologie-dinner-mit-totengeistern_aid_408352.html

Heinsohn, G. (2006a). „Mediens Großkönig Kyaxares: »Phantom« oder fundreich belegt in Ägypten, Mesopotamien und Iran?“, *Zeitungsprüfung*, 18 (2) 364-394

- (2006b). „Cyaxares: Media's Great King in Egypt, Assyria and Iran“, *CAIS: The Circle of Ancient Iranian Studies*, Mai 2006

Heinsohn, G. / Illig, H. (2003): *Wann lebten die Pharaonen?* Gräfelting (1990)

homs = www.homsonline.com/images/Homs_AIMishrifeh/Qatna_ItasSphinx.jpg

Illig, H. (2005): *Die veraltete Vorzeit*; Gräfelting (1988)

imgres = <http://www.google.de/imgres?imgurl=http://www.syrianembassy.de/>

kreta = http://www.google.de/imgres?imgurl=http://www.fotoreiseberichte.de/kreta/fo-tos/kreta_03_331.jpg

landesmuseum = www.landeskunde-online.de/schwaben/museen/landesmuseum_wttg/ausst/syrien/delphin.jpg

mav = www.mav.mk/article.php?lang=de&article=2

mirsch = www.uni-tuebingen.de/uni/qvo/highlights/h23-syrien-00.html

Novák, M. (2004). „The Chronology of the Bronze Age Palace of Qatna“, *Ägypten und Levante*, Wien, Bd. 14, S. 299-317

Pfälzner, P. (2006). „Qatna. B. Archäologisch“, *Reallexikon der Assyriologie und vorderasiatischen Altertumskunde (RLA)*, Bd. 11/12, Berlin, 161-170

qatna1 = <http://www.qatna.de/7.html>

qatna2 = <http://www.grandimostre.com/wp-content/uploads/2009/11/qatna.jpg>

qatna.org = http://www.qatna.org/en-history_iron.html

Rauchhaupt, U. v. (2009). „Grabkammer von Qatna: Das war einst ein König samt Gefolge“, *FAZ*, 21. September (Internet-Fassung)

Richter, Th. (2006). „Qatna. A. Nach schriftlichen Quellen“, *Reallexikon der Assyriologie und vorderasiatischen Altertumskunde (RLA)*, Bd. 11/12, Berlin, 159-161

Rollinger, R. (2005) „Das Phantom des Medischen ‚Großreichs‘ und die Behistun-Inschrift“, für E. Dabrowa, Hg., *Ancient Iran and Its Neighbours* [Electrum 10], Kraukau

steinmetz/visum1 = www.geo.de/GEO/kultur/geschichte/62054.html?t=img&p=9

steinmetz/visum2 = www.landesmuseum-stuttgart.de/qatna/de/ausstellung/index.php

terra-x = http://terra-x.zdf.de/ZDFde/s_img/38/0.6992.7145894-render-Y2-.00.jpg

tübingen = www.urgeschichte.uni-tuebingen.de/typo3temp/pics/c9b69de3d8.jpg

wita = http://d2.stern.de/bilder/stern_5/wissen/2009/39/Qatna/Qatna_5_noscale.jpg

Germanien und/oder Ultima Thule ?

Eine Rezension von Heribert Illig

Kleineberg, Andreas / Marx, Christian / Knobloch, Eberhard / Lelgemann, Dieter (2010): *Germania und die Insel Thule. Die Entschlüsselung von Ptolemaios' »Atlas der Oikumene«*; WBG, Darmstadt, 131 S. [= K.]

Schon der Buchtitel lässt stutzen: Gehören Germanien und Thule zusammen? War das die eigentliche Sicht von Klaudios Ptolemaios im +2. Jh.? Das wäre freilich eine Sensation. Aber so weit gehen zwei aktive und ein ehemaliger Mitarbeiter am *Institut für Geodäsie und Geoinformationstechnik* der TU Berlin und ein Emeritus keineswegs.

Zunächst befassen sie sich mit einem Werk, das nicht auf Germanien beschränkt ist, geht es doch um die *Geographike Hyphegesis* des Universalgelehrten Ptolemaios, in dem er die ganze bekannte Welt und ihre Bewohner beschreibt und dazu die geographischen Koordinaten von mehr als 6.300 Orten und Lokalitäten angibt.

Ptolemaios verwendet das uns vertraute globale Koordinatensystem, das vom Äquator bis zu den Polen jeweils 90 Breitengrade zählt und den Erdumfang mit 360° rechnet. Nur der Nullmeridian läuft noch nicht durch Greenwich, sondern bei den Kanarischen Inseln, den glücklichen Inseln am Rand der damals bekannten Welt [K. 3]. Der Gelehrte ging also von der Erde als einer Kugel aus, wie es vor ihm schon Aristoteles und nach ihm das gesamte Mittelalter gewusst hat.

Für den Erdumfang setzte er den Wert von 180.000 Stadien an [K. 3]. Das ergäbe mit dem Stadionmaß von Olympia (192,28 m [wiki → Olympia Stadionlänge]) einen Erdumfang von 34.610 km. De facto beträgt der mittlere Erdumfang aber 40.000 km. Insofern blieben Ptolemaios, Eratosthenes und Poseidonios [wiki → Ptolemaios] unter dem richtigen Wert, sofern sie nicht mit einem wesentlich größeren Stadionmaß gearbeitet haben – ohne uns das jedoch mitzuteilen.

Exkurs zum Erdumfang

Der mittlere Erdumfang kann gut mit 40.000 km angegeben werden, nachdem die Berechnung aus dem Radius 40.024 km und die Bestätigung durch Messungen 40.075 km ergeben. Damit weichen beide Werte um weniger als 2 Promille von 40.000 km ab, womit dieser Wert angesichts dessen, dass die Erde keine ideale Kugel darstellt, hinreichend exakt ist.

$40.000 \text{ [km]} : 180.000 \text{ [Stadien]} = 0,22222 \text{ [km]} \text{ oder } 222,22 \text{ m}$

Das ist deutlich zu lang für ein griechisches Stadion. Aber wir kennen ein anderes Maß: die keltische Leuga. Sie ist bei uns durch Peter Amann [1999] vorgestellt worden, damals mit 2.224 m Länge angegeben. *Wikipedia* [→ Leuge] nennt 2.222 m und zwei Relationen:

„Das Umrechnungsverhältnis Meile zu Leuge von 1:1,5 ist neben Schriftquellen durch mehrere [römische] Meilensteinfunde gesichert und wird deshalb in einschlägigen Werken allseits mit 2.222 m angegeben. [...]

Die Leuge römischer Zeit entspricht üblicherweise einer Länge von ($1\frac{1}{2} \times 1,48 =$) 2,22 km“ [ebd.].

Der zugehörige Herkunftsnachweis gibt gleich sechs Quellen an, es handelt sich also um kein Geheimwissen. Nachdem die römische Meile (mille passus oder 1.000 Doppelschritte) exakt mit 1.482 m angegeben wird [wiki → Meile], errechnet sich aus der zweiten Relation die Leuga-Länge zu 2.223 m.

Durch die Maße $2.222,22 / 2.223,0$ m ist klargestellt, dass der Erdumfang nicht 180.000 griechischen Stadien, sehr wohl aber exakt 18.000 Leugen oder 27.000 römischen Meilen entspricht! Nachdem der Tübinger Frühgeschichtler Rolf Rottländer [1979] die präzise Umrechenbarkeit der antiken Längenmaße – ob babylonische Elle, megalithisches Yard, römischer Fuß zu 0,296 m, ägyptischer Fuß oder diverse griechische Füßen gezeigt hat [ebd. 93; s. Illig 2010, 221] –, können wir jetzt rätseln: Seit wann ist der Erdumfang bekannt?

Germania Magna

Das Buch der vier Autoren geht darauf nicht ein, wohl aber auf die Textüberlieferung von Ptolemaios: 53 griechischen Handschriften ab 1300 steht ein Papyrusfund vom Anfang des 3. Jh. gegenüber, der – 2009 erstmals beschrieben – eine andere Version bringt [K. 4 f].

„Doch die Berliner hatten Glück. Sie konnten sich auf ein Pergament aus der Türkei stützen. Aufgespürt wurde es im Topkapi-Palast von Istanbul, der alten Residenz osmanischer Sultane. Es sind lose Blätter aus Schafshaut, beschrieben mit römischen Majuskeln – die älteste Ptolemäus-Ausgabe, die je entdeckt wurde.“ [Schulz]

(Es ist en passant daran zu erinnern, dass die ominöse Piri-Reis-Karte ebenfalls im Topkapi-Serail aufgestöbert worden ist [vgl. Illig 1989].)

Zwischen beiden Versionen gibt es Unterschiede bei den Ortskoordinaten. Auf sie hat sich die Forschungsarbeit der vier Autoren konzentriert, ging es doch darum, Verfahren zu finden, mit denen offensichtliche Fehler aus diesen Koordinatenangaben herausgerechnet werden können.

Wurzel allen Übels ist der Umstand, dass der in Alexandria arbeitende Ptolemaios verschiedene, getrennte Ortsgruppen [K. 25] zu einem Ganzen zusammenfügen musste, ohne die Relationen der Einzelkarten zu kennen. Zwölf solcher Ortsgruppen mit insgesamt 94 Städten („polis“) liegen der *Ger-*

mania Magna zugrunde [K. 117], die von Rhein, Nord- und Ostsee, Weichsel und Westkarpaten sowie Donau begrenzt wird [K. 3 f.]. Mit einer mathematisch-geodätischen Deformationsanalyse wurde hier ein Ausgleich geschaffen.

Auffällig bleiben Lücken ebenso wie überraschende Details: So kennt Ptolemaios weder Main noch Neckar, die doch innerhalb römischen Gebietes flossen [K. 34], auch nicht den Limes [K. 25]. Dafür kennt er Einzelheiten an der jütländischen Küste, auch wenn sie insgesamt stark nach Osten 'verbogen' ist. Unabhängig von Ptolemaios wächst das römische Einflussgebiet immer weiter nach Germanien hinein: Nunmehr hat die römische Armee Raumerfassung bis zu Weichsel und Ostsee betrieben und die Ptolemaios zugänglichen Unterlagen verbessert [K. 23]; im heutigen Österreich werden im Vorland des Limes bis zu 80 km nördlich der Donau sog. Stationen festgestellt [K. 25]. Nur Corvey kann nicht römischen Ursprungs sein...

Das Ergebnis dieses beträchtlichen Aufwands ist nicht „revolutionär“, wie dem Umschlag zu entnehmen ist, sondern ernüchternd. Denn in Regionen, deren römische Besiedlung bekannt ist, konnten deren Orte zur Deformationsanalyse herangezogen werden. Wo aber keine Orte bekannt sind, wie in weiter östlichen Regionen, da helfen auch verbesserte Koordinaten kaum weiter. Als Beispiel können die Orte Nr. 70 bis 73 dienen. Vor einigen Jahren wären die Autoren noch hilflos gewesen, doch mittlerweile ist das Römerlager Hedemünden ausgegraben worden. Prompt wird Nr. 70, *Munitium*, mit Hedemünden gleichgesetzt und daran auch die Deformationsanalyse justiert. Dies hat Auswirkungen auf die nächsten Orte (Nrn. 71-74), die nun bei Hannover, bei Hildesheim, bei Braunschweig und bei Osterode gesehen werden [K. 30]. Obwohl Ptolemaios Verkehrswege wie den Hellweg nicht wiedergibt, wurde er zur Identifizierung benutzt, wurden an ihm elf der 94 Orte fixiert. Wäre Corvey ein anerkanntes Römerlager, dann hätte diese Positionierung die Orte ringsum ein Stück weit verschoben; aber sie wären wieder der Landkarte angepasst worden. Ob so einige Hundert Verortungen schlüssig geklärt werden konnten, bleibt dahingestellt. Auf jeden Fall gibt es nun ungemein viel Diskussionsstoff und neue Fragen: Konnte Ptolemaios von der Elbquelle tief im Urwald wissen, mündete damals der Hauptarm der Weichsel noch weiter östlich als gedacht, konnte ein Ägypter die Brenz kennen?

Korrekte Arbeit vorausgesetzt, ist uns jetzt Bad Oldesloe (*Treva*) oder ein Ort nahe Leipzig (*Aregelia* oder *Areletia*) bekannt. *Leufana* hat man früher bei Dömitz in Mecklenburg oder in der Altmarkt oder bei Levenstein gesucht oder als Ratzeburg oder Lüdershagen oder Lüneburg gesehen. Nunmehr steht *Leufana* für Hitzacker an der Elbe, ein germanisches Siedlungszentrum [K. 42], in dem prunkvolle Reitergräber aufgedeckt worden sind und ein Areal von über zehn Hektar freigelegt wird [Schulz]. Es bot sich nach diesen Funden – 2005 wurden die langobardischen Gräber entdeckt – geradezu an.

Die entzerrten Koordinaten von *Mediolanium* führen zur auf zwei Hektar „ergrabenen »Händlersiedlung« von *Borken*, die schon im 2. Jahrhundert bestanden haben könnte“, obwohl es für die Autoren wahrscheinlich ist, dass Ptolemaios den keltischen Ortsnamen irrtümlich ins Münsterland verlegt hat [K. 45]! Und *Amisia* galt als eine von drei bedeutenden Städten Germaniens; da trifft es sich gut, dass nun Fritzlar-Geismar seine Koordinaten erhält; schließlich soll Bonifaz in Gaesmere im Jahr 723 die Donareiche gefällt haben [K. 47; dort fälschlich Fulda statt Fritzlar]. Skeptiker sehen hier einen Vorgang, der sich selbst erfüllenden Prophezeiungen ähnelt.

Thule

Weil *Germania Magna*, ergänzt um Raetia, Vindelica und Noricum, vielleicht zu wenige Leser angesprochen hätte, griffen die Autoren noch eine weitere Koordinate heraus, die eigentlich zu *Britannia* gehört und damit zu einer ganz anderen von insgesamt zehn ptolemäischen Karten für Europa, vier für Afrika und zwölf für Asien. Diese werden nur in der Einführung erwähnt [K. 3]. Nun also plötzlich Thule.

Es ist seit Pytheas von Marseille (-4. Jh.) die Benennung für das nördliche Ende der bekannten Welt, das seit langem gesucht wird. Es ist aber als „ultima thule“ obendrein ein mystischer Ort wie Atlantis oder Avalon (um nicht an die ariosophischen Phantasien einer Thule-Gesellschaft zu denken [wiki → Thule (Mythos)]. Davon wollen die Autoren dann doch nichts wissen, sondern kommen zu dem Befund, dass Pytheas – dessen Reisebericht freilich verschollen ist – die Insel Smøla am Fjord von Trondheim gemeint haben könnte [K. 105-110, 113]. Das bleibt vage. Halbwegs sicher ist nur, dass die kalibrierten Ortsangaben des Ptolemaios auf Smøla verweisen. Dieser norwegische Appendix wirkt leider wie ein Vermarktungstrick, der eigentlich der *Wissenschaftlichen Buchgesellschaft* unwürdig sein sollte.

Literatur

- Amann, Peter (1999): Die Archivierung der keltischen Leuga in der Landschaft; in *Zeitensprünge* 11 (4) 560-578
- Illig, Heribert (1989): Piri Reis - zur Unzeit gefundene Karten; in *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 1 (5) 22-24
- (?2010): *Geschichte, Mythen, Katastrophen*; Gräfelting
- Kleineberg, Andreas / Marx, Christian / Knobloch, Eberhard / Lelgemann, Dieter (2010): *Germania und die Insel Thule. Die Entschlüsselung von Ptolemaios' »Atlas der Oikumene«*; Darmstadt
- Rottländer, Rolf C. A. (1979): *Antike Längenmaße*; Braunschweig
- Schulz, Matthias (2010): Frühgeschichte. Google Earth in der Antike; in *DER SPIEGEL*, vom 27. 9., Nr. 39/2010
- wiki = entsprechende Einträge bei Wikipedia

Frühchristlicher Kirchenbau – zu früh! (I)

Rom, Jerusalem, Bethlehem, Konstantinopel

Michael Meisegeier

Einleitung

Der Beginn des monumentalen Kirchenbaus wird mit der Regierungszeit von Kaiser Konstantin I. verbunden. Als markantes politisches Ereignis gilt die berühmte Mailänder Vereinbarung von 313 (das sog. Toleranzedikt), in der durch Konstantin und Licinius

„allgemeine Religionsfreiheit, namentlich für das corpus Christianorum, d. h. für die christliche Gemeinde, und die Rückgabe des ihr in der Verfolgung entzogenen Eigentums“ [Demandt 2008, 42]

bestätigt wird. Nach DEMANDT [ebd.] stiftete Konstantin I. bereits 312, also zeitlich vor der Mailänder Vereinbarung die Lateranbasilika für den Bischof von Rom. 324 bis 326 folgen die Petersbasilika und die Umgangsbasilika für Marcellinus und Petrus [ebd. 42].

„Nicht nur in Rom und Konstantinopel, sondern im ganzen Reich hat der Kaiser den Kirchenbau gefördert [...] Insbesondere im Heiligen Lande entstanden monumentale Kirchenbauten, so die Basilika von Mamre, sowie die Geburtskirche in Bethlehem und die Himmelfahrtskirche auf dem Ölberg [...] Die Grabeskirche nahe der Schädelstätte wurde mit besonderem Aufwand errichtet und zu den Tricennalien des Kaisers am 17. September 335 eingeweiht.“ [ebd. 51]

Was für ein furioser Auftakt – aber so war es mit Sicherheit nicht! Folgende Argumente sprechen neben der legendenhaften Überlieferung (Milvische Vision) m. E. gegen diese Darstellung:

Die Errichtung von zahlreichen Großbauten für die Christen geht weit über eine Gunsterweisung gegenüber einer gerade erst als gleichberechtigt anerkannten religiösen Gruppe hinaus.

Gab es Anfang des 4. Jh. überhaupt so viele Christen, dass die Errichtung von derartigen Großbauten nahe lag? SCHECK/ODENTHAL [74] zeigen eine Karte zur Ausbreitung des Christentums um das Jahr 300. Danach sind im größten Teil des weströmischen Reiches gar keine bzw. nur vereinzelte Christen (vorwiegend entlang der Mittelmeerküste und den großen Flüssen) bezeugt. Nur wenige Gebiete – auch in Italien – sind ausgewiesen, in denen es eine größere Anzahl von Christen gegeben haben soll, die jedoch noch immer eine Minderheit darstellten. Die Angaben zur Ausbreitung dieses Christentums sind mit Sicherheit eher nach unten zu korrigieren als nach oben.

„Zwar waren Heer und Beamtenschaft, Literaten und gehobenes Bürgertum weiterhin ganz überwiegend heidnisch – im Westen zumal. Die Christen waren eine Minderheit“ [Demandt 2008, 39].

Die innen- und außenpolitischen Verhältnisse Roms im ersten Viertel des 4. Jh. sprechen auch nicht gerade für ein derart anspruchsvolles Bauprogramm, das die Staatskasse über viele Jahre belastet hätte. „Der Abdankung Diocletians 305 folgten zwanzig Jahre Bürgerkrieg“ [ebd. 34]. Die Auseinandersetzungen am Rhein und an der Donau und besonders mit Licinius nahmen Konstantin über Jahre in Anspruch. „Maxentius verschaffte der Stadt Rom die letzten Jahre von einigem Glanz“ [ebd. 35]. Was war mit den glanzvollen Kirchenbauten Konstantins?

Vor der Anerkennung der Christen als Religionsgemeinschaft versammelten sich die Christen nach traditioneller Darstellung in so genannten Hauskirchen: umgenutzte private Wohnräume oder -gebäude. Monumentale Größe und Repräsentation spielten logischerweise noch keine Rolle, im Gegenteil war Unauffälligkeit wegen der gelegentlichen Verfolgungen von Vorteil. Die bescheidenen Räumlichkeiten und der Kult entsprachen einander. Eine Übergangslose Errichtung solch monumentaler und repräsentativer Kulträume, für die gar kein, den riesigen Räumlichkeiten entsprechender Kult bestand, steht im Widerspruch zum damaligen Entwicklungsstand des Christentums. Ein dazu gehörender gestiegener Repräsentationsanspruch und ein entsprechend ausgestalteter Kult, aus denen solche neuen Anforderungen an die Räumlichkeiten und die Ausschmückung der Kulträume resultieren können, sind zum damaligen Zeitpunkt noch lange nicht vorhanden. Erst mit der Erhebung des Christentums zur Reichsreligion und der Schaffung einer Reichskirche entsteht ein solches Repräsentationsbedürfnis, dem natürlich die Kulträume durch Monumentalität und Ausschmückung angepasst wurden.

Bereits unmittelbar nach seinem Machtantritt 324 gründete Kaiser Konstantin I. in Byzantion das neue Rom, Roma Nova, später umbenannt in Konstantinopel als neuen Mittelpunkt des Reiches [Yerasimos, 25 ff.]. Konstantin hat offensichtlich seine ganze Kraft für die neue Hauptstadt verwendet. Bereits 330 fand in seinem Beisein die Einweihungsfeier statt [ebd. 27]. Für repräsentative Bauten in der alten Hauptstadt dürfte in seinem Bewusstsein kaum Raum gewesen sein. Wie wäre zu verstehen, dass Konstantin in Rom mehrere Kirchen erbaut, aber in seiner neu gegründeten Hauptstadt Konstantinopel keine Kathedrale vorgesehen hatte [ebd. 44]? Dass Konstantin mit der Gründung von Konstantinopel eine neue Hauptstadt für das Römische Reich errichten wollte, wird von SCHREINER [21] bestritten. Danach hat er Konstantinopel für sich selbst errichtet. In unserem Zusammenhang ist das gleichbedeutend. Konstantin weilte bis zu seinem Tod nur noch einmal (326) in Rom [ebd. 22 f.]. Laut DEMANDT [2008, 51] hat Konstantin Rom nie wieder betreten.

Konstantin war sicher kein Christ. Er verehrte den Sonnengott. Noch 325 ist auf Münzen der Sonnengott als Schutzherr des Kaisers dargestellt [Demandt, 40]. Seine christliche Verklärung erfolgte m. E. später. Der ihm gewidmete Triumphbogen in Rom zeigt kein einziges christliches Motiv. „Eine auffällig große Zahl von Bildern auf dem Bogen verherrlicht die Sonne“ [ebd. 41], was zu Konstantins bekannter Verehrung des Sonnengottes passt. Als Argument für die heidnischen Motive wird angeführt, dass der plastische Schmuck zum großen Teil aus Spolien von Denkmälern früherer Kaiser (Trajan, Hadrian, Marc Aurel) besteht [ebd. 41]. Waren diese alle Verehrer des Sonnengottes? Hatte der angebliche Christ Konstantin kein Mitspracherecht bei der Gestaltung seines Triumphbogens? Hätte er als Christ die Verehrung der Sonne und insbesondere sein Abbild bei heidnischen Opferszenen tolerieren können? Für mich kaum glaubhaft. Auf seinem Weg zur Alleinherrschaft ging er über Leichen, vor allem die seiner Verwandtschaft. Sicher wenig christlich.

Die Mailänder Vereinbarung von 313 bedeutete nur die Glaubensfreiheit für alle Religionen und entsprach sicher rein pragmatischen Gründen. Übrigens war Licinius ebenfalls kein Christ [ebd. 41].

Auch von der Architektur her sind Zweifel anzumelden. Die ersten christlichen Kirchen sollen von ihrer Bauform her apsidial geschlossene Basiliken gewesen sein. Nach STÜTZER [68] leitet sich der Bautyp der Basilika mit Apsis aus der Palastbasilika her, die dem Kaiser als Thronsaal diente.

„Man pries Christus [...] als König, Weltherrscher, Allbeherrscher – und ein solcher brauchte ganz einfach einen Thronsaal, wie ihn die römischen Kaiser hatten. So war die christliche Basilika von Anfang an als Thronsaal des Gottkönigs Christus konzipiert.“ [ebd. 69]

Für mich ist die Verwendung einer solchen kaiserlichen Bauform vor Einführung des Christentums als Reichsreligion undenkbar. Erst die Anerkennung der herrschaftlichen Stellung Christi durch den Kaiser und umgekehrt des Kaisers als oberster Vertreter Christi ließ eine solche Bauform zu. Zuvor wäre es m. E. ein Affront gegen den Kaiser, da nur seiner Verherrlichung diese Bauform zustand. Anfang des 4. Jh. war das Christentum noch weit davon entfernt.

Nach meiner hier vertretenen Auffassung wurde von Kaiser Konstantin I. nicht ein einziger monumentaler Kirchenbau gegründet.

Aus welchen Quellen schöpfen wir eigentlich unser Wissen über den konstantinischen Kirchenbau? Die wesentlichen schriftlichen Quellen zur Geschichte des frühchristlichen Kirchenbaus sind offenbar Eusebius von Caesarea (um 262 bis um 338), Kirchenhistoriker und Biograph Kaiser Konstantins, und der *Liber Pontificalis*.

Der *Liber Pontificalis* soll erst im 6. Jh. entstanden sein. Für mich ist er ein Konstrukt wahrscheinlich des 7. || 10. Jh. und als Quelle für den frühchrist-

lichen Kirchenbau untauglich. Sowohl die Kirchengeschichte von Eusebius als auch die *Vita Konstantins* sehe ich als wesentlich spätere Fälschungen an – vermutlich erst des 10. Jh. Gab es bereits Anfang des 4. Jh. Veranlassung für eine Kirchengeschichte? Sowohl die Kirchengeschichte Eusebius' als auch die *Vita Konstantins* dienten m. E. dazu, die Entstehung der Kirche – hier speziell der römischen Kirche – nachträglich in das 4. Jh. zu verorten.

Laut BRANDENBURG [11] soll der Kirchenschriftsteller Tertullian (um 150 bis um 230) gesagt haben, „dass die Versammlungsstätten der Christen als hochaufragende Bauten zu erkennen seien“. Welche hochaufragenden Bauten zu Anfang des 3. Jh. (!) sollen das gewesen sein? Die Hauskirchen? Die monumentalen Basiliken sollen doch erst im 4. Jh. entstehen.

Den Schriftquellen ist m. E. größtes Misstrauen entgegenzubringen.

Bei den angeblich von Konstantin gegründeten Kirchen wird auch die Umgangsbasilika für Marcellinus und Petrus in Rom (s. o.) genannt. Dieses Bauwerk gehört zu einer Gruppe von Bauten in Rom (nicht nur in Rom!), die alle dem 4. Jh. zugerechnet werden. Neben Santi Pietro e Marcellino gehören dazu die sog. Umgangsbasiliken San Sebastiano fuori le mura, Sant'Agnese fuori le mura und San Lorenzo fuori le mura. Diese mit Grablegen 'vollgestopften' Zömeterialbauten einschließlich der angeschlossenen Mausoleen (Mausoleum der Helena und Santa Costanza) halte ich nicht für ursprünglich christliche Bauten. BRANDENBURG nennt zwei weitere Umgangsbasiliken mit angeschlossenen bzw. unmittelbar benachbarten Mausoleen: die Basilika von Tor de'Schiavi [60 ff.] und die Basilika der Via Ardeatina [86 f.]; für beide steht eine umfängliche Erforschung jedoch noch aus.

Die Zömeterialbasiliken in Rom wie andernorts sind nach meiner Auffassung Zweckbauten für die Anlage von Bestattungen mit integrierten Raumkompartimenten für den i. d. R. heidnischen Totenkult. Der westliche apsidale Schluss ist kein zwingender Hinweis auf eine christliche Bestimmung, da es ihn auch bei heidnischen Bauten gibt. Offensichtlich bin ich mit meiner Erkenntnis, dass die Umgangsbasiliken keine christlichen Bauten sind, nicht allein. Leider hält es BRANDENBURG [90] nicht für nötig, auf die abweichenden Meinungen anderer Forscher näher einzugehen. Auch UNTERMANN scheint in den Zömeterialbasiliken zunächst keine christlichen Kirchen zu sehen, wenn er es auch nicht deutlich ausspricht. Über die ursprüngliche Zömeterialbasilika St. Pierre in Vienne schreibt er:

„Der Boden des 14 m breiten Saalraumes nahm dicht gereihte Sarkophage auf. Die Apsis [...] diente zunächst nicht der Liturgie, sondern dem exklusiven Begräbnis [Untermann, 23 f.].

Zu Sitten/Sion (Wallis) vermerkt er, dass ein spätrömischer Zömeterialkomplex im 6. Jh. zur Kirche umgewandelt wird und dass seitdem im Inneren nur noch wenige Bestattungen erfolgten [ebd. 26].

LEIPZIGER [240] hat in ihrer Dissertation die römischen Basiliken mit Umgang untersucht und kommt zu dem Schluss:

„Es gibt keine einheitliche primäre Funktion der sechs Basiliken mit Umgang und daher auch keine spezifisch christliche Funktion. Ebenso wenig spezifisch christlich ist die Herkunft der Bauform: [...] Diese Bauform ist von Anfang an für Bestattungen bestimmt gewesen [...] Alle sechs Basiliken sind bei aller Unterschiedlichkeit demnach primär für den Totenkult errichtet worden.“

Natürlich sind die an die römischen Umgangsbasiliken angeschlossenen Mausoleen wohlhabender Familien ebenfalls nicht christlich. Die Verrenkungen der Forschung, die Umgangsmosaiken von Santa Costanza christlich zu deuten, sind unnötig. Die Mosaiken sind heidnisch und nicht christlich. Die nachträglich eingefügten christlichen Motive der Nischenmosaiken sind einfach durch eine spätere christliche Nutzung erklärbar. Die Ursprungsbauten waren mit Sicherheit nicht christlich. Es hat bisher immer verwundert, dass die Umgangsbasiliken in der Nähe der Heiligengräber errichtet wurden und nicht direkt über dem Grab. Der einfache Grund dafür ist, dass die Bauten keine Märtyrerkirchen sind und ihnen diese Funktion erst viel später angedichtet wurde. BRANDENBURG [63] verweist darauf, dass sich z. B. für SS. Pietro e Marcellino und die Umgangsbasilika von Tor de'Schiavi die Dedikation für bestimmte Märtyrer erst im 6. Jh. nachweisen lässt. Der „Nachweis“ ist offensichtlich für SS. Pietro e Marcellino der *Liber Pontificalis* [ebd. 59]. Für die Zömeterialbasilika Tor de'Schiavi ist gar kein Märtyrerkult überliefert, doch wird sie von BRANDENBURG aufgrund ihrer Grundrissform und einer benachbarten kleinen Katakombe als christlicher Bau eingeordnet.

Diese Bereinigung 'beraubt' Rom mit einem Schlag fast aller Märtyrerkirchen (bis auf Alt-St. Peter und S. Paolo fuori le mura).

Entstehung der Reichskirche

Wenn Konstantin als Bauherr oder Förderer für die eingangs genannten Bauten nicht in Frage kommt, muss für diese Bauten eine neue Datierung gefunden werden.

Ein zielführender Ansatz ist für mich der Hinweis auf die Palastbasilika von STÜTZER (s. o.). Wie oben ebenfalls erwähnt, kann der Bautyps der christlichen Basilika nach meiner Auffassung erst nach der Erhebung des Christentums zur Reichsreligion entstanden sein. Mit der Terminierung der Reichskirche im Römischen Reich könnte ein frühestmögliches Datum (*terminus post quem*) für die Errichtung der Kirchenbauten bestimmt werden.

Lässt sich auch ein *terminus ante quem* festlegen? Ich denke ja, zumindest für Alt-St. Peter. 962 soll Otto I. dort zum Kaiser gekrönt worden sein.

Nach traditioneller Darstellung der Geschichte des Christentums entsteht die Reichskirche mit dem Edikt von 391, in dem Kaiser Theodosius I. die heidnischen Kulte verbietet. Dieser Auslegung der antiheidnischen Gesetze Theodosius' I. widerspricht z. B. ERRINGTON. Er weist nach, dass die angeblich so bedeutenden antiheidnischen Gesetze von Kaiser Theodosius I. den zeitgenössischen Autoren (Ambrosius, Augustinus, Orosius, Rufinus, Sokrates, Theodoret, Philostorgius, Sozomenos) entweder unbekannt waren oder weitgehend unbeachtet blieben. Die Gesetze waren entweder an einen eng begrenzten Personenkreis gerichtet oder die Entscheidungen betrafen einzelne regionaler Ereignisse, z. B. die Zerstörung des Sarapeion in Alexandria. Den o. a. Autoren – die an einer Auslegung als reichsweit gültiges Edikt das größte Interesse gehabt haben müssten – war dies offensichtlich klar, weshalb sie auf diese Gesetze kaum eingingen [Errington, 435]. Die griechischen christlichen Autoren Sokrates, Sozomenos und Theodoret haben mehr als vierzig Jahre später (nach 391) noch keine konkrete Kenntnis von Theodosius' antiheidnischen Gesetzen – oder ignorierten diese [ebd. 402 f.].

Es gab keine reichsweite Verfügung durch Theodosius zur Zerstörung von heidnischen Tempeln. Die Darstellung der meisten modernen Historiker – die Gesetze Theodosius' I. hätten die Reichskirche begründet – ist einfach falsch. Aus meiner Sicht entsteht die römische Reichskirche erst mit Justinian I.

„Justinian I. war es, der ein ganz besonders ausgeprägtes Verständnis der besonderen Bedeutung der Kaiserinstitution, ihrer Aufgaben und ihrer ideologischen Verankerung hatte und so die Entwicklung des Verhältnisses von Kaiser und Kirche in Byzanz wesentlich bestimmte“ [Winkelmann, 131].

Nach meiner Auffassung ist die endgültige Christianisierung des Römischen Reiches erst durch die Installation der justinianischen Reichskirche erfolgt. In diesem Zusammenhang wurde auch Italien ab Mitte des 6. Jh. endgültig christianisiert.

Innere Verhältnisse in Italien im 4. und 5. Jh.

Für die römischen Bauten ist es im Wesentlichen unerheblich, ob die Reichskirche schon Ende des 4. Jh. existent war, da m. E. die Zeit nach Theodosius I. als Bauzeit auch aus anderen Gründen ausscheidet.

Der Bauprozess allgemein und insbesondere bei einem solch monumentalen Kirchenbau ist ein überaus komplexer Vorgang, der Bauherrn und i. d. R. mehrere Ausführende, das sind Planer, Bauleute und Künstler, über einen längeren Zeitraum, d. h. häufig über Jahrzehnte verbindet, aber auch auf die ständige Verfügbarkeit der entsprechenden Ressourcen wie Finanzen als auch Baumaterial etc. angewiesen ist. WARD-PERKINS [155] dazu: „Architekten, Baumeister, Marmor-Steinmetzen und Mosaizisten, [...], alle brauchen Wirtschaftssysteme mit einem gewissen Grad an Komplexität“.

Nur unter stabilen politischen und wirtschaftlichen Bedingungen ist ein solcher Bau von der Planung bis zur endgültigen Fertigstellung abzuwickeln. Bis heute wird in Krisenzeiten das Bauen auf ein Minimum zurückgefahren. Dazu ist noch zu bedenken, dass die Antike noch keine Kreditsysteme kennt, die dem Staat über Engpässe hinweghelfen [Ward-Perkins, 50]. In Kriegszeiten wird verständlicherweise der Errichtung von Verteidigungsanlagen der Vorrang gegeben.

Von solchen stabilen politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen war man im späten 4. Jh., besonders aber vom beginnenden 5. Jh. bis zum 6. Jh. besonders im Westen weit entfernt.

Seit 376 bedrängen die germanischen Völker zunächst das Oströmische Reich. 378 vernichten die Goten das Heer des Oströmischen Reiches in der Schlacht von Hadrianopolis [ebd. 199]. Schon im 3. und 4. Jh. befanden sich Teile Westroms, u. a. ein großer Teil Mittelitaliens, in einem wirtschaftlichen Niedergang [ebd. 51]. Anfang des 5. Jh. spitzten sich die Verhältnisse dramatisch zu.

„Italien litt unter der Anwesenheit von großen feindlichen Armeen in den Jahren 401/02 (Alarich und die Goten), 405/06 (Radagaisus) und wieder von 408 bis 412 (Alarich zum zweiten Mal)“ [ebd. 51].

Die Besetzung römischen Territoriums durch die germanischen Invasoren erfolgte in der Regel mit Gewaltanwendung bzw. -androhung [ebd. 21]:

„Der Eindruck, der von einigen modernen Historikern vermittelt wird, dass der Großteil römischen Territoriums durch Vertragsbestimmungen formell an die Invasoren abgetreten wurde, ist ganz einfach falsch.“

Durch die kriegerischen Auseinandersetzungen und die Übernahme der tatsächlichen Macht durch die Invasoren wurde das bestehende komplexe, arbeitsteilige Wirtschaftssystem nachhaltig gestört, womit ein drastischer Einbruch der Staatseinnahmen verbunden war. Die fehlenden Einnahmen entfielen für die notwendige Verteidigung, womit die Schwierigkeiten weiter zunahmen [ebd. 23 ff.]. Die Invasion der germanischen Völker bewirkte durch die damit verbundenen Störungen des antiken, komplexen Wirtschaftssystems das Auseinanderbrechen des römischen Staates im Westen und führte damit zum Untergang der römischen Wirtschaft eben dort [ebd. 141].

Die Einfälle der Germanen waren nicht das einzige Problem, das das Weströmische Reich und damit Rom damals hatte. Es wurde „auch schwer von Bürgerkrieg und sozialen Unruhen betroffen“ [ebd. 53]. Infolge dieser Umstände wurden die wirtschaftliche Basis und damit die Steuereinnahmen dramatisch reduziert [ebd. 51 ff.]. Diese Entwicklung führte letztendlich zur Vernichtung des Weströmischen Reiches im Jahr 476 durch Odoaker.

Die germanischen Völker (Franken, Ost- und Westgoten, Burgunder, Vandalen) haben in der Folge auf römischem Gebiet weitgehend eigenständige

Reiche gegründet. Die Ansiedlung der Germanen auf römischem Gebiet erfolgte zunächst mit Gewalt. Die reichen Landbesitzer, welche die herrschende Schicht darstellten, wurden in den betreffenden Gebieten vertrieben. Die Invasoren setzten sich nun selbst an deren Stelle. An sich war man aber nicht an der Vernichtung des Römischen Reichs – weder seiner Bewohner noch der materiellen Ressourcen – interessiert, im Gegenteil, man wollte an den Annehmlichkeiten, die Rom bot, partizipieren [ebd. 141]. Mit Sicherheit waren die Invasoren in ihren religiösen Anschauungen tolerant, mussten es auch sein, wenn sie nicht die Bevölkerung ausrotten wollten.

Die von der traditionellen Forschung vertretene Auffassung, dass die Germanenreiche christlich waren, trifft nach meiner Ansicht nicht zu. Wie sollen diese Völker zum christlichen Glauben gelangt sein? Die Erklärung von DEMANDT [2007, 115, Fn.]: „Die Goten haben den Arianismus ebenso aufgrund äußerer Verhältnisse übernommen wie die Franken später den Katholizismus.“ Warum aber den arianischen Glauben, wenn das Umfeld katholisch war? Das kann nicht sein. Das schwache Rom wird kaum deren Bekehrung bewirkt haben. Sicher haben in den betreffenden Gebieten auch mehr oder weniger Christen neben anderen Religionsgemeinschaften gelebt. Für eine Übernahme des christlichen Glaubens durch die germanischen Eroberer bestand überhaupt keine Veranlassung. Übrigens halte ich auch die Übernahme des Katholizismus im Jahr 486 durch die Franken für ein späteres christliches Konstrukt.

BIRKEN [133] entnimmt aus einer von ihm aufgestellten Zeittafel für die Zeit vom Einfall der Langobarden in Italien bis zur Kaiserkrönung Ottos I., „dass die Langobarden erst im 10. Jh. katholisch, bzw. überhaupt christlich geworden sein können.“

Rom

Die Stadt Rom war nicht nur durch die Verknappung der Einnahmen und der Behinderung des Warenverkehrs aus dem Umland und der Provinzen betroffen, sie war auch direkt in die Auseinandersetzungen einbezogen. Während der Völkerwanderungszüge der Germanenvölker und der Rückeroberungsbemühungen Ostrogoths wurde Rom mehrfach verwüstet und geplündert (410 Westgoten unter Alarich, 455 Vandalen unter Geiserich, 476 Odoaker, ab 489 die Ostgoten unter Theoderich, 546 Totila, 550 Belisar und Rückeroberung durch Totila, 552 Ostrom). BIRKEN [122] schreibt: „Nach Meinung von Spezialisten haben die Gotenkriege Italien schwerer verwüstet und entvölkert als der Dreißigjährige Krieg Deutschland.“ Rom hatte zu dieser Zeit seine Handlungsfähigkeit weitestgehend eingebüßt.

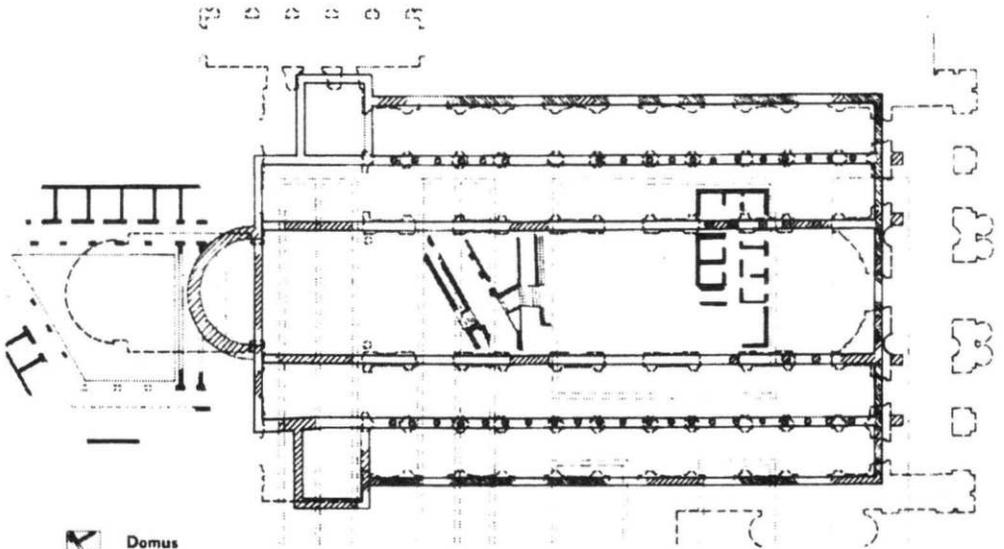
555 konnten zwar die oströmischen Truppen Italien wieder dem Römischen Reich eingliedern, aber bereits 568 erscheinen die Langobarden auf

dem Plan und erobern zunächst Norditalien, später sogar große Teile Süditaliens. Es gelang zwar, einige begrenzte Gebiete Ostrom zu erhalten, darunter Rom und Ravenna, jedoch war Ostrom offensichtlich außer Stande, die Invasion der Langobarden zu verhindern. Insgesamt gelang es Byzanz überhaupt nicht mehr, nachhaltig in Italien Fuß zu fassen. Im 10. Jh. (= 7. Jh. bei Abzug der Phantomzeit) verhinderten das die Italienzüge der Ottonen, die auch das Langobardenreich offensichtlich ohne besondere Schwierigkeiten beendeten, da es den Langobarden nicht gelungen war, einen zentral geführten Staat mit einem erblichen Königtum zu etablieren [Birken, 123]. In Süditalien konnten im 11. Jh. die Normannen endgültig die Situation für sich entscheiden. Byzanz war im 10. und 11. Jh. durch die anhaltende Verteidigung seiner eigenen Grenzen bereits so geschwächt, dass eine Expansion nicht mehr möglich war.

Damit ergibt sich weder im 5. noch in der ersten Hälfte des 6. Jh. ein ausreichendes Zeitfenster für die Errichtung der römischen Basiliken. Nach der oströmischen Rückeroberung 552 wäre theoretisch ein Baubeginn denkbar. Trotz der kurz darauf erfolgten langobardischen Besetzung Italiens ist es vorstellbar, dass unmittelbar nach 552 ein Kirchenbau in Rom errichtet wurde, da Rom im Herrschaftsbereich Ostroms verblieb. Mit Sicherheit hat Justinian die in Ostrom m. E. von ihm etablierte Reichskirche auch auf die zurückeroberten Gebiete ausgedehnt. Er gründete die kirchlichen ranggleichen Patriarchate Konstantinopel, Jerusalem, Antiochia, Alexandria und Rom. Nachvollziehbar ist natürlich die Errichtung repräsentativer Kirchenbauten an den Sitzen der o. a. Patriarchate. Rom war schließlich als Patriarchat bestimmt, womit eine Patriarchalkirche anzunehmen ist.

Bekanntlich ist San Giovanni in Laterano die Bischofskirche Roms. Sie soll unmittelbar nach dem Toleranzedikt von 313 durch Kaiser Konstantin I. gegründet worden sein. Sie liegt nicht wie Alt-St. Peter oder San Paolo fuori le mura außerhalb, sondern innerhalb der antiken Stadt. Ihr Gründungsbau ist möglicherweise die ursprüngliche Patriarchalkirche. Nach STÜTZER [70 f.] stellte Gregor der Große (590–604) die Basilica Salvatoris unter den Schutz Johannes des Täufers und wohl auch des Evangelisten Johannes, womit sie seit dem 7.||10. Jh. das Johannespatrozinium besitzt. Die uns bekannte Rekonstruktion der Kirche ist meiner Meinung nach nicht der Bau des 6. Jh., sondern ein Nachfolgebau, wahrscheinlich aus dem 10. Jh. Ich werde später darauf zurückkommen, weshalb ich in der uns bekannten Rekonstruktion nicht den Ursprungsbau des 6. Jh. sehe.

Dass sofort nach der Einnahme Roms durch Ostrom – parallel mit dem Bau der Patriarchalbasilika, d. h. der Laterankirche – ein zweiter Großbau und weitere monumentale Kirchenbauten errichtet wurden, ist höchst unwahrscheinlich. Damit verbleibt für den Bau von Alt-St. Peter und die anderen angeblich frühchristlichen Kirchen Roms nur die Zeit ab dem 7.||10. Jh.



-  Domus
-  Castra Nova Equitum Singularium
-  Heutige Basilika
-  Konstantinische Basilika
-  Festgestellte Fundamente d. konstantinischen Basilika
-  Vermutlich konstantinisches aufgehendes Mauerwerk
-  Ergänztes Mauerwerk



Rom, Laterankirche, Grundriss [Brandenburg, 260]

Zeitensprünge 3/2010 S. 621

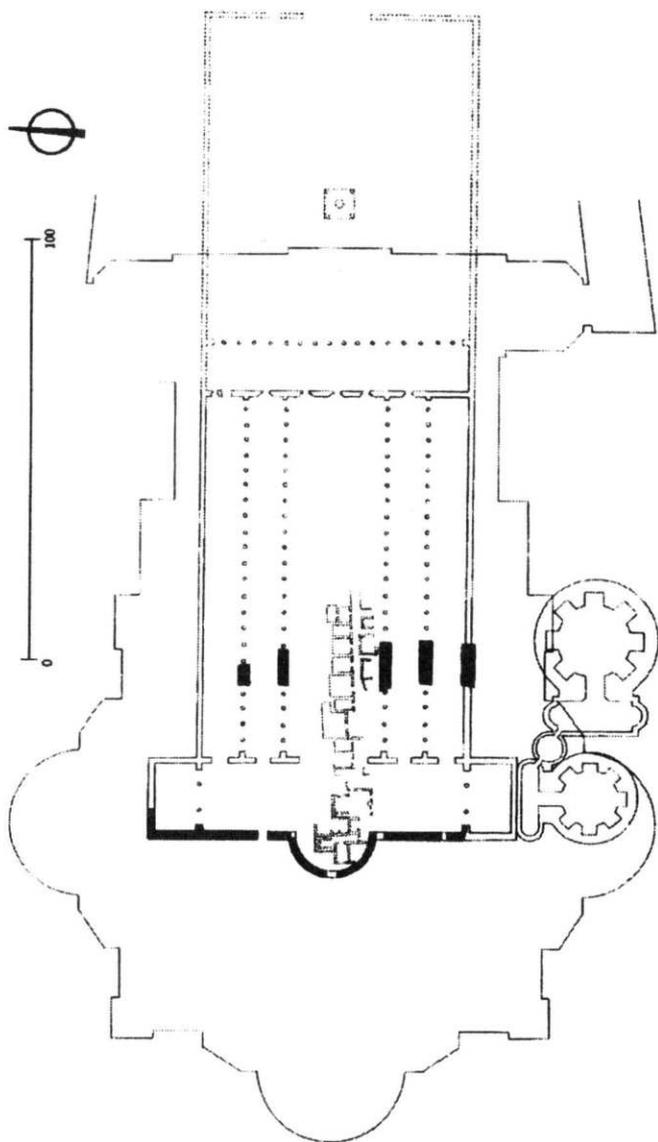
Zu Beginn des 10. Jh. lag die langobardische Eroberung ca. 50 Jahre zurück. Die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse hatten sich stabilisiert. Durch das durch Ostrom in Italien installierte Reichskirchensystem wurde die christliche Kirche zu einer wichtigen politischen Kraft, was erklärt, dass der Bischof von Rom, Papst Gregor der Große, 593 einen Friedensschluss zwischen den Langobarden und Byzanz vermitteln konnte [Birken, 133]. Die gestärkte Position der römischen Kirche wird im 10. Jh. durch deren aktive Einflussnahme auf die Herrschaftsgestaltung in Italien deutlich sichtbar. Jetzt ist das objektive Umfeld für die Errichtung der römischen Basiliken vorhanden. Der Machtanspruch der römischen Kirche auch oder besonders gegenüber Ostrom ist der notwendige subjektive Faktor für das anspruchsvolle Kirchenbauprogramm der Folgezeit, das sich mit Hilfe der fränkischen Herrscher über ganz Westeuropa ausdehnen sollte – untrennbar verbunden mit der Christianisierung Westeuropas.

Ein bemerkenswertes Indiz, das m. E. für die späte Einordnung der römischen Kirchen spricht: Während sowohl für die Grabeskirche in Jerusalem als auch für die Geburtskirche in Bethlehem eine justinianische Bauphase überliefert ist – wenn auch nach einer angeblich konstantinischen –, ist für keine der römischen Kirchen eine solche überliefert. Bei einer Errichtung im 4. oder 5. Jh. würde ich eine justinianische Erneuerung o. ä. für logisch ansehen. Übrigens ist auch für die Laterankirche eine solche nicht bekannt. Hier sind verschiedene Gründe vorstellbar, z. B. dass es Mitte des 6. Jh. die Laterankirche noch nicht gab, d. h. auch keinen Vorgängerbau der bekannten Rekonstruktion, oder der Bau nicht fertiggestellt war oder der justinianische Beginn aus der Überlieferungsgeschichte gestrichen wurde, um die Unabhängigkeit von Ostrom zu dokumentieren.

Einen weiteren Anhaltspunkt liefert vielleicht die traditionelle Baugeschichte von San Pietro in Vaticano (Alt-St. Peter). Um ca. 600|900 soll unter Gregor dem Großen das Petrusgrab durch eine Ringkrypta mit Confessio zugänglich gemacht worden sein. Nach meiner Auffassung ist zu dieser Zeit nicht nur die Ringkrypta entstanden, sondern der gesamte Kirchenbau einschließlich Ringkrypta. Der Bau war von Anfang an ausschließlich auf das angebliche Petrusgrab fixiert.

Damit ist für mich Alt-St. Peter die erste Märtyrerbasilika überhaupt. Die nach der traditionellen Architekturgeschichte in das 4. Jh. datierten Umgangsbasiliken, die bisher als älteste Märtyrerkirchen galten, sind endgültig aus der Liste der Märtyrerbasiliken – wie oben ausgeführt – auszusondern.

Sowohl Laterankirche als auch Alt-St. Peter sind gewestete Kirchenbauten. Offensichtlich war zur Zeit ihrer Gründung der christliche Kult in solchen Großbauten noch nicht festgelegt. Die möglicherweise als Vorbild dienenden, für den (nicht christlichen!) Totenkult bestimmten römischen Umgangsbasili-



Rom, Alt-St. Peter, Grundriss [Brandenburg, 276]

ken waren durchweg gewestet, da man den von den Toten Auferstandenen aus dem Osten erwartete, weswegen der Eingang im Osten lag.

Die übrigen so genannten frühchristlichen Kirchen Rom sind für mich durchweg jüngere Gründungen. Sehen wir uns diese kurz an:

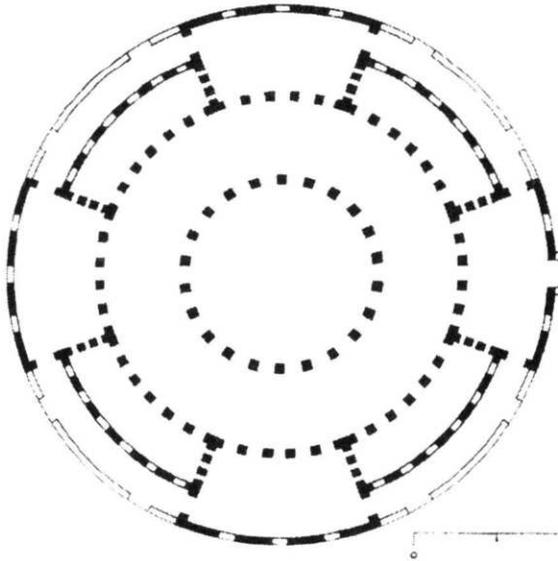
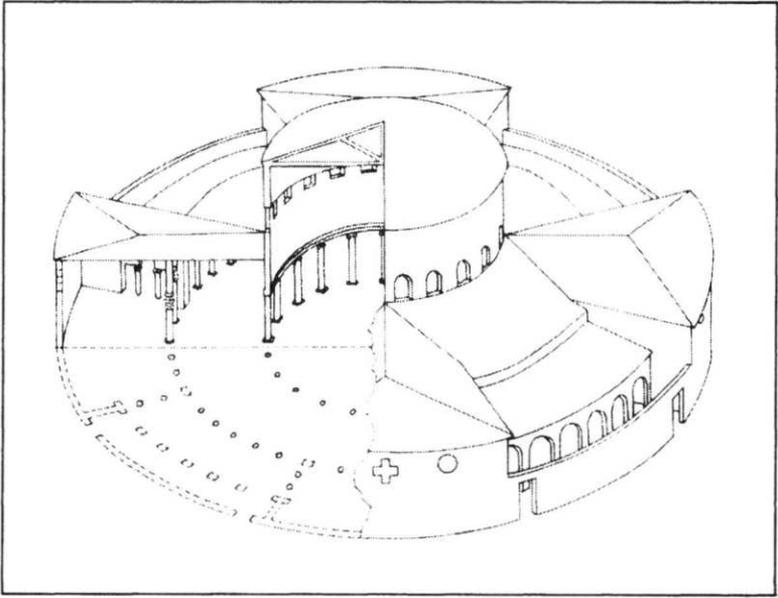
Santa Maria Maggiore: Dreischiffige Basilika, angeblich um 435 gegründet, die Säulen antik mit ionischen Kapitellen. Vom Bau des 5. Jh. soll der reich mit Mosaiken geschmückte Triumphbogen erhalten sein, ehemals die Ostwand der Kirche (Apsis abgebrochen). Weiterhin Mosaiken an den Mittelschiffwänden. Themen der Mosaiken im Langhaus vorwiegend aus dem alten Testament, am Triumphbogen neutestamentlich. Nach STÜTZER [154] im Stil weitgehend von der Buchmalerei beeinflusst. Auf dem Verkündigungsmosaik des Triumphbogens ist Maria in ganz neuer Weise dargestellt: „Maria königlich gewandt mit Nimbus“ [ebd. 157 ff.]. Eine solche Darstellung ist erst nach Erhebung des Christentums zur Reichskirche denkbar, also keinesfalls schon im 5. Jh. Der kleinteilige, erzählende Stil der Mosaiken erinnert an frühromanische Wandmalerei. Die Marienverehrung beginnt in der frühromanischen Kunst erst im 10. Jh. Was spricht eigentlich gegen eine Erbauung im 10. oder 11. Jh. unter Verwendung antiker Spolien (Säulen und Kapitelle)?

Santa Croce in Gerusalemme:

„Die Gründung der Kirche [...] geht auf die Legende von der Auffindung des Kreuzes Christi durch Kaiser Konstantins Mutter Helena zurück. Die Reliquie ist angeblich um 320 in Jerusalem gefunden und nach Rom gebracht worden. Tatsache ist aber lediglich, dass 1144 von Papst Lucius II. hier eine alte Kirche erneuert wurde.“ [Rosendorfer, 152]

Santa Pudenziana: Vom Gründungsbau des ausgehenden 4. Jh. soll nur noch die Apsis mit ihren Mosaiken stammen. Der heutige Zustand i. W. vom Ende des 16. Jh. Bruchstücke eines romanischen Portals sind in der Fassade enthalten. Der Campanile stammt aus dem 12. Jh. Das Apsismosaik ist sehr stark restauriert. Es stellt Christus in der Mitte der zwölf Apostel (davon nur noch zehn erhalten) dar. Christus ist wie ein römischer Kaiser dargestellt (gemmengeschmückter Thron, Purpurkissen, Pallium). Eine solche Darstellung ist m. E. frühestens nach Installation des Christentums als Reichskirche im 6. Jh. möglich. Vielleicht gehören die Portalbruchstücke und der Campanile zum romanischen Gründungsbau.

Santa Sabina: Angeblich um 425 errichtet. Die Kirche wurde im Mittelalter und in der Barockzeit stark verändert. Heutiger Zustand ist das Ergebnis der Restaurierungen von 1914–1919 und 1936–1938. Dreischiffiger Kirchenbau ohne Querhaus. Die kannelierten Säulen einschließlich der korinthischen Kapitelle sind möglicherweise Spolien aus dem 2. Jh. Die Fenster der Seitenschiffe romanisch. Mosaik mit Widmungsinschrift mit Hinweis auf Papst



Rom, Santo Stefano Rotondo [Effenberger, 236 f.]

Coelestin I. (422–432) an der Eingangswand. Original angeblich auch noch ein Fries mit Marmorinkrustationen. Die traditionelle Datierung der Kirche offensichtlich nach dieser Widmungsinschrift. Gemäß der Inschrift soll der Stifter ein illyrischer Priester namens Petrus gewesen sein. Die reich skulptierte Holztür soll angeblich vom Ursprungsbau stammen. Sie ist „die älteste holzgeschnitzte Tür christlicher Kunst“ [Fischer. 334]. „Das Mosaik über der Eingangswand gehört zu den ältesten Roms“ [ebd. 334 f.]. Bei solchen Superlativen erheben sich bei mir größte Zweifel. Die Kirche soll ein Priester aus Illyrien gestiftet haben? Was spricht eigentlich gegen eine Entstehung in romanischer Zeit? Reliefgeschmückte Türen aus Holz oder Bronze sind im 11. Jh. und 12. Jh. keine Seltenheit (Verona, Pisa, Trani, Köln, Hildesheim, Augsburg, Magdeburg – jetzt in Novgorod). Die Konzentration auf die handelnden Personen, der ornamentale Faltenwurf, phantastische Pflanzendarstellungen, aber auch die Komposition einzelner Szenen wie die Huldigung der Sterndeuter finden sich ebenso in der Buchmalerei des 11. Jh. Die phrygischen Mützen der Sterndeuter aus der Huldigungsszene tragen auch die Heiligen Drei Könige im Mosaik in San Apollinare Nuovo in Ravenna, welches ich frühestens dem 11. Jh. zuordne (s. Teil 2). Dass bzgl. des künstlerischen Stils keine unmittelbare Verwandtschaft zu den anderen erhaltenen Werken vorliegt, mag unterschiedliche Gründe haben: Einmal die Eigenart des Künstlers oder auch seine Vorbilder, wobei der mittelalterliche Künstler in Rom aus einem ganz anderen Repertoire Vorbildern schöpfen konnte, als an jedem anderen Ort. Meines Erachtens spricht auch das singuläre Auftreten im 5. Jh. – das sind selbst bei Abzug der Phantomzeit immer noch ca. drei Jahrhunderte vor den anderen Beispielen – gegen die frühe Datierung. Auch Marmorinkrustationen sind im 12. Jh. üblich (San Miniato in Florenz).

Santo Stefano Rotondo: Ihre Gründung wird traditionell um 470 gesehen. Nach STÜTZER [163 ff.] eines der „problematischsten Bauwerke der frühchristlichen Zeit“. Er sieht hier eine Erinnerung an die Rotunde der Grabeskirche in Jerusalem und „das Vorbild für die vielen Grabeskirchen, die in den nachfolgenden Jahrhunderten in Europa entstanden sind“. Von der spätantiken Ausstattung sind offensichtlich keine Reste vorhanden. Der Bau soll im 11. Jh. durch die Normannen sehr stark in Mitleidenschaft gezogen worden sein. Die Funktion eines Mausoleums scheidet sicher aus, da der Standort mitten in der Stadt einer solchen entgegensteht. Da die Grabeskirche eine justinianische Gründung ist, kann Santo Stefano Rotondo – sofern sie eine Nachbildung der Grabesrotunde ist – frühestens aus dem 6. Jh. stammen. Wieso sollte gerade sie das Vorbild für die vielen späteren Nachbildungen sein? Sie ist ja angeblich selbst eine Nachbildung der Grabeskirche. Könnten wir hier nicht sogar einen Bau des 11. Jh. oder 12. Jh. vor uns haben? Zu dieser Zeit sind Nachbildungen der Grabeskirche weit verbreitet.

San Clemente: Der heutige Bau ist aus dem 12. Jh. und wurde über einem römischen Haus errichtet. Der vermeintliche Bau des 4. Jh. (um 390) mit Wandmalereien aus dem 8. bis 11. Jh. (!) wurde im 19. Jh. ausgegraben und zugänglich gemacht.

Santi Cosma e Damiano: Auch hier offensichtlich die Datierung „um 530“ nach einer Widmunginschrift, die auf den Papst Felix IV. (526–530) verweist. Bei der Datierung des Apsismosaiks zweifelt STÜTZER [171] an einer Datierung in die Zeit von Papst Felix IV. „Manches spricht dafür, dass es erst in der Zeit von Papst Sergius I. (687–701) geschaffen wurde.“ Die Anlegung des Mosaiks sieht er jedoch sicher unter Felix IV. Für mich ein Kuriosum:

„Auf der linken Seite sieht man Papst Felix IV. Diese Partie erfuhr mancherlei Veränderungen. Ursprünglich war Felix IV. dargestellt, im 16. Jahrhundert hat man ihn gegen Papst Gregor den Großen ausgetauscht, um im 17. Jahrhundert abermals Felix IV. in das Mosaik einzusetzen“ [ebd. 174].

Hier ist mit Sicherheit einmal zu viel ausgetauscht worden. Der Hinweis auf Papst Sergius I., also in die Phantomzeit, weist m. E. auf eine Entstehung im 10. oder 11. Jh. hin. Die von STÜTZER [175] bemerkte Nähe zur byzantinischen Kunst lässt vielleicht sogar an eine noch spätere Entstehung denken.

Santi Giovanni e Paolo: Von dieser Kirche „stehen zwar noch die Mauern der dreischiffigen Basilika des 4. Jahrhunderts, [...] aber sonst erinnert nichts mehr an den frühchristlichen Bau“ [ebd. 168].

Soviel zum frühchristlichen Kirchenbau in Rom. Was bleibt, ist meiner Meinung nach weniger als dürftig.

Rom erlebte im 10. Jh. einen enormen politischen Aufschwung. Rom und Italien sind wieder politisch handlungsfähig, was die Aufnahme der Verhandlungen mit dem Ottonischen Reich beweist. Nur sind die Randbedingungen völlig andere. Nicht mehr ein zentralistisch regiertes Reich, sondern erstarrte Territorialherrschaften, wozu auch die römische Kirche zu zählen ist, bestimmen die politische Landschaft in Italien.

Mit Hilfe der Ottonen konnte sich die römische Kirche von Ostrom abwenden und zum Ausgangspunkt der Christianisierung Mittel- und Westeuropas werden. Müsste sich dieser Aufschwung nicht auch in den Bauten Roms widerspiegeln? Fehlanzeige. Stattdessen sollen sich die frühchristlichen Kirchen über die Zerstörungs- und Plünderungswellen des 5. und 6. Jh. hinweg erhalten haben.

Schon ILLIG verweist die phantomzeitlichen Kirchen und Mosaiken Roms in die Nachphantomzeit, genauer gesagt ab Mitte 11. Jh. und in das 12. Jh., dem ich nur zustimmen kann. Für das 10. und das frühe 11. Jh. hält er aufgrund der politischen Situation eine Bautenlücke weiterhin für plausibel [Illig. 310]. Meine Zuweisung der sog. frühchristlichen Kirchen Roms in das 10./11.

Jh. füllt auch die noch von Illig gesehene Lücke. Mit der vorliegenden These ist endlich ein frühmittelalterlicher römischer Kirchenbau einigermaßen fassbar, den es bisher unerklärlicherweise nicht gab. Dafür entfällt der Kirchenbau Roms der vorangegangenen Jahrhunderte völlig.

Die von mir in das 10./11. Jh. eingeordneten Bauten schließen die bisher vorhandene Lücke in Rom zwischen dem Ende der i. W. „bauwerkslosen“ Spätantike und den bekannten Bauten des 12./13. Jh. Dass im unmittelbaren Anschluss an die Spätantike noch spätantik gebaut wurde, ist sicher nicht verwunderlich. Die vielfach nachgewiesene Verwendung von antiken Spolien ist auch nachzuvollziehen. Die antiken Bauten wurden für die Neubauten des 10./11. Jh. geplündert. Es ist bekannt, dass das Forum Romanum als Steinbruch gedient hatte. Die musivische Kunst hatte sich offensichtlich über die Zeit gerettet – möglicherweise auch über Byzanz – und erfuhr in der Folgezeit eine neue Blüte. Der Anklang byzantinischer Kunst bei verschiedenen Mosaiken lässt natürlich auch an den Import oströmischer Künstler denken.

Durch das Streichen der Phantomzeit in Italien rückt die Spätantike unmittelbar an das Frühmittelalter heran. Die bisher durch die Phantomzeit entstandene künstliche Lücke von ca. 300 Jahren gibt es nicht. Trotz dessen kann man in Rom kaum von einer Kontinuität der Baukunst zwischen Antike bzw. Spätantike und Frühmittelalter ausgehen. Infolge des Zusammenbruchs der römischen Zentralgewalt während der Germaneneinfälle kam das öffentliche Bauen vom 4. bis einschließlich 6. Jh. fast völlig zum Erliegen. Der letzte öffentliche Großbau war die Maxentiusbasilika, die in den Jahren 306–330 erbaut worden ist [Fischer, 194].

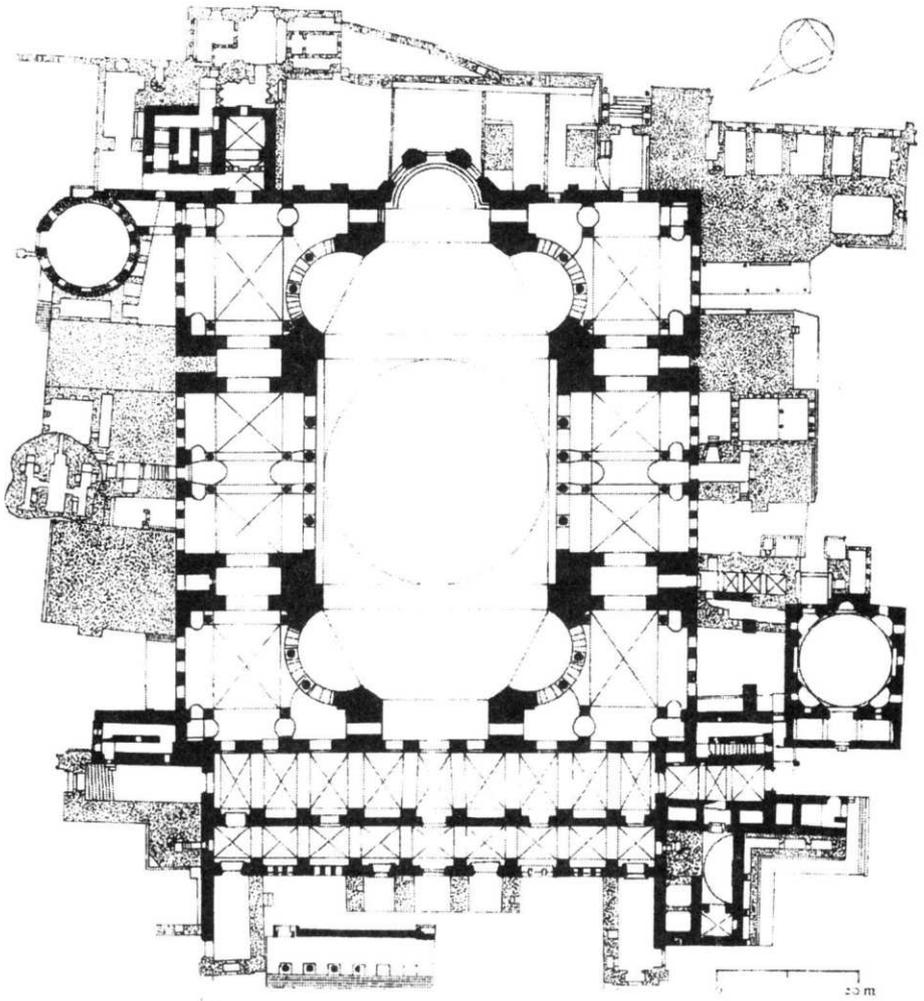
Konstantinopel

Nach WARD-PERKINS [55 ff.] war der Osten von dem dramatischen Niedergang weniger betroffen. Trotzdem: Die oströmische Niederlage bei Hadrianopolis im Jahr 378

„rief eine unmittelbare tiefe oströmische Krise hervor: Der Balkan war verwüstet; Konstantinopel selbst bedroht [...] dies brauchte jahrelange Aufwendungen und Anstrengungen“ [ebd. 68].

Im 5. Jh. wurde der Balkan durch die Hunnen bedroht. Ostrom zahlte an sie einen jährlichen Tribut, der 447 noch einmal erhöht wurde [ebd. 68]. Unter Theodosius II. wurde die theodosianische Landmauer zum Schutz Konstantinopels errichtet (413–439), die größte Verteidigungsanlage der gesamten Antike [ebd. 43].

Dass in dieser Zeit die christliche Religion zur Staatsreligion und die Kirche zur Reichskirche ausgebaut sowie ein großes Kirchenbauprogramm aufgelegt wurde, ist nicht glaubhaft. Es bleibt für mich dabei: Erst durch Justi-



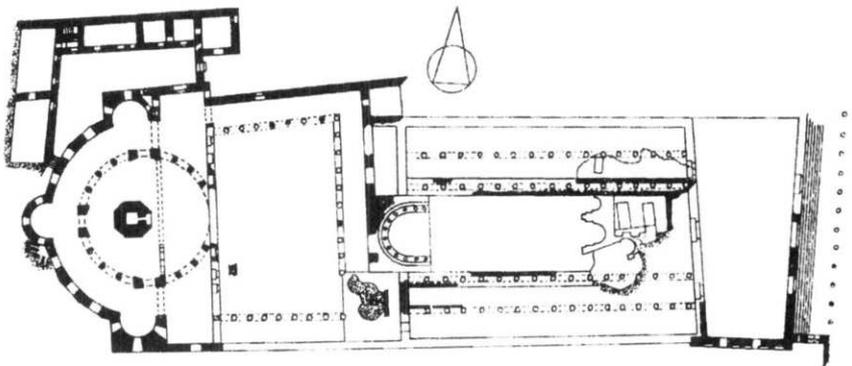
Konstantinopel, Hagia Sophia, Grundriss [Effenberger, 297]

nian I. wurden das Christentum zur Reichsreligion und die Kirche zur Reichskirche ausgebaut.

In einem um 425 angefertigten Inventar sind für Konstantinopel 14 Kirchen aufgelistet, von denen sich nur zwei „mit einiger Wahrscheinlichkeit“ auf Konstantin zurückführen lassen, die Apostelkirche und die Irenen-Kirche [Yerasimos, 35]. „Vieles spricht allerdings dafür, dass die fraglichen Kirchen von den Kaisern des sechsten Jahrhunderts erbaut wurden“ [ebd. 35]. Keine der drei angeblich ältesten Kirchen Konstantinopels – Apostelkirche, Irenen-Kirche und Hagia Sophia – ist im Urzustand erhalten [ebd. 36].

Der bestehende Bau der Hagia Sophia ist nach Ansicht der traditionellen Kunstgeschichte der Bau Justinians. Ein Vorgängerbau wurde angeblich unter Konstantios II. errichtet (um 360 geweiht) und soll „fast ebenso breit und ebenso lang wie der heutige Bau“ gewesen sein. Dieser Vorgängerbau soll zweimal (404 und 532) abgebrannt sein, ehe Justinian mit seinem „Wiederaufbau“ begann [ebd. 44 f.]. An dieser Version ist m. E. zu zweifeln. Den Vorgängerbau zu ignorieren und den rezenten Bau der Hagia Sophia als Auftakt eines neuen Bautypus der „christlichen Kirche“ zu sehen, fällt mir schwer. Glaubhafter für mich wäre, in dem Vorgängerbau den justinianischen Bau zu identifizieren und den bestehenden Bau vielleicht dem 11. Jh. zuzuordnen. Die Hagia Sophia hatte bei ihrer Gründung noch kein Patrozinium, sondern „erhielt die schlichte Bezeichnung Große Kirche und wurde Jesus Christus geweiht“ [ebd. 45].

Auch die konstantinischen Anfänge der Irenenkirche (Abb. nachstehend) in Konstantinopel sind äußerst suspekt. Sie soll 564 abgebrannt und unter Justinian restauriert worden sein. Danach neue Zerstörungen durch ein Erdbeben (740) und erneuter Wiederaufbau. Untersuchungen aus den 70er Jahren des 20. Jh. ergaben, dass „die meisten Mauerabschnitte der heutigen Kirche vom



Konstantinopel, Irenenkirche
Zeitensprünge 3/2010 S. 630

Wiederaufbau im achten Jahrhundert stammen“ [ebd. 49 ff.]. Mit Berücksichtigung der Phantomzeit dürften wir damit sogar im 10./11. Jh. sein.

Die angeblich älteste, als Ruine erhaltene Kirche Konstantinopels, Hagios Johannes Studios – eine dreischiffige Basilika –, soll 454 erbaut worden sein [ebd. 36]. Im Jahr der Thronbesteigung Justinians 527 soll die heute noch bestehende Sergios-und-Bakchos-Kirche von Justinian begonnen worden sein. Ich halte beide Kirchen für jünger.

Jerusalem und Bethlehem

Und die Großbauten im Heiligen Land? Jerusalem und das unmittelbar benachbarte Bethlehem gehören bis 614 zu Ostrom. Im Jahr 614 wird Jerusalem/Bethlehem von den Persern eingenommen. 1099 erobern die Kreuzfahrer Jerusalem und gründen das Königreich Jerusalem, das 1187 durch Saladin beseitigt wird. Ein nochmaliges lateinisches Intermezzo gibt es von 1229 bis 1244, als sich Friedrich II. selbst zum König von Jerusalem erhebt. Er hat die Stadt zuvor durch Verhandlungen vom Sultan erhalten. Nach der persischen Eroberung dürfte die christliche Entwicklung abrupt beendet worden sein, was durch das Schicksal dieser Bauten belegt wird. Übrigens ist für beide Bauten eine justinianische „Erneuerung“ bezeugt.

Die konstantinische Geburtskirche soll im Samariteraufstand 529 beschädigt und danach vollständig abgerissen worden sein. Beim nur wenig größeren Neubau der Geburtskirche unter Justinian sollen seine Architekten das Mauermaterial der konstantinischen Basilika für den zweiten Bau der Geburtskirche verwendet haben [Gorys, 180]. Unter den Kreuzfahrern, 1161–1169 ist die Kirche gründlich restauriert worden. Diese Aussagen sehen auffallend nach einem Konstrukt aus. Das ergrabene Oktogon dürfte der justinianische Bau über dem angeblichen Geburtsort Jesu sein. Den jetzigen Ostabschluss, wenn nicht den ganzen Bau, sehe ich als einen Bau des 12. Jh. unter den Kreuzfahrern.

Die Grabeskirche einschließlich der Rotunde ist i. W. ein Neubau des 12. Jh. Die tradierte Baugeschichte kennt mehrere Vorgängerbauten der Grabrotunde, der letzte stammt aus dem 11. Jh. Der Gründungsbau soll bei der Eroberung durch die Perser 614 durch Brand zerstört worden sein. Danach soll es nur bescheidenere Wiederaufbauten bis zum monumentalen Neubau des 12. Jh. gegeben haben.

Konstantinisches ist weder bei der Geburtskirche noch bei der Grabeskirche auszumachen, was nach meinem Ansatz nicht anders sein kann.

Für mich waren die justinianischen Ursprungsbauten sowohl der Geburtskirche als auch der Grabeskirche die Zentralbauten, einmal ein Oktogon, zum anderen die Grabrotunde, die beide über den Gedächtnisorten der Jesusge-

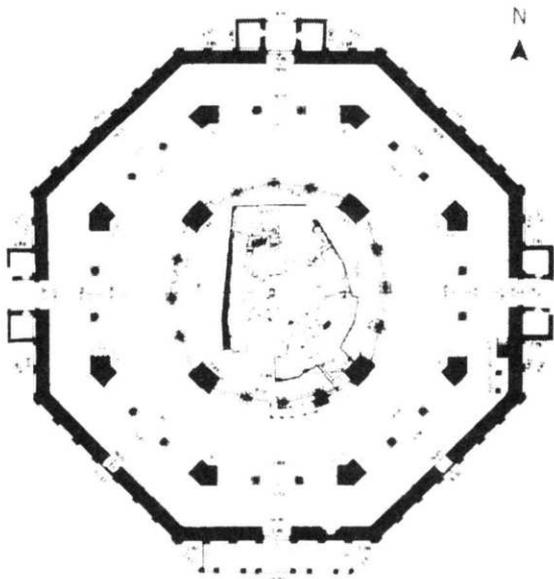
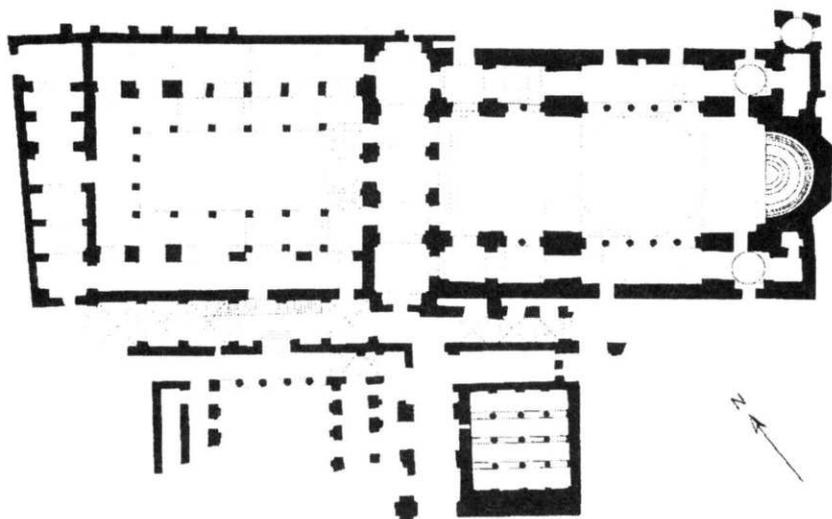
schichte errichtet worden sind. Die Bauform wurde, was nahe liegend war, der Mausoleumbaukunst entlehnt.

Ich denke, dass in Jerusalem ein weiterer justinianischer Memorialbau noch existent ist, der Felsendom. Heute eines der Hauptheiligtümer des Islam, wurde er über dem geheiligten Felsen errichtet, auf welchem Abrahams Opfer und Mohammeds „Himmelsreise“ stattgefunden haben sollen [Stierlin, 36].

„Merkwürdigerweise ist das erste architektonische Meisterwerk der Kalifen keine Moschee, sondern eine Art Martyrion, ein Gedächtnisbau [...] An dieser Stelle ist darauf hinzuweisen, dass der Felsendom an die erste Grabrotunde in Jerusalem (335) erinnert, die sich ganz in der Nähe befand. Bei beiden handelt es sich um Zentralbauten mit doppeltem Umgang und einer Kuppel, deren Innendurchmesser 20,4 m beträgt. Beide umschließen einen heiligen Felsen, der eine Grotte schützt. [...] Eine solche Übereinstimmung in Form und Funktion kann kein Zufall sein.“ [ebd.].

Wie bereits STIERLIN feststellt, hat dieser Bau von der Motivation her den gleichen Charakter wie der Bau über dem Grab Christi. Aber auch wie der Bau über der Geburtsgrotte. Auch hier wird eine für das Christentum besondere Lokalität durch den Bau hervorgehoben. Vermutlich war ursprünglich nur die Altarstelle gemeint. Die Himmelfahrt Mohammeds an dieser Stelle ist sicher erst später durch den Islam hinzugefügt worden. Vielleicht war eine völlige Umdeutung der Stelle nicht mehr möglich. Im Übrigen konnte der Islam aufgrund seiner christlichen Vorgeschichte auch gut mit der Abrahamslegende leben.

Nicht nur, dass die Veranlassung für den Bau des Felsendoms ähnlich der für die Geburtskirche und der Grabeskirche war, auch die bauliche Gestalt ähnelt dem der beiden anderen Bauten – wie STIERLIN ebenfalls feststellte. Für mich wie auch für WEISSGERBER [706] mit Bezug auf ZELLER ist der Felsendom ein byzantinisch-christliches Bauwerk. Da Jerusalem 614 von den Persern eingenommen wurde und erst wieder unter den Kreuzfahrern zeitweilig in christlichen Händen war, müsste die Errichtung des Felsendoms als byzantinisch-christliches Bauwerk zeitlich vor 614 oder nach 1099 liegen. Die tradierte Baugeschichte sieht die Erbauung unter dem Kalifen Abd al-Malik ibn Marwan (685–705) und dessen Sohn al-Walid I. ibn Abd al-Malik (705–715), also in der Phantomzeit. In der Regel würde ich in einem solchen Fall für eine nachphantomzeitliche Gründung plädieren, aber im vorliegenden Fall denke ich an eine Gründung vor der persischen Eroberung. Die islamische Datierung sollte womöglich eine vorherige christliche unkenntlich machen. Ein Neubau unter den Kreuzfahrern müsste eigentlich offenkundig sein, so dass doch eher eine Bauzeit von Justinian bis spätestens 614 und ein Umbau in islamischer Zeit in Frage kommen. Die Kreuzfahrer hätten im 12. Jh. sicher keinen Zentralbau, sondern eine basilikale Anlage errichtet.



Jerusalem, Grabeskirche, Grundriss [Effenberger, 134]

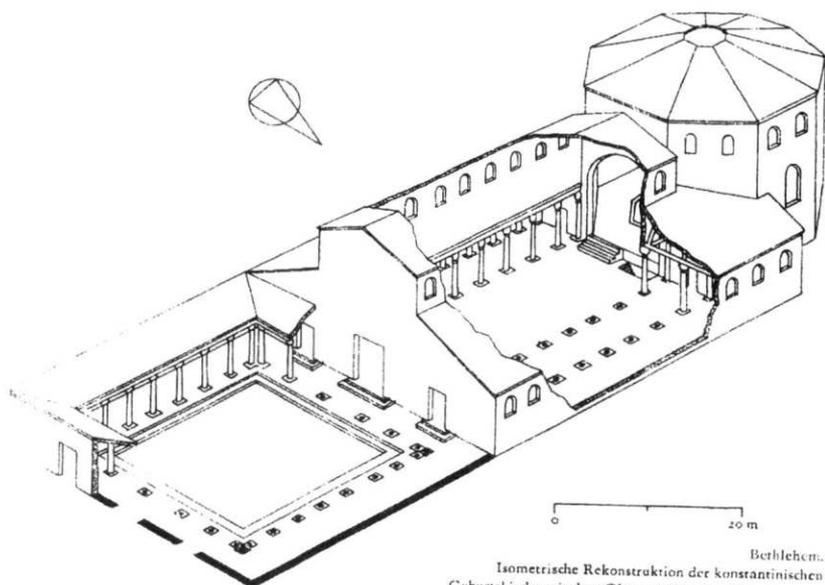
Felsendom, Grundriss [Gorys, 115]

Exkurs Zentralbau, Basilika und Apsis

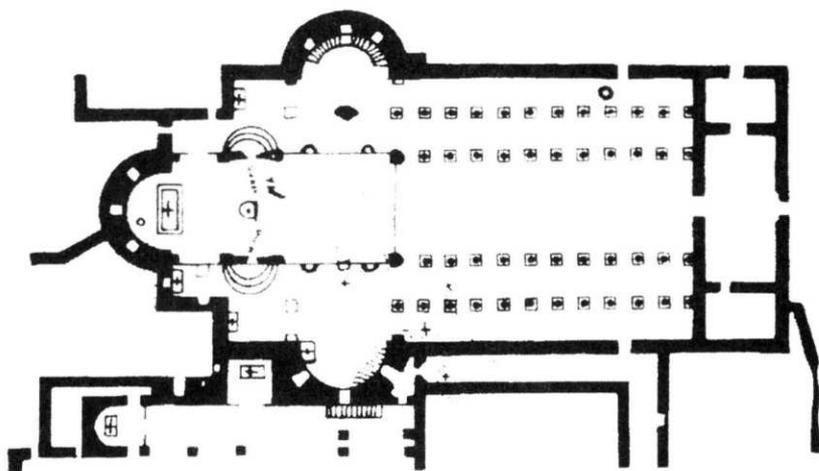
YERASIMOS [38 ff.] versucht sich an einer „Entwicklung des byzantinischen Kirchenbaus“. Er beginnt: „Die Entwicklung des byzantinischen Kirchenbaus von den frühchristlichen Basiliken bis zur Hagia Sophia gibt nach wie vor einige Rätsel auf“ [ebd. 38]. Bis wenige Jahre vor Justinians Thronbesteigung sollen die Kirchenbauten in Konstantinopel Basiliken gewesen sein [ebd. 39]; danach seien nur noch von Kuppeln überwölbte Zentralbauten errichtet worden. Die Vorbilder für die ab dem frühen 6. Jh. aufkommenden Zentralbauten sieht er in den Palastanlagen Konstantinopels und in den syrischen Kirchen. (Welche syrischen Kirchen er als Vorbilder sieht, führt er nicht weiter aus.)

Ich denke, umgekehrt wird ein Schuh daraus. Die ersten monumentalen Kirchenbauten entstehen im Oströmischen Reich und sind Zentralbauten gewesen. Mit den Rückeroberungsbestrebungen Justinians wird die Reichskirche und damit der Kirchenbau – zunächst als Zentralbau – in die zurückeroberten Reichsgebiete, also auch nach Italien (erhaltenes Beispiel ist San Vitale in Ravenna) exportiert. Ob die Verwendung der Bauform der Basilika ab dem 7./10. Jh. zur Abgrenzung von Ostrom bewusst erfolgt ist, oder aus dem Unvermögen, überkuppelte Bauten zu errichten, muss offen bleiben. (Vielleicht zunächst aus dem Unvermögen und danach zur Abgrenzung.) Unter dem Einfluss der römischen basilikalischen Kirchenbauten des 10. Jh. entstehen dann auch in Konstantinopel basilikale Bauten, wobei i. d. R. auf die Kuppel nicht verzichtet wird. (Im Gegenzug entstehen im 11./12. Jh. auch kuppelgedeckte Kirchenschiffe im westeuropäischen Gebiet, z. B. in Fontevraud, Périgieux).

Übrigens dürfte nach meiner Vorstellung der Ursprungsbau der Laterankirche in Rom – sofern es überhaupt einen Bau des 6. Jh. gab – ebenfalls ein Zentralbau gewesen sein. Vielleicht ist dieser Ursprungsbau unter dem Lateranbaptisterium S. Giovanni in Fonte zu suchen. Die polygonalen Außenmauern des bestehenden Baus (angeblich 5. Jh.) stehen auf einem großen Rundfundament von 19,20 m Durchmesser und einer beträchtlichen Mauerstärke von 1,70 m [Brandenburg, 38], das eindeutig nicht zum bestehenden Bau gehört und von der Forschung dem konstantinischen Bau des Lateranbaptisteriums zugeordnet wird. Aufgehendes Mauerwerk auf dem Rundfundament wurde nicht nachgewiesen [ebd. 38]. Übrigens beträgt der Durchmesser des Stützenrunds von S. Vitale in Ravenna auch etwa 19-20 m. Vielleicht standen auf dem Rundfundament ebenfalls Stützen und es gab ein weiter außen umlaufendes Fundament, das bisher nicht gefunden wurde, oder der Bau wurde nie fertig gestellt. Offensichtlich gibt es immer noch „keine moderne Bauaufnahme und methodisch gesicherte Grabungen“ [ebd. 37]. Mit dem basilikalischen Neubau der Laterankirche im 10. Jh. wurde dann das Rundfundament für den Baptisteriumsbaus wieder verwendet.



Bethlehem.
 Isometrische Rekonstruktion der konstantinischen
 Geburtskirche mit dem Oktagon über der Geburtsgrube.
 Um 333



Bethlehem, Geburtskirche, Isometrie u. Grundriss [Effenberger, 135; Gorys, 179]

Vielleicht noch einmal zu STÜTZER, der wie oben bereits erwähnt die Palastbasilika als Vorbild für den Bautyp der christlichen Basilika sieht. Für die ersten Kirchenbauten Ostroms trifft das offensichtlich nicht zu, denn sie waren keine Basiliken. Ich denke, das eigentlich entscheidende bauliche Motiv, das der christliche Kirchenbau aus der Kaiserarchitektur übernommen hat, ist die Apsis als Aufstellungsort des Allerheiligsten, des christlichen Altars. In der Palastbasilika stand in der Apsis der kaiserliche Thron. In der Westapsis der von Maxentius als Saal für kaiserliche Empfänge konzipierten Maxentiusbasilika stand die Kolossalstatue Konstantins [De Albertis, 141]. Ihre Verwendung im christlichen Kirchenbau bedingte m. E. die Reichskirche. Damit ist der anfängliche Ansatz immer noch zutreffend. Wenn im frühen 11. Jh. in einigen Apsiden ein Bischofsthron und diesem zu Seiten eine Priesterbank das Apsisrund ausfüllt, so diente diese Ausstattung sicher nicht der ihr oft unterstellten Nutzung durch den Bischof und dessen Priester. Wenn der Bischof mit seinen Priestern in der Apsis 'getagt' hätte, wären alle die für die Kulthandlungen zuständigen Personen von der Gemeinde der Gläubigen durch den Altar getrennt und sogar verdeckt. Aus meiner Sicht hat der sog. Bischofsthron mit der Priesterbank ausschließlich symbolische Bedeutung. Er symbolisiert die Anwesenheit von Christus und seiner Apostel.

Eine Neubearbeitung der Kunst- und Architekturgeschichte für diese Zeit ist aus meiner Sicht unausweichlich.

Exkurs Heiligenkult und Kirchenpatrozinium

Aus meiner Sicht beginnt mit der Errichtung der beiden römischen Märtyrerkirchen (Alt-St. Peter, San Paolo fuori le mura) im 10. Jh. der mittelalterliche Heiligenkult. Die Kirchenpatrozinien entwickeln sich unmittelbar aus dem Heiligenkult.

Traditionell wird der Beginn des Heiligenkults in der christlichen Kirche mit dem Bau der Märtyrerbasiliken in Rom definiert, die angeblich alle im 4. Jh. und durch kaiserliches Zutun entstanden sind. Das sind im Wesentlichen die beiden o. g. römischen Kirchen sowie die römischen Zömeterialbasiliken oder Umgangsbasiliken Santi Pietro e Marcellino, San Sebastiano fuori le mura, Sant' Agnese fuori le mura und San Lorenzo fuori le mura.

Da die römischen Zömeterialbasiliken aus der Reihe der christlichen Basiliken ausgeschieden und die römischen Märtyrerbasiliken in das 10. Jh. umdatiert sind, muss der Beginn des Heiligenkultes neu definiert werden.

Die im 10. Jh. gegründeten römischen Märtyrerbasiliken Alt-St. Peter und auch (etwas später) San Paolo fuori le mura erfolgten in dem Bestreben der römischen Kirche, sich von der durch Justinian installierten oströmischen Reichskirche zu emanzipieren. Da Rom im Gegensatz zu Ostrom keine Stät-

ten vorweisen konnte, die direkt mit der Jesuslegende verbunden sind, griff man auf das römische Ende der Apostelgeschichte von Petrus und Paulus durch deren Märtyrertod in Rom zurück. Ob dieses römische Ende in diesem Zusammenhang erst konstruiert wurde, muss hier offen bleiben.

Damit hatte man zwei zugkräftige Stätten der Verehrung in Rom geschaffen. Sie reichten in Ihrer Bedeutung zwar nicht an die 'Originalstätten' in Bethlehem und insbesondere Jerusalem heran, doch dadurch, dass die 'Originalstätten' durch die persische Eroberung im Jahr 614 Ostrom praktisch entzogen waren, erhielten die römischen Verehrungsstätten – obwohl eigentlich nur sekundär – einen beträchtlichen Bedeutungszuwachs.

Das Erfolgsmodell Märtyrerkirche – insbesondere auch der wirtschaftliche Erfolg durch die wachsenden Pilgerscharen – führte zu einer schnellen Ausbreitung, einem regelrechten Boom von Märtyrerkirchen zuerst in Italien und dann im Ottonischen und Westfränkischen Reich. Da weder im Ottonischen noch im Westfränkischen Reich Märtyrerstätten überliefert und auch schlecht zu konstruieren waren, war jetzt nicht mehr die angeblich ursprüngliche Grabstelle des Märtyrers für den Bauort der Kirche entscheidend, sondern die Überreste des Märtyrers wurden zum Bauort der Kirche verbracht. Da die Translation von Heiligenkörpern aus Italien schwierig zu bewerkstelligen war, wurde zunehmend auch auf örtliche Heilige ausgewichen (zur Not mussten solche erfunden werden). Mit der immer größer werdenden Zahl der zu errichtenden Kirchen und der dortigen Altarstellen, die natürlich eigene Reliquien erhielten, gingen folgerichtig die Heiligenkörper (selbst die erfundenen) langsam aus, so dass nunmehr auf kleinste Teile zurückgegriffen werden musste. Noch heute werden winzige Reliquien wie kostbare Schätze in den Kirchen verwahrt. Eng mit dem Heiligenkult ist das Patrozinium einer Kirche verbunden. In der Regel wurde eine neu errichtete Kirche einem oder mehreren Heiligen geweiht, indem deren Reliquien im Hauptaltar versenkt wurden. Die ersten monumentalen Kirchenbauten, wie die Hagia Sophia in Konstantinopel oder auch die Memorialbauten in Bethlehem und Jerusalem besaßen noch kein Patrozinium. Sie waren keinem besonderen Heiligen geweiht. Sie waren einfach Verehrungsstätten am Ort des „Geschehens“.

Die Hagia Sophia „erhielt die schlichte Bezeichnung Große Kirche und wurde Jesus Christus geweiht“ [Yerasimos, 45]. (Es ist zwar bei YERASIMOS von dem Vorgängerbau der heutigen Kirche die Rede, der angeblich 360 geweiht wurde, aber ich denke, dass eigentlich der Bau Justinians angesprochen ist.) Die Aussage „Jesus Christus geweiht“ darf nicht mit dem späteren Patrozinium einer Kirche gleichgesetzt werden darf. Natürlich war jede christliche Kirche Jesus Christus geweiht, wie die heidnischen Tempel zuvor der betreffenden Gottheit geweiht waren. Die uns heute vertrauten Patrozinien sind erst mit dem Heiligenkult entstanden.

Zum Beispiel die Laterankirche in Rom: Das Patrozinium San Giovanni in Laterano mit Bezug auf Johannes den Täufer und Johannes den Evangelisten entstammt dem 7.||10. Jh. Davor war sie als Basilica Salvatoris dem Erlöser geweiht [Stützer, 70 f.]. Nach BRANDENBURG wird das Patrozinium San Giovanni in Laterano erst ab dem 10. Jh. verwendet. (Die 3-Jahrhunderte-Differenz ist der Phantomzeit im Frühmittelalter geschuldet.) Nach meiner Auffassung kommen Patrozinien erst ab dem 10. Jh. parallel mit dem Heiligenkult in Gebrauch.

Der das ganze Mittelalter beherrschende Heiligenkult der christlichen Kirche begann mit dem Bau von Alt-St. Peter im 7.||10. Jh. Das Christentum kannte nach meiner Ansicht davor noch keinen Heiligenkult.

Fazit

Die Geschichte des Christentums und des frühchristlichen Kirchenbaus, wie sie uns von der traditionellen Wissenschaft vermittelt wird, ist m. E. ein Konstrukt Roms, um die tatsächliche Herkunft der christlichen Kirche aus Ostrom zu verschleiern und die römische Kirche und damit das Papsttum bis in eine Zeit zu veralten, in der Rom noch Hauptstadt des Reiches war. Als letzter in Rom residierender Kaiser eines ungeteilten Römischen Reichs kam dafür nur Konstantin I. in Frage. Konstantin eine halbwegs christliche Vita zu verpassen, dürfte nicht allzu schwierig gewesen sein. Das ab dem 10. Jh. entstehende Papsttum hat sich diese seine eigene Geschichte gleich mit auf den Weg gegeben. Dieses Konstrukt unterstützte die Loslösung von Ostrom und bildete somit das Fundament für eine eigene, von Ostrom unabhängige christliche Geschichte.

BEAUFORT bietet eine Rekonstruktion der Geschichte des frühen Christentums an, die in einigen wesentlichen Zügen mit der von mir dargestellten Entwicklung konform ist. So geht er ebenso von der Erhebung des Christentums zur Reichskirche durch Justinian I. aus. Weiter führt er aus,

„dass ich die heutige römisch-katholische Kirche für eine spätere Abspaltung des orthodoxen justinianischen Katholizismus halte. Sie mag sich als selbständige Kirche ab dem 10. Jh. entwickelt haben. Bis dorthin war der Bischof von Rom einer der fünf Patriarchen der orthodoxen Reichskirche.“ [Beaufort, 320]

Um den Umfang des vorliegenden Artikels nicht zu sprengen, habe ich mich zunächst auf die für meine Begriffe wesentlichen Bauten in Konstantinopel, im Heiligen Land und in Rom beschränkt. Die weiteren so genannten frühchristlichen Bauten in Ravenna, Mailand, Nola-Cimitile, Tebessa, im Frankenreich u. a. möchte ich später in einem weiteren Artikel behandeln.

Literaturverzeichnis

- Beaufort, Jan (2008): Arius und Ali. Über die iranischen Wurzeln des Christentums und die christlichen Wurzeln des Islam. In *ZS* 20 (2), 314-331
- Birken, Andreas (2006): Italiens Phantomzeit. In *ZS* 18 (1), 121-134
- Brandenburg, Hugo (2004): *Die frühchristlichen Kirchen in Rom vom 4. bis zum 7. Jahrhundert. Der Beginn der abendländischen Kirchenbaukunst*. Mailand
- De Albentis, Emidio (1999): Die römische Kunst von Trajan bis zur Tetrarchie; in *Rom. Die goldenen Jahrhunderte* (Hg. Marco Bussagli). Köln
- Demandt, Alexander (²2007): Die Spätantike. Römische Geschichte von Diocletian bis Justinian 284-565 n. Chr. In *Handbuch der Altertumswissenschaft* (Hg. Hans-Joachim Gehrke / Bernhard Zimmermann, 3. Abteilung, 6. Teil. München
- (²2008): *Geschichte der Spätantike. Das Römische Reich von Diocletian bis Justinian 284-565 n. Chr.* München
- Effenberger, Arne (1986): *Frühchristliche Kunst und Kultur. Von den Anfängen bis zum 7. Jahrhundert*. Leipzig
- Errington, Robert Malcolm (1997): Christian Accounts of the Religious Legislation of Theodosius I. In *Klio* 79 (1997), 398-443
- Fischer, Heinz-Joachim (1999): *Rom. DUMONT Kunst-Reiseführer*. Köln
- Gorys, Erhard (1999): *Heiliges Land. Ein 10 000 Jahre altes Kulturland zwischen Mittelmeer, Rotem Meer und Jordan. DUMONT Kunst-Reiseführer*. Köln
- Illig, Heribert (1996): Roms 'frühmittelalterliche' Kirchen und Mosaik. Umdatierungen in Italien und ihre Begründung; in *Zeitensprünge* 8 (3) 302-326
- Leipziger, Ursula (2006): *Die römischen Basiliken mit Umgang. Forschungsgeschichtliche Bestandsaufnahme, historische Einordnung und primäre Funktion*. Inaugural-Dissertation der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg
- Rosendorfer, Herbert (2009): *Rom. ADAC Reiseführer*. München
- Scheck, Frank Rainer / Odenthal, Johannes (²2007): *Syrien. Hochkulturen zwischen Mittelmeer und arabischer Wüste. DUMONT Kunstreiseführer*. Ostfildern
- Schreiner, Peter (2007): *Konstantinopel. Geschichte und Archäologie*. München
- Stierlin, Henri (2009): *Islam. Von Bagdad bis Córdoba. Frühe Bauwerke vom 7. bis 13. Jahrhundert*. Köln
- Stützer, Herbert Alexander (1991): *Frühchristliche Kunst in Rom. Dumont Taschenbuch*. Köln
- Untermann, Matthias (2006): *Architektur im frühen Mittelalter*. Darmstadt
- Ward-Perkins, Bryan (2007): *Der Untergang des Römischen Reiches und das Ende der Zivilisation*. Darmstadt
- Winkelmann, Friedhelm (1980): Die östlichen Kirchen in der Epoche der christologischen Auseinandersetzungen (5. bis 7. Jahrhundert). In *Kirchengeschichte in Einzeldarstellungen* Band I/6. (Hg. Gert Haendler/ Kurt Meier/ Joachim Rogge. Berlin
- Yerasimos, Stéphane (2007): *Konstantinopel. Istanbuls historisches Erbe*. Königswinter

Michael Meisegeier, 99100 Schaderode, Auf dem Rode 10
michael.meisegeier@t-online.de

Mittelalterliche Aktualitäten von Aachen bis Wien

Heribert Illig

Aachen: Man kommt sich näher. Im Juni dieses Jahres ist im Haus Löwenstein die Ausstellungsreihe „*Zeitsprünge*“ begonnen worden, die besondere Aspekte der Aachener *Route Charlemagne* erläutern soll. Sie begann mit *Karls Baustelle*, die auch Bilder der Restaurationsarbeiten von 1900 zeigte, auf denen die überaus saubere Mauerung des Umgangs klar erkennbar wurde, ganz im Gegensatz zur Ausführung anderer Kirchen, die jener Zeit zugeschrieben werden. Bis in den November hinein wurden Pilgerzeichen gezeigt (*Pilger, Händler und Gräber im Schatten des Aachener Doms*). Wie mag es weitergehen? Vielleicht mit einer Präsentation der *Zeitensprünge*?

Route Charlemagne s. <http://www.route-charlemagne.eu/Startseite/index.html>
Stoffels, Alfred (2010): Im Schutt lag ein winziger Printenmann; in *Aachener Nachrichten*, 4, 9

Zeitsprünge im Haus Löwenstein. Karls Baustelle. Blicke in die Marienkirche der Karolingerzeit. Fotografien aus der Zeit um 1900; Flyer des Veranstalters (2010)

*

Anklam: Der von Klaus Weissgerber (S. 649) angesprochene Schatzfund von *Anklam*, nahe Greifswald in Mecklenburg/Vorpommern, wurde beim Verlegen einer Gasleitung aufgedeckt, nachdem zunächst ein slawischer Siedlungsplatz mit einigen Münzen zu Tage getreten war, der eine Nachsuche initiierte. Der Fund mit seinen 82 Münzüberresten in Hacksilberform kann vollständig mit heutigen Techniken dokumentiert werden.

Bereits 2009 wurde *Anklam* wegen eines Schatzfundes berühmt: 2.579 Münzen, dazu eine Reihe von Schmückstücken, Silberlöffeln und Schmuckgegenständen wie Gewandapplikationen und Anhängern für Zunftpokale wurden gefunden – aus der Zeit des Dreißigjährigen Kriegs.

Der letzte große frühmittelalterliche Münzhort in Norddeutschland ist 1973 in *Ralswiek* auf Rügen gehoben worden: 2.203 arabische Darahim mit Datierungen, die auf 459 bis 847 n. Chr. umgerechnet worden sind.

Ruchhöft, Fred (2010): *Der Silberschatz von Anklam*; unter www.zabern.de/beitrag/Der_Silberschatz_von_Anklam/21777

Grune, Axel / Popp, Angelika (2009): *Der „Anklamer Münzschatz“ - bedeutendster archäologischer Fund in Pommern aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges*; unter www.hcserver.de/museum-im-steintor/treasure.html

*

Haithabu: Bereits 1969 ist für diesen Ausgrabungsort die dendrochronologische Bestimmung durch Eckstein erfolgt, wie Ewald Ernst im letzten Heft berichtet hat. Ein Blick auf Ecksteins Tableau [Ernst, 430] zeigt, dass das Bündel aus 2.000 Bohlen durch Bretter charakterisiert wird, die nur 3 bis 4 cm stark sind. Aus solch dünnen Bohlen kann heutige Dendrochronologie keine Datierung ableiten. Es wird zu prüfen sein, wie Eckstein in seiner Dissertation dieses Problem gelöst hat, zumal sie elf Jahre vor Hollsteins erster europäischer Eichenchronologie erschienen ist.

Eckstein, Dieter (1969): *Entwicklung und Anwendung der Dendrochronologie für die Altersbestimmung der Siedlung Haithabu*; Hamburg, 113 S.

Ernst, Ewald (2010): Haruns Münzen im Hafen von Haithab. Jahrgenaue Datierung des Hafens durch Dendrochronologie? in *Zeitensprünge* 22 (2) 428-435

Hollstein, Ernst (1980): *Mitteuropäische Eichenchronologie*. (Trierer dendrochronologische Forschungen zur Archäologie und Kunstgeschichte, Bd. 11), Mainz

*

Karl der Große im ZDF am 14. 11. um 19.30

Die zweite Staffel der erfolgreichen Sendereihe *Die Deutschen* begann mit einem alten Bekannten: *Karl der Große und die Sachsen*. Prof. Dr. Guido Knopp persönlich weist darauf hin, dass es ihm 20 Jahre nach der Wiedervereinigung um Ankerpunkte in der deutschen Geschichte gehe, die mit größtmöglicher Authentizität ins Bild gesetzt worden seien.

De facto ist es die übliche Docu-soap geworden, mittlerweile auch Historientainment genannt: Grimmige Franken überfallen wehrlose Sachsendörfer, also viel Wald, viele Kettenhemden, drei brennende Hütten; die Sachsen sprechen altsächsisch, die Franken hochdeutsch. Widukind schwört Rache und lässt sich schließlich doch taufen, worauf Karl die Aachener Pfalz baut und in Rom gekrönt wird, während die Sachsenkriege weitergehen.

Dieser Karl tritt nicht als Überkaiser auf, sondern als Ersatzmann seiner selbst, mittelgroß und unscheinbar, Vollbarttracht und fehlende Mimik wie bei Chuck Norris. Er gibt mit normaler Stimme lediglich von sich, dass er die Sachsen massakrieren muss, weil sie wortbrüchig seien, und dass auf einem Pergamentblatt alles übersichtlich sein müsse. Einhard [22] sprach von Karls hoher Gestalt und leiser, fistelnder Stimme, wusste aber nichts von einem (Schnurr-)Bart (doch auch Aachens *route-charlemagne.eu* glaubt ihm nicht).

Die Professoren Stefan Weinfurter, Bernd Schneidmüller und Matthias Becher steuern nichts Neues, sondern Altes bei: Da fällt der verpönte Ausdruck „karolingische Renaissance“, da wird noch von der Aachener „Pfalzkapelle“ geredet (sonst Marienkapelle, Stiftskirche), da werden in Verden mehr als 1.000 Sachsen niedergemetzelt und die 4.500 Findlinge gezeigt, die ab 1934 von der *Forschungsgemeinschaft Deutsches Ahnenerbe* zur Erinnerung gesetzt worden sind. Es wird von Sachsenmissionierung geredet, als wäre es

der erste Ritterkreuzzug gen Osten gewesen, und wie selbstverständlich von der Zwangsumsiedlung aller Sachsen von jenseits der Elbe. Es war makaber, diese Sendung ausgerechnet am Volkstrauertag zu bringen, der dem Gedenken an Kriegsoffer, Vertreibung und Gewaltherrschaft dienen soll; das brutale Handeln des „ersten Europäers“ – so der Film – scheint hier durch Karls ‘Christianisierung’ gerechtfertigt zu werden. Kein Wort davon, warum Herzog Widukind anschließend aus der Geschichte fällt; aber die vermutete Grabeskirche in Enger wird gezeigt (das Grabrelief frühestens aus dem 11. Jh.).

Und die Authentizität? Der alte Petersdom, größte Kirche des Abendlandes, wird durch eine viel zu kleine romanische Kirche ersetzt, fürs karolingische St-Denis steht das hochgotische Kirchenschiff; einmal sitzt Karl in einer Art Kreuzgang mit Zimmerpalme, er trägt fast immer eine Kettenhaube wie aus dem 14. Jh., die Mönche im Skriptorium müssen stehen (obwohl immer sitzend dargestellt), Widukind deklamiert „Freiheit oder Tod“, als wäre er einer von Schillers Räubern, Klein Karl begrüßt Seine Heiligkeit stotternd mit „Herr Papst“ – die einzige gewollte Pointe. Die karolingische Renaissance samt Bildungsreform wird nicht vertieft, alle sonstigen ‘Karlspremierer’ werden übergangen; das Kriegführen hat im Film einfach Priorität.

Für den lebenden Karl steht die Aachener Reliquienbüste (Mitte 14. Jh.), von seinem Tod kündigt der um 1215 fertiggestellte Karlsschrein; dann reitet Otto der Gr. auf dem Lechfeld über sterbende Ungarn, und das Fazit lautet: Karl hatte die Leitidee eines Friedensreiches, eines Friedensraumes, auch wenn er fast immer Krieg geführt hat.

Ergo mäßige Unterhaltung ohne Bildungswert mit Karl als charismatischer Null, die sich selbst um die Existenz bringt. Ähnlich sah es Claudius Seidl von der *Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung* [21.11., S. 24]. Er begrüßt „das Heilige Fernsehen Deutscher Nation“ und rätselt über die gegebenen Antworten: „Sind wir Franken, Italiener, Polen, Träumer? Gibt es uns überhaupt?“ Nach Karl „war das Mittelalter wieder so stockfinster, wie es vor ihm gewesen war“. Hier keimt der Zweifel. Also weiter so, Herr Knopp!

*

Köln: Der mit seinem 65. Geburtstag scheidende Prof. Dr. Hansgerd Hellenkemper soll für seine Tätigkeit als Leiter des Römisch-Germanischen Museums in Köln (seit 1980) und der archäologischen Bodenpflege der Stadt (seit 1994) das Bundesverdienstkreuz verliehen werden. Das verbat sich Sven Schütte als Leiter der Archäologischen Zone, Köln, in einem privaten Schreiben an die nordrhein-westfälische Staatskanzlei [Hummeler]:

„Ich hielt es für einen Skandal, eine solche Person, die aus meiner Sicht mehr Schaden als Nutzen angerichtet hat, hierfür auch noch auszuzeichnen.“ Es habe in Hellenkempers Amtszeit „zahlreiche Skandale um den

Ankauf unechter Objekte gegeben“. „Die Standards auf den Grabungen wurden bereits in den 90er Jahren so gesenkt, dass dem wissenschaftlichen Ruf der Stadt Köln ein solcher Schaden zugefügt wurde, dass das Ansehen der Kölner auf Jahre in der Fachwelt ruiniert war und noch ist“.

Es könnte dabei um Vorwürfe gehen, dass Hellenkemper in den 90er Jahren die Ergebnisse britischer Archäologen unter eigenem Namen veröffentlicht, unberechtigt Funde aus seinem Museum verkauft und eine dürftige Publikationsliste vorzuweisen habe; zumindest werden solche Vorwürfe im Internet erhoben [Leserkommentare bei ksta.de zu Berger/Dietmar, insbesondere 13./16. 10. 2010]. Wenn man bedenkt, dass mit Schütte hier ein Mann schreibt, der sich selbst seit Jahren mit aller Kraft bemüht, den wissenschaftlichen Ruf der Stadt Köln zu ruinieren – erinnert sei an seine willkürlichen Veralterungen bei St. Pantaleon, Synagoge und Mikwe –, so scheint hier ein Zweikampf seinem Höhepunkt zuzustreben. Was kann Schütte aktuell gegenhalten?

- Weil er als Projektleiter der Archäologischen Zone überfordert war und ist, wurde ihm 2009 das Ingenieurbüro DU Diederichs Projektmanagement" als Projektkoordinator zugeordnet. Doch dieser moniert nun, dass er weder hinreichend informiert noch in Planungsbesprechungen einbezogen werde.
- Nach wie vor sei das Projektdossier *Archäologische Zone* nicht fortgeschrieben, obwohl daran die millionenschwere Förderung durch das Land Nordrhein-Westfalen hängt.
- Als Schütte als Projektleiter immer stärker in die Kritik geriet, präsentierte er der Öffentlichkeit den mutmaßlichen Schlüssel der Kölner Synagoge, die sein Projekt gerade ausgräbt. Wegen des möglichen Kausalzusammenhangs hätte der Wissenschaftliche Beirat des Projekts gerne eine exakte Dokumentation der unmittelbaren Fundsituation.
- Die Philosophische Fakultät der Uni Köln hat Schüttes Lehrbefugnis nicht verlängert;
- Der Archäologe Gundolf Precht wirft als Mitglied des Beirats der Archäologischen Zone Schütte bewusste „Verfälschung“ vor. Es geht um die allein von Schütte postulierte spätantike Synagoge. Sie ließe sich im Plan gar nicht darstellen, wenn Schütte die Abstände in diesem Bereich nicht „falsch wiedergegeben“ hätte [Punkte bis hier bei Dietmar].
- Die Direktoren der städtische Museen wollen den Ausschluss Schüttes aus ihrem Kreis.
- Die Regionale 2010 Agentur lastet der Stadt, vertreten durch Schütte, zahlreiche Versäumnisse im Bewerbungsprocedere an.
- Der von Schütte für die Archäologische Zone ins Leben gerufene Förderverein *Colonia Archaeologica* ist ohne Absprache mit Ministerium und Regionale-Agentur erfolgt [Weitere Punkte bei Berger/Dietmar].

Es ist unverkennbar: Wenn Schütte nicht so schnell wie möglich weitere Punkte gegen Hellenkemper vorbringt, wird Schütte zum schlechtesten Archäologen Kölns avancieren. Also Schütte gegen Schütte, was für ein Finale! Allerdings: Johann Nestroy hat es schon 1849 auf die Bühne gebracht. In *Judith und Holofernes* sagt der maßlos von sich eingenommene Babylonier:

„Ich bin der Glanzpunkt der Natur, noch hab’ ich keine Schlacht verloren, ich bin die Jungfrau unter den Feldherrn. Ich möcht’ mich einmal mit mir selbst zusammenhetzen, nur um zu sehn, wer der Stärkere is, ich oder ich“ [Nestroy, Stücke 26/II, 88].

Berger, Peter / Dietmar, Carl (2010): Archäologische Zone in Köln gefährdet; in *Kölner Stadt-Anzeiger*, vom 13. 10. (auch Internet)

Dietmar, Carl (2010): Neue Vorwürfe gegen Schütte; in *Kölner Stadt-Anzeiger*, vom 9. 11. (auch Internet)

Hümmeler, Christian (2010): „Privater Rachefeldzug“ gegen Hellenkemper; in *Kölner Stadt-Anzeiger*, vom 18. 9. (auch im Internet)

Nestroy, Johann (1998): *Sämtliche Werke*: Wien

*

Meßkirch im Landkreis Sigmaringen (ein Fund von Birgit Liesching, Überlingen): Der Bürgermeister von Meßkirch möchte zusammen mit dem Aachener Verein *Karolingische Klosterstadt* ab 2012 eine Klosterstadt nach dem St. Galler Klosterplan errichten. Die Handwerker werden vor dem staunenden Publikum die handwerklichen Mittel des 9. Jh. einsetzen und deshalb 40 Jahre dafür brauchen. So soll eine touristische Dreieinigkeit entstehen, zusammen mit den Pfahlbauten am Obersee und dem Salemer Affenberg...

- (2010): Meßkirch plant Klosterstadt; in *Südkurier*, 10. 11. (Internet)

*

Mit Detlef **Suhr** [= S.] unterstützt ein geschichtskundiger Arzt aus Gotha, der gar nicht unserem Kreis angehört, die These vom erfundenen Mittelalter: **Zweifel. Gab es Karl den Großen wirklich?** 2010, Jena, 193 S., 17 Farbabb.

Nachdem Suhr die Leser in seiner locker-saloppen Weise eingestimmt hat, stellt er die These anhand der Zweifel vor, die sich mit all den vorgetragenen Argumenten verbinden [S. 29-35]. Weil er auf ein breiteres Publikum zielt, verzichtet er auf exakte Quellenangaben; bevor er seine Leser mit Kalenderproblemen vergrault, „ziehen wir eilig das Fazit: Unsere Zeit(rechnung) ist relativ. Sie wurde von Menschen gemacht und von Menschen immer wieder verändert“ [S. 35]. Ab da beschränkt er sich auf Karl, seine Leiden und seine Leiche. Einhards in sich widersprüchliche Angaben zu Krankheit (Pleuritis) und Sterben bringen den Arzt zu dem Schluss:

„Wenn die Schilderung der Todesumstände nicht stimmt, wenn die Diagnose nicht stimmt, was stimmt dann überhaupt? Dann braucht man auch

allen anderen Details der Karlsgeschichte ebenso wenig Glauben zu schenken. Dann bewegen wir uns auf dem Münchhausen-Niveau.“ [S. 126]

Einhard [30] verwendet den griechischen Fachbegriff pleuresin (Pleuritis, Brustfellentzündung), der in Franken damals unbekannt gewesen sein dürfte. Dafür kennt Suhr mit Michael Psellos (1018–1078) einen Arzt, der sie bei den Kaisern Konstantin IX. und X. diagnostizierte, laut Suhr [123] wohl die Lieblingsdiagnose des Arztes. Das wäre ein Hinweis darauf, dass Einhards Text *nach* Psellos' Diagnosen, nach 1055 geschrieben worden ist, mit der Absicht, Karl an einer kaiserlichen Krankheit sterben zu lassen.

Einhard kennt im Übrigen keinen Leibarzt Karls; der Schilderung nach stirbt dieser ohne ärztlichen Beistand [S. 108] und ohne Rückgriff auf die von ihm so propagierten Heilkräuter aus dem Apothekegarten [S. 115, 124]. In der Vita von Abt Sturm wird Karls Leibarzt Wintar erwähnt. Doch der scheint nur ein simples Wortspiel mit dem Winter zu sein, in dem Karl starb [S. 107 f.].

Solcherart meldet Suhr aus Sicht des Arztes seine Zweifel an Karl an. Und so bleiben ihm von Karl dem Großen: „Nichts als vernünftige und *begründete* Zweifel“ [S. 181]. Meine These ist hiermit *aprobiert*, gebilligt!

Korrekt merkt Suhr in seinem Schlusswort an, dass er vieles schuldig bleiben musste. Sein „Buch ist bestenfalls ein Mosaiksteinchen im großen Puzzle“ [S. 179], aber dort wird das erfundene Mittelalter einmal ganz anders präsentiert, begleitet von zahlreichen Ausflügen zu Schillers Schädel, Virchow, Hitler, frühen Reliquienkult oder zu den Gebeinen der Hl. Drei Könige, die genauso wenig für die Könige bürgen wie die Knochen aus dem Karlsschrein für den Kaiser [S. 157].

*

Verden an der Aller: Alt-Propst *Clemens Burchhardt* hat sich zum 86. Geburtstag selbst ein Geschenk gemacht: *Fünf Sterne für Verden. Eine Umdenkschrift zum Verdener Karlsjubiläum 2010*. Er bemängelt darin, dass die Stadt Karls fünften und letzten Besuch Verdens (Fardi) vor genau 1.200 Jahren einfach ignoriert hat. Und die verunglimpfende Legende vom Sachsen-schlächter Karl ist ihm „eine Tragödie für Verden“. Er hingegen malt ein sehr positives Bild von seinem Karl. Vermutlich hat er keine Freude daran, wie die These vom erfundenen Mittelalter die Legende vom Sachsen-schlächter entsorgt. Mit Sicherheit hat ihn die Karlssendung im ZDF (s.o.) schwer getroffen.

Ein Fund von Eibo Hinrichs, Oyt

häg (2010): Verkannt: Karl der Große. Clemens Burchhardt kritisiert verzerrte Geschichtsschreibung; in *Achimer Kreisblatt*, 18.10.

nie (2010): Clemens Burchhardt stellt Herzensanliegen fertig; in *Kreiszeitung Verden*, bei kreiszeitung.de ins Internet gestellt (fälschlich unter dem Datum 29. 03. 2010)

*

Wien akzeptiert eine 300-jährige Siedlungslücke!

Unter dem Titel *Multikulti in Ur-Wien* fand sich am 2. 8. 2010 ein Aufsehen erregender Beitrag von Herbert Lackner in der Zeitschrift *Profil* (gefunden von Peter Mikolasch, Wien). Der Untertitel verrät den Kern:

„Archäologie. Historiker schreiben die Geschichte Wiens neu: Anders als bisher angenommen, war die Stadt zu Beginn des Mittelalters 300 Jahre lang eine menschenleere Ruinenlandschaft.“

Diese Meinung ergibt sich aus dem von Ferdinand Opll und Christoph Sonnlechner herausgegebenen Sammelband *Europäische Städte im Mittelalter*. Dort schreibt Ingeborg Gaisbauer, dass in Wiens erstem Bezirk römische Anwesenheiten oder Aktivitäten im 5. Jh. endigen, abgesehen von vereinzelt Befunden aus dem 6. Jh.:

„Für die folgenden Jahrhunderte hat die archäologische Forschung der letzten Jahre [...] ergeben, dass keine relevante, längerfristige und dadurch archäologisch erfassbare – und vor allem keine in irgendeiner Form mit den römischen Überresten abgestimmte – Siedlungstätigkeit innerhalb und im näheren Umfeld des Legionslagers stattfand.“ [Opll/Sonnlechner, 142]

Sehr wahrscheinlich „erfolgte der Wiener Neubeginn im 9./10. Jahrhundert tatsächlich im ehemaligen Legionslager bzw. um dieses herum“ [ebd. 143]. Lackner fand dafür ein besonders einprägsames Bild:

„Mehr als 300 Jahre lang war das alte Vindobona menschenleer. Nur einzelne Steinquader und Säulen ragten noch aus dem Löss, den der Wind aus dem Norden angeweht hatte. **Wölfe suchten in den Trümmern nach Beute.**“ [Hvhg. H1]

Dazu ein **Rückblick**. Am 16./17. Oktober 2000 durfte ich auf der Welser Tagung *Zeitbegriff, Zeitmessung und Zeitverständnis im städtischen Kontext* den Vortrag beisteuern: *Zum städtischen Zeitverlust im frühen Mittelalter*. Auf S. 5 des Abdrucks schrieb ich:

„Beginnen wir mit Wien, um von dort einen großen Bogen nach Westen zu schlagen. Drei Tage vor diesem Referat fand dort eine Podiumsdiskussion an der Wiener Volkshochschule über meine Thesen statt, bei der sich [Prof.] Karl Brunner und der Autor gegenüber saßen. Die Suche im Internet nach einer aktuellen Information über Wien erbrachte folgenden Satz von [Prof.] Ferdinand Opll:

»Aus der Epoche vom 5./6. bis zum 9. Jahrhundert haben sich keinerlei schriftliche Nachrichten über das Schicksal dieser Siedlung an der Donau erhalten, dennoch haben Untersuchungen auf der Basis von archäologischen und namenskundlichen Hinweisen ergeben, dass man mit dem Fortbestehen zumindest einer ‚Restsiedlung‘ rechnen muß.«

Dies lässt sich als Umschreibung dessen einschätzen, dass es mit der Kon-

tinuität zu Wien zwischen römischer und romanischer Zeit nicht zum Besten steht. Brunner war dadurch keineswegs irritiert, sieht er doch das Land zwischen Enns und Donau in der fraglichen Zeit ohnehin als unbesiedelt.“

Im Auditorium saß Opll und war keineswegs glücklich darüber, gewissermaßen als Kronzeuge fürs erfundene Mittelalter dienen zu müssen. Daraus entspann sich ein Diskurs, der bis zum Oseberg-Schiff und seiner dendrochronologischen Datierung führte, aber keine Einigung brachte. Nun zerschlägt er selbst den gordischen Knoten für Wien, wobei er seinen Aufsatz Karl Brunner zugeeignet hat. Dabei muss allerdings die Archäologin Hertha Ladenbauer-Orel noch von dem Urteil entlastet werden: „Sie hatte sich nur um ein paar Jahrhunderte verschätzt“ [Lackner. 78].

Die Archäologin musste 1962 im „Berghof“ binnen weniger Tage eine Notgrabung durchführen. Diese erbrachte zwischen Römermauern nachrömische Trockenmauern, die bewohnbare Räumlichkeiten abgrenzten. Diesen Umbau datierte sie ins 6. Jh., ohne zeitgleiche Keramik vorweisen zu können. Heute werden diese Provisorien dem 9./10. Jh. zugeschrieben, einer Zeit, die auch mit Keramik bestätigt werden kann. Ladenbauer-Orel hielt es offenbar für unvorstellbar, dass die Ruinen erst nach 300-jährigem Verfall wieder leidlich hergerichtet worden sind. Dieser Zwiespalt wird bleiben, bis endlich die Gleichsetzung 614/911 akzeptiert wird.

Die Forschung kann jetzt wählen: Entweder 300 Jahre lang hungrige Wölfe und dazu schriftliche Dokumente, die uns Bären aufbinden – wobei es speziell für Wien (s. S. 646) noch nicht einmal Schriftquellen gibt [Opll/Sonnlechner. 143] – oder: 297 erfundene Jahre werden von der Zeitachse gestrichen, die schriftlichen Dokumente bleiben gefälscht, aber das Leben in Europa geht nahtlos weiter. Dann braucht es keine Begründung, warum ausgerechnet Wien, warum das ganze fruchtbare Donautal zwischen Linz und Baden bei Wien (mit nicht gefundener Pfalz) 300 Jahre unbewohnt geblieben wäre.

Illig, Heribert (2002): Zum städtischen Zeitverlust im frühen Mittelalter; in Katzinger, Willibald (Hg. 2002): *Zeitbegriff, Zeitmessung und Zeitverständnis im städtischen Kontext* (Tagungsband im Auftrag des Österreichischen Arbeitskreises für Stadtgeschichtsforschung); Linz, 1-19

Lackner, Herbert (2010): Multikulti in Ur-Wien. Archäologie. Historiker schreiben die Geschichte Wiens neu: Anders als bisher angenommen, war die Stadt zu Beginn des Mittelalters 300 Jahre lang eine menschenleere Ruinenlandschaft; in *Profil*, Wien, Nr. 31 vom 2. 8., S. 75-78

Opll, Ferdinand / Sonnlechner, Christoph (Hg. 2010): *Europäische Städte im Mittelalter*; Wien u. a. (mit den einschlägigen Beiträgen von Ingeborg Gaisbauer: Der derzeitige Forschungsstand der Stadt-Archäologie zum „Wiener Siedlungsbeginn“, 141-154, und F. Opll: Planung oder Genese? Zur städtischen Entwicklung Wiens bis zum Ende des 13. Jahrhunderts, 217-254

Plädoyer für die „arabische Ära“ Mit Gedanken zur Münzproblematik (Islamica IX)

Klaus Weissgerber

„Wann, wenn nicht jetzt?

Wo, wenn nicht hier?

Wer, wenn nicht wir?“

John F. Kennedy [offiziell Zitat Nr. 19357]

1.)

Da die frühislamischen Datierungen nach der Hidshra-Ära unvereinbar mit der Phantomzeit-Theorie sind, haben Heribert Illig [1992] und Manfred Zeller [1993] schon recht früh zu begründen versucht, dass Muhammads Zug nach Medina („Hidshra“) und sein Tod schon vor dem ‘Symboljahr’ 614 erfolgt sein müssen. Unlängst hat Illig [2010] in einem sehr informativem Beitrag diese Problematik noch einmal unter verschiedenen Aspekten erörtert und m. E. überzeugend begründet, dass die Hidshra-Ära erst im 10. Jh. eingeführt wurde, wobei die späteren islamische Chronisten nicht zufällig das Jahr 622 als Ausgangsjahr der neuen Ära gewählt haben [vgl. besonders 2010, 450-452].

In Bau-Inschriften und auf Münzen aus frühislamischer Zeit sind Jahreszahlen enthalten, die von konventionellen Historikern unkritisch der Hidshra-Ära zugeordnet werden, obwohl in diesen sich nirgends ein konkreter Bezug auf diese findet. Schon deshalb machte ich mir schon früh [Erstpublikation 2000] Gedanken, ob diese Inschriften und Münzen nicht nach einer anderen Ära datiert wurden, die ich zunächst „Elefanten-Ära“ nannte und jetzt als „arabische Ära“ bezeichne. In mehreren Beiträgen habe ich versucht, meine These allseits zu begründen und auf ihrer Grundlage die wirkliche Geschichte des vor- und frühislamischen Vorderasiens zu rekonstruieren. Nach meiner Überzeugung kann die derzeit übliche konventionelle Chronologie überzeugend nur widerlegt werden, wenn man ihr eine andere Chronologie entgegensetzt, deren Grundlagen wissenschaftlich unanfechtbar sind.

Zainab A. Müller [2009, 761 ff.; 2010, 411 ff.], die in den *Zeitensprünge* informative Beiträge zur Islam-Problematik veröffentlicht hat, vertritt dagegen die Auffassung, dass die Zeit für eine Festlegung noch nicht gekommen sei. Ich bin anderer Meinung. Immer wieder werden Silbermünzen gefunden, die von konventionellen Historikern in die Zeit zwischen 614 und 911, also in die Phantomzeit, datiert werden. Widerspricht man diesen Datierungen nicht, überlässt man unseren Gegnern kampfflos das Schlachtfeld! Deshalb habe ich

ein bekanntes Kennedy-Zitat nicht ohne Grund diesem Beitrag als Motto vorangestellt.

Ende August 2010 fanden Bodendenkmalpfleger unter der Leitung von Peter Dachner unter einem Acker umweit von **Anklam**/Vorpommern einen 200 gr schweren Silberschatz, der wissenschaftlich als „Fundsache 8928“ bezeichnet wird. Hierüber wurde in vielen Medien berichtet:

„Mitten auf dem pommerschen Acker – auf einem Areal von 20 mal 25 Metern – haben die Archäologen einen der spektakulärsten Funde aus dem frühen Mittelalter im südlichen Ostseeraum gemacht. 82 Münzen und Münzfragmente, einen Silberreif und drei Silberbarren hoben sie aus der nassen Erde. [...] Ein Teil der bei Anklam gefundenen Münzen ist inzwischen datiert, die älteste stammt aus der Zeit um 610, die jüngste aus der Zeit um 820. [...] Die Münzen wurden in Regionen geprägt, die heute in Nordafrika, im Iran, Irak oder Afghanistan liegen“ [hier nach SZ-Online 2010].

Unklar bleibt, nach welcher Ära die Münze „aus der Zeit um 610“ datiert wurde; leider fehlen, wie üblich, auch konkretere Angaben über die einzelnen Prägungen. Alle weiteren Münzen dieses Schatzes, die konventionell der ‚Phantomzeit‘ zugeordnet werden, können jedoch unschwer in die Zeit zwischen 907 und 1017 datiert werden, wenn man von der „arabischen Ära“ unter Berücksichtigung einer Phantomzeit von 297 Jahren ausgeht (vgl. mein Rechenbeispiel für Danziger Münzen [2010b, 393]). Auf die islamischen Münzfunde im südlichen Ostseeraum, insbesondere den Fund von 1977 in Ralswiek/Rügen, bin ich schon in meinem ersten Islam-Beitrag [2000, 435-438] ausführlich eingegangen. Schon damals schlug ich vor, diese nach der „Elefanten-Ära“ zu datieren.

Ewald Ernst [2010, 428] wies auf Fälschungen bzw. Nachahmungen von Münzen in Haithabu hin, die ich für durchaus möglich halte. Anders als dort können die Funde von Ralswiek, Danzig und Anklam so nicht interpretiert werden. Immerhin handelt es sich hier stets um recht verschiedene Münzen aus vielen Regionen des islamischen Raumes, deren Fälschung die Kapazität jedes Fälschers überfordern würde, ganz abgesehen von der nahe liegenden Frage, welches Motiv hierfür bestanden haben soll. Grundsätzlich möchte ich seiner Behauptung [ebd. 432] widersprechen, dass die älteste islamische Haithabu-Münze aus dem Jahr 105 nach der Hidshra-Ära datiert wurde; womit er diese unkritisch der Phantomzeit zuordnet. Anscheinend schließt er sich meiner Erkenntnis nicht an; jedenfalls nennt er mich nicht in seinem Literaturverzeichnis. Ich datiere auch diese Münze nach der „arabischen Ära“ auf das Realjahr 946 (arab. 544 = Realjahr 1; arab. 70 = Realjahr 614||911; arab. 105 = demnach Realjahr 946).

2.)

Meine These über die „Elefanten-Ära“ wurde zunächst von Günter Lüling [2001] und dann von Zainab A. Müller [2002, 361-363] entschieden abgelehnt, geriet aber trotzdem nicht in Vergessenheit. Jan Beaufort ging in Ziffer 20 seines Internet-Beitrags *30 Fragen und Antworten zur Phantomtheorie* ausführlich auf sie ein; auch Illig erwähnte sie wohlwollend in einem nächtlichen Fernseh-Interview.

Nachdem mir neue Texte von Popp, Nagel und Jansen vorlagen, habe ich die mir bekannten Primärquellen und die problembewusste Fachliteratur erneut analysiert. Die Ergebnisse meiner Studien habe ich 2009 in zwei grundlegenden Beiträgen vorgelegt und auf dieser Grundlage versucht, die wirkliche vor- und frühislamische Geschichte Vorderasiens zu rekonstruieren.

Weil Müller 2009 in einem Leserbrief grundlegende Zweifel an der Richtigkeit meiner Thesen geäußert hatte, war ich gezwungen, ihr zu antworten. Meinem damaligen Kurzbeitrag [2010a], in dem ich auch auf andere Autoren einging, gab ich bewusst den Untertitel „Persönliche Bemerkungen“. Ich bedauere, dass sie diese *zu* persönlich aufgefasst hat; ihre wissenschaftliche Kompetenz hatte ich nicht in Frage gestellt:

„Die Symbolforscherin Müller ist seit 1989, also seit Gründung der Zeitschrift [...] Autorin der *Zeitensprünge*; ihre vielen Beiträge besonders zu islamischen Problemen sind sehr informativ und deshalb auch heute noch lesenswert.“ [ebd. 70]

Mir ging es vor allem um die Verteidigung der Phantomzeit-Theorie. Immerhin beruhen meine Erkenntnisse auf dieser Theorie und sind, jedenfalls nach meiner Überzeugung, geeignet, diese auch chronologisch weiter zu stützen. Da Müller in ihrem Leserbrief auf diese für mich grundlegende Problematik nicht einging, wagte ich recht vorsichtig, ihr die m. E. berechtigte Frage zu stellen, wie sie zu dieser Theorie steht, zumal Lüling diese entschieden ablehnt. In ihrer Antwort bezog sie sich auf ihren Beitrag in der Festschrift *Der Zeitenspringer* [97], ohne die einschlägige Passage zu zitieren. Da ich annehme, dass nicht jeder *Zeitensprünge*-Leser diese kennt, möchte ich sie wörtlich wiedergeben:

„Auch die »Phantomzeit« hat er [Illig; KW] ausdrücklich immer (nur) als Arbeitshypothese gesehen – eine sehr fruchtbare Hypothese, die sich zwar immer wieder zu bestätigen scheint, (wobei ihre Herkunft noch unklar und umstritten ist), aber keineswegs als letztes Wort in Sachen Chronologiekritik beansprucht wird.“

Ich bin stets für wissenschaftlichen Meinungsstreit in unserer Zeitschrift eingetreten, was bedeutet, dass jeder unkonventionelle Autor, der wissenschaftlich argumentiert, das Recht hat, seine Ansichten zu vertreten. Ich möchte

jedoch betonen, dass die Herkunft von Illigs These keineswegs unklar oder umstritten ist. Er hat auch niemals seine Entdeckung als bloße „Arbeitshypothese“ betrachtet, sondern sich von Anfang an bemüht, diese zu einer allseitig (besonders astronomisch, archäologisch und architekturhistorisch) begründeten Theorie auszubauen [vgl. Illig 1996, 9]. Nur die Länge der fiktiven Zeit sah und sieht er als Arbeitshypothese [ebd. 19].

3.)

Obwohl Müller in ihrem Beitrag von 2010 [413] meine grundlegende These nach wie vor als „wenig gesicherte Vermutung“ bezeichnete, lehnt sie immerhin diese nicht mehr grundsätzlich ab:

„Streitet man sie jedoch rundweg ab, braucht man ihr zwar nicht weiter nachzuforschen, verzichtet aber eventuell auf neue Erkenntnisse. Es ist jedoch durchaus von Bedeutung, was es mit dieser Geschichte insgesamt auf sich hat, nicht zuletzt, weil Weissgerber diese Ära als »Hilfskonstruktion« eingesetzt hat bei der Überprüfung bisheriger Datierungen und zugehöriger historischer Ereignisse“.

Trotzdem trug sie in diesem Beitrag einige weitere Argumente gegen meine Erkenntnis (die ich keineswegs als „Hilfskonstruktion“ betrachte) vor, auf die ich nachfolgend eingehen möchte.

Vorab möchte ich bemerken, dass die „Elefanten-Ära“ keineswegs als „Phantom durch die Geschichte geistert“ [Müller 2010, 413]. Zunächst konnte ich mich nur auf Ali Dashti [1997, 137] stützen; nunmehr haben so bedeutende Islamologen wie Tilman Nagel [2008, 68 f.] und Hans Jansen [2008, 29] nach der Analyse frühislamischer Texte in ihren grundlegenden Alterswerken betont, dass in Mekka tatsächlich nach einer Ära datiert wurde, die mit dem „Jahr des Elefanten“ begann [vgl. KW 2009b, 406, 411]. Andererseits haben Heinz Gaube [1973] und Volker Popp [2007] nach umfangreichen Analysen überzeugend bewiesen, dass in frühislamischer Zeit nach einer „arabischen Ära“ datiert wurde. Auf Gaube werde ich noch eingehen; Popp nahm an, dass diese Ära (KAT ARABAS) mit dem Jahr 622 begann, wogegen ich mich von Anfang an entschieden gewandt habe [KW 2009a, 110 f.]. Popp bezog sich auf einen angeblichen Sieg des Herakleios über die Perser; nunmehr hat auch Illig [2010, 451 f.] aufgezeigt, wie absurd diese Annahme ist. Müller [2010, 412] schrieb jedoch:

„Weissgerber [2009a, 111] geht davon aus, dass diese »Ära der Araber« des Muawija mit der »Elefanten-Ära« identisch sei und beruft sich dabei z. T. auf Sekundärliteratur [2000, 442/443; 2009b, 398], die dies aber keineswegs direkt behauptet. Ich fand nirgends eine Quelle erwähnt, aus der eine Identität der beiden Ären hervorgeht.“

Anscheinend kennt sie nicht das Standardwerk von Gaube über die frühislamischen Münzen. Dieser bedeutende Numismatiker hat hier auf Münzen hin-

gewiesen, die in verschiedenen Regionen Vorderasiens gefunden wurden und die das Emblem („Kontermarke“) des Elefanten tragen [110-116]. Ich betrachte diese Münzen als wichtiges Indiz dafür, dass noch im frühislamischen Vorderasien nach der „Elefanten-Ära“ datiert wurde.

Natürlich wird Müller in der überwiegend konventionellen Sekundärliteratur und schon gar nicht im Internet etwas über die Identität der beiden Ären finden, weil ich meines Wissens der erste Autor war, der diese erkannt hat. Ebenso wenig wird sie in der vor 1991 veröffentlichten Literatur etwas über eine frühmittelalterliche Phantomzeit finden, weil Illig erst in diesem Jahr seine grundlegende Entdeckung gemacht hat, auf der meine Grundthese beruht. Die von mir genannten Autoren erkannten die Identität beider Ären nicht, weil sie die Phantomzeit-Theorie nicht beachteten. Dashti konnte dies nicht, weil er schon 1978 ermordet worden ist; ob Jansen und Nagel diese bewusst (wie Lüling und Popp) ignorierten, entzieht sich meiner Kenntnis.

Logischer Ausgangspunkt meiner Überlegungen war, dass die „arabische Ära“ schon begrifflich aus Arabien stammen muss. Außer der mekkanischen ist aus Arabien nur eine andere Ära bekannt, die himyaritische Zeitrechnung, die -115 begonnen hatte und schon deshalb völlig unvereinbar mit der „arabischen Ära“ ist. Nach dieser Zeitrechnung wurde auch noch zur Regierungszeit Abrahams der Dammbbruch von Marib datiert [KW 2009b, 405]. Die „Maraghab-Inschrift“, in der Abrahams einen Hedschas-Feldzug schilderte, wurde auf das Jahr 662, also offensichtlich auch nach der himyaritischen Ära datiert. Müllers [2010, 411] diesbezügliche Zweifel kann ich nicht nachvollziehen. Die Inschrift stammt somit aus dem Jahr +547; der Feldzug muss kurze Zeit vor diesem Datum erfolgt sein. Wie ich dargelegt habe [2009b, ebd.], wurde dieser Feldzug u. a. von Kobitschschanow [100] und Jansen [29] mit Abrahams Feldzug gegen Mekka identifiziert. Somit gab es auf der Arabischen Halbinsel nur eine Zeitrechnung, die als „arabische Ära“ bezeichnet werden kann, nämlich die „Elefanten-Ära“. Immerhin stammte Mu‘awiya I. nach allen Überlieferungen aus Mekka, so dass verständlich ist, dass er eine ursprünglich mekkanische Zeitära übernommen hat. Allerdings datiere ich diesen Mu‘awiya nicht, wie konventionell üblich, auf 660–680, sondern auf 585–602 [2009a, 135], was exakt dem archäologischen Befund entspricht.

4.)

Müller [2010, 414] bezweifelte im Gegensatz zu früheren Behauptungen nicht mehr, dass der südjemenitische Herrscher Abrahams mit seinen Truppen bis Mekka kam und die Ka‘ba angriff, erörterte dann aber seitenlang [416-422] die „Möglichkeit“ [416], dass sich in seinem Heer kein leibhaftiger Elefant, sondern nur irgendeine Abbildung bzw. Symbol eines solchen befunden hat, ohne hierfür einen konkreten frühislamischen Beleg anzuführen.

Nach wie vor halte ich es für keinen Zufall, dass im heiligsten Buch des Islam die Sure 105 über den „Elefanten“, der die Kaaba bedroht hatte, enthalten ist. Müller [2009. 762] hielt es für möglich, dass diese Sure erst später dem Koran zugefügt wurde, um die „Legendenbildung“ zu fördern, hat aber ihre Äußerung „einstweilen“ zurückgezogen [2010. 413]. Schließlich ordnen alle Koran-Interpreten stilmäßig diese Sure Muhammads früher mekkanischer Zeit zu, worauf ich schon in *Islamica I* hingewiesen habe.

In allen mir bekannten frühislamischen Schriften [vgl. z.B. Ibn Ishaq, 39] wird betont, dass Abraha einen leibhaftigen Elefanten mit sich führte. Besonders deutlich wird dies in dem allerdings etwas späteren Sassanidenbuch des at-Tabari, der sich auf mehrere Gewährsleute stützt, deren Darstellungen in dieser Frage sich nicht unterschieden, wie auch sonst nur in Details. Um dem Leser den Stil aller frühislamischen Schriften zu vermitteln, zitiere ich, aber nicht nur deshalb, einen ungekürzten Auszug nach Nöldeke:

„Am andern Morgen schickte sich Abraha an, in Mekka einzuziehen, setzte auch seinen Elefanten, der Mahmud hiess, in Bereitschaft und sein Heer in Stand.

Er hatte nämlich vor, den Tempel zu zerstören und dann nach Jemen zurückzukehren. Als sie nun den Elefanten vorwärts trieben, trat Nufail b. Habib Chatami ihm zur Seite, fasste ihn ans Ohr, und rief hinein: »Knie nieder, Mahmud und kehr auf dem rechten Weg dahin zurück, wo du her kommst, denn du bist auf Gottes heiligem Boden«, dann liess er sein Ohr los. Da kniete der Elephant nieder, während Nufail b. Halib rasch entwich und den Berg erklomm.

Sie [die Abraha-Leute; KW] schlugen den Elefanten, dass er auferstehe, aber er wollte nicht; sie schlugen ihn mit der Axt auf den Kopf, dass er aufstehe, aber er wollte nicht, sie stiessen ihm spitze Stöcke in die Weichen und stachen ihn blutig, dass er aufstehe, aber er wollte nicht. Da kehrten sie ihn um nach Süden: sofort stand er auf und trabte los; ebenso machte er's, wenn man ihn nach Norden und Osten wandte; aber drehte man ihn um nach Mekka zu, so kniete er nieder“ [at-Tabari, 213].

Natürlich trägt dieser späte Bericht legendäre Züge, worauf Müller schon 2002 [362] hingewiesen hatte. Dennoch gestand sie damals zu, dass der Geschichte „dennoch im Kern irgendein historisches Ereignis zu Grunde liegen“ kann. Dies bestand offensichtlich darin, dass Abraha einen leibhaftigen Elefanten bei sich hatte.

In mehreren Hadith-Sammlungen und anderen Schriften sind die Erinnerungen von A'ischa, der späten Lieblingsfrau Muhammads, in deren Armen er starb, enthalten. Sie gehören zu den frühesten islamischen Überlieferungen und zeichnen sich aus durch ihren kritischen Geist. So scheute sie sich nicht, die Hinrichtung gefangener Juden und Jüdinnen vom Stamm Banu Qorayza in

Medina zu kritisieren [vgl. Dashti 163 f.]. Auch Al-Azraqi [98, 103] zitierte in seiner recht frühen [vgl. KW 2000, 429] *Chronik Mekkas* aus den Erinnerungen A'ischas, die noch die beiden Führer des Elefanten als blinde Bettler gekannt hat; die Tochter Abu Bakrs, des Nachfolger Muhammads, ist bekanntlich in Mekka geboren und aufgewachsen. Nöldeke [219, Anm. 1] bezweifelte unter Berufung auf die konventionelle Chronologie die Richtigkeit dieser Information. Sie entspricht aber voll der Rekonstruktion der wirklichen Lebensdaten von Chadidsja, Muhammad, Ali und A'ischa, die ich in *Islamica VII* vorge-nommen habe.

Ungewiss ist allerdings das weitere Schicksal des Elefanten. At-Tabari [219] schrieb nur, dass er „entkommen“ sei; möglicherweise wurde er von den Kriegern Abrahams zurück in den Süden geführt. Grundsätzlich schrieb Jansen: „Es ist zwar die Frage, wie ein Elefant, der zum Überleben viel Wasser braucht und zur Abkühlung regelmäßig baden muß, das trockene Wüstenklima Nord- und Südarabiens ertragen konnte, aber gut, das wird wahr-scheinlich möglich gewesen sein“ [Jansen, 28].

5.)

Weiterhin schrieb Müller [2010, 415 f.]:

„In Mekka soll das »Jahr des Elefanten« der Beginn einer neuen Ära-Zäh-lung gewesen sein. Mir scheint wenig wahrscheinlich, dass die Mekkaner eine ganz neue, *eigene* Zeitrechnung/Jahreszählung eingeführt hätten, solange sie unter fremder Verwaltung/Herrschaft standen. Abraha selbst datierte nach der südarabischen Ära. Welche Ära wurde in Mekka durch ihn beendet oder unterbrochen?“ [Müller 2010, 415]

Ich habe niemals behauptet, dass Mekka in vorislamischer Zeit jemals unter fremder Herrschaft stand. Im Gegenteil habe ich vor allem in *Islamica VII* [2009b, 308-401] nach einer Quellenanalyse betont, dass die führende Elite Mekkas stets bemüht war, die Selbständigkeit ihrer Stadt zu bewahren. Nur so konnte Mekka Handelszentrum bleiben, weshalb mehrere Religionen in der Kaaba ihren Kult ausüben konnten. (Es gibt keinen Beweis dafür, dass die Ka'ba, wie Lüling behauptete, jemals eine ausschließlich christliche Kirche war.) Zur weiteren Begründung ihrer Behauptung schrieb sie [ebd.]:

„Laut Nagel [Weissgerber 2009b, 406] wurde in Mekka nach der arabischen Ära der Sassaniden bzw. Chosraus datiert; demnach waren Mekka bzw. der Hedschas persisch, als Abraha angriff“.

Wie sich schon aus dem Textzusammenhang ergibt, ging es mir tatsächlich nur um den Beleg, dass auch Nagel inzwischen eine mekkanische Zeitrech-nung akzeptiert, die mit dem „Jahr des Elefanten“ begann. Leider hat Müller mein Zitat sinnentstellend wiedergegeben, so dass es notwendig ist, hier den richtigen Text zu wiederholen:

„Was sich damals zutrug, hinterließ in der Erinnerung der Mekkaner einen so nachhaltigen Eindruck, dass etliche für längere Zeit danach datierten, obwohl man sich *üblicherweise* nach den Regierungszeiten der sasanidischen [sic!] Chosroen richtete [Nagel, 68 f.; Hvhg. KW]“.

Nirgends ist bei Nagel die Rede davon, dass in Mekka vorher nach der „arabischen Ära der Sassaniden“ datiert worden wäre. Das Wort *üblicherweise* bezieht sich natürlich auf Vorderasien; Nagel vermutete lediglich, at-Tabari folgend, dass im Sassanidenreich nach einer „Chosroen-Ära“ datiert wurde, ohne konkret diese Ära (und schon gar nicht in Bezug auf Mekka) zu behandeln. Übrigens betonte schon Nöldeke [223, Anm. 1] die Dubiosität dieser Ära, auf die ich hier nicht näher eingehen möchte. Ich vermute, dass in Mekka, wie überall in Vorderasien, anfänglich nach der „Seleukiden-Ära“, die -312/11 begann, datiert wurde; die oben erwähnte „Himyariten-Ära“ dürfte nicht unbekannt gewesen sein.

Befremdet haben mich auch ihre weiteren Bemerkungen zu Abraha [Müller 2010, 415]:

„Laut Legende und herrschendem Geschichtsbild erlitt Abraha eine Niederlage. Abrahams Stele berichtet jedoch von einem Sieg, weshalb manche Autoren davon ausgehen, dass die Niederlage, »wie üblich in einen Sieg umgefälscht wurde« [Weissgerber 2009b, 405]. Dies spricht m. E. für eine ‘Gehirnwäsche’ durch islamische Legendenbildung im Verbund mit islamisch-christlichen Datierungen, denn nicht von jeder Siegesstele wird angenommen, darauf sei die Wahrheit zu Gunsten des Herrschers verdreht. Was hätte das auch gebracht? Angesichts des Karawanenverkehrs zwischen Jemen und Syrien hätte Abraha sich überall lächerlich gemacht, seine Niederlage plus Lüge wäre ihm vorausgeeilt. Über Niederlagen wurde geschwiegen. Insofern schlage ich vor, davon auszugehen, dass Abrahams Stele einen tatsächlich errungenen Sieg berichtet, der später durch (islamisch-persische?) Geschichtsm Manipulation verdreht wurde“.

Müller setzt somit voraus, dass die Beduinen und Karawanenhändler die doch durchwegs Analphabeten waren, diese Stelen lesen konnten. Wie es in frühen Gesellschaften überall üblich war, ging es Abraha auch in diesem Fall um seinen Nachruf. So rühmte sich z.B. Ramses II. in seiner berühmten Karnak-Inschrift seines Sieges bei Kadesch über die Hethiter. Nur weil die angeblich besiegten Hethiter ebenfalls über diese Schlacht berichteten, wissen wir, dass er tatsächlich eine Niederlage erlitten hat. Alle Fachleute sind sich einig, dass Abraha in seiner Stele über seinen ‘Nordfeldzug’ gegen Mekka berichtet hat, obwohl im Text Mekka nicht erwähnt wird. Tabari berichtete, dass er vor seinem Angriff auf Mekka Hidschas-Stämme besiegt hatte, die anscheinend mit den Stämmen, die Abraha nach dem Wortlauf seiner Stele unterworfen hatte, identisch waren. Er brachte somit in seiner Inschrift eine Halbwahrheit zum

Ausdruck; bis heute ist dies die wirksamste Methode Menschen zu manipulieren. Sollte jedoch ein schriftkundiger Karawanenführer den Text der Stele verstanden und auf Mekka bezogen haben, hätte er es wohl kaum gewagt seine Erkenntnis weiterzugeben. Zumindest wäre es ihm nicht mehr erlaubt worden, weiter Handel mit Jemen zu betreiben; auch ein altorientalischer Despot ließ sich nicht ungestraft lächerlich machen. Ich stehe zu dem ersten Satz meines 'Ungarnbuches', dass die Geschichte der Geschichtsschreibung immer auch eine Geschichte von Geschichtsfälschungen war. So wird es auch bleiben.

Über Abrahams Feldzug nach Mekka und dessen Niederlage berichtete auch der immerhin zeitgenössische byzantinische Historiker Prokopios, weshalb sich Müller anscheinend verpflichtet fühlt, dessen Zuverlässigkeit anzuzweifeln: „Abraham Angriff geschah – sofern wir Prokop glauben wollen – mit Unterstützung oder Billigung des byzantinischen Kaisers“ [ebd.].

Einen solchen Satz hat Prokopios nie geschrieben; es handelt sich lediglich um eine Vermutung einiger Historiker, die davon ausgehen, dass Justinian den „christlichen“ Herrscher Abrahama schon aus religiöser Sympathie unterstützt haben muss. Prokopios berichtete aber nur davon, dass die byzantinische Flotte (vor Abrahama!) den christlichen Äthiopiern geholfen hatte, den Jemen zu erobern. Deren christliche Herrschaft wurde aber gerade von Abrahama gestürzt, der als einstiger byzantinischer Sklave wohl kaum Sympathien für Byzanz gehabt hat. Aus allen überlieferten Berichten ergibt sich, dass es sich um einen persönlichen Rachezug Abrahams gegen Mekka gehandelt hat, der mit Justinian nicht abgesprochen war. Jansen [29] folgend, hielt ich es lediglich für möglich, dass Prokopios, der nicht viel Konkretes über Mekka („Makoraba“) wusste, „anscheinend“ davon ausging, „dass Mekka zum persischen Herrschaftsbereich gehörte“ [KW, 2009b, 404]. Das ändert aber nichts daran, dass Prokopios diesen Feldzug nicht nur erwähnte, sondern auch eindeutig auf 543/44 datierte! Gerade deshalb zweifelte Müller [2010, 423] auch die Zuverlässigkeit Prokopios an, den ich nie als einen der „zuverlässigsten Historiker“ bezeichnet habe, aber trotzdem für glaubwürdig halte, zumal er in einer Geheimschrift (*Anekdotai*) auch darüber schrieb, worüber er in seinen Büchern schweigen musste.

6.)

Im Irak und im Iran wurden datierte Münzen von sassanidischem Typ gefunden, mit Kopf und Namen eines Yazdgerd [Abb. s. Gaube, Tafel 2]. Dieser wird zumeist identifiziert mit Yazdgerd (Yesdegird) III., der nach der konventionellen Geschichtsschreibung der letzte Herrscher des Sassanidenreiches war: Er soll ab 632 regiert haben, aber schon 637 von den eindringenden islamischen Arabern besiegt und schließlich 651 ermordet worden sein; alle diese

Daten fallen in die Phantomzeit. Dieser Herrscher gilt aber auch für konventionelle Historiker, die sich ernsthaft mit dem Ende des Sassanidenreiches beschäftigt haben, als eine rätselhafte Gestalt.

Unsere Hauptquelle ist das Sassanidenbuch des at-Tabari, in dem als letzter bedeutender Herrscher Chosrau II. Parwez ausführlich behandelt wird. Dessen Regierungszeit wird allgemein auf 590–627 datiert; er wurde laut at-Tabari [360] nach einer Regierungszeit von 38 Jahren von seinem Sohn Kawadh II. ermordet.

In *Islamica VI* [KW 2009a. 117] hatte ich nach einer Quellenanalyse seine Ermordung 11 Jahre eher, also auf das Jahr 617 datiert. Nach meiner Rekonstruktion der wirklichen Geschichte Vorderasiens kam es anschließend zum Bürgerkrieg, in dem sich die Abbasiden (= Marwaniden), die tatsächlich Abkömmlinge von Chosrau II. (= Marwan) waren, durchsetzten [ebd. 117 ff.].

Nach der Darstellung at-Tabaris kämpften nach der Ermordung Chosraus innerhalb von sechs (!) Jahren mindestens neun Thronprätendenten um die Macht: Kawadh II., Ardaschir III., Schahrbaraz, Boran (Tochter von Chosrau II.), Azarmidocht (ihre Schwester), Chosrau III., Peroz (Guschnapdeh), Feruchzadh-Chosrau und schließlich Yazdgard III. Hierzu bemerkte Nöldeke [433] in seinem „Exkurs“:

„Unmöglich ist es, die Eintagsfürsten, welche zwischen ihr [Königin Boran; KW] und Jazdegerd III. in Ctesiphon regiert haben, chronologisch genauer zu bestimmen.“

Besonders knapp sind die Angaben at-Tabaris zu Yazdgard III. Demnach war er einer der vielen Enkel des Chosrau II., der wegen eines Gebrechens als Krüppel galt und von anderen zum Prätendent erklärt wurde, aber niemals über reale Macht verfügte. Das Sassanidenbuch [399] schließt mit dem Satz: „Sein ganzes Leben, bis er ermordet wurde, belief sich auf 28 Jahre“.

Eingehend hat Gaube [136-143] die Yazdgard-Münzen analysiert. Er stellte fest, dass die früheste dieser Münzen auf das Jahr 20 datiert ist. Da Yazdgard III. aber nur 20 Jahre regiert haben soll, können diese Münzen erst ab dem Tod des Herrschers geprägt worden sein, weshalb Gaube [136] von Münzen der „Post-Yazdgard-Ära“ schrieb.

In den *Zeitensprüngen* ist Müller 2002 [342-344, 348] auf die „Ära Yezdegird“ eingegangen, wobei sie verschiedene Erklärungsmöglichkeiten erwogen hat. Sie verwies auf Lülings Erkenntnis, dass in frühislamischer Zeit mehrere Strömungen („Sekten“) gegeneinander kämpften und vermutete, dass hierbei die Ära entstanden ist, ohne dies näher zu begründen. Wenn ich sie richtig verstanden habe, ist nach ihrer Auffassung die Ära erst im 10./11. Jh. in Gebrauch gekommen, was, wie sie ausdrücklich betonte, nicht im Widerspruch zur Phantomzeit-Theorie steht [343 f.]. Sie betonte, wie vorher schon Gaube, dass der Yesdegird-Kalender auf Sonnenjahren beruhte.

Da auch die „arabische Ära“ von Sonnenjahren ausgeht, habe ich in Vorbereitung dieses Beitrages mir Gedanken darüber gemacht, ob die Yazdgard-Datierungen schon nach der „arabischen Ära“ erfolgt sein können.

Gaube [142 f.] hat alle damals bekannten Yazdgard-Münzen aufgelistet und kam zu einem verblüffenden Ergebnis: Es gab Münzen mit den Jahreszahlen 20 bis 73, denen eine Pause von 55 Jahren folgte, die er nicht erklären konnte. Die weiteren Yazdgard-Münzen wurden dann in den Jahren 130 bis 170 geprägt. Geht man von meiner (natürlich nur hypothetischen) Annahme aus, wurden die Münzen der ersten „Zeitphase“ (Jahreszahlen 20-73) in den Realjahren 564–617 geprägt. Als Herrscher des Sassanidenreiches in diesem Zeitabschnitt gelten:

531–579: Chosrau I. Anoscharwan (während dessen Regierungszeit auch nach at-Tabaris Angaben Muhammad geboren wurde),

579–590: Hormizd IV.

ab 590: Chosrau II. Parwez.

Schon die Herrschaft des Chosrau I. war nicht unumstritten. At-Tabari erwähnte mehrere gegen ihn auftretende Thronprätendenten, ohne deren Namen zu nennen. Da auch schon frühere Sassaniden diesen Namen trugen, kann nicht ausgeschlossen werden, dass auch einer von diesen Yazdgard hieß. Da die ersten Münzprägungen offenbar erst nach seinem Tod erfolgten, gehe ich davon aus, dass er erst danach zum Märtyrer erklärt wurde. Die ersten Yazdgard-Münzen könnten rebellische Araber, die nach der „Elefanten-Ära“ datierten, geprägt haben. Möglicherweise hat auch Ali, der zeitweilig eine gewichtige Rolle im Irak spielte [vgl. z.B. meine Ali-Analyse 2009b, 423-425], in arabischem Interesse diesen Yazdgard-Kult unterstützt. Die folgende zeitliche Pause von 55 Jahren ist einfach mit dem Aufstieg Mu'awiyas zu erklären, der zwar blutig gegen die Anhänger Alis vorging, aber selbst als Mekkaner die „Elefanten-Ära“ beibehielt. Erst den Marwaniden (= Abbasiden) blieb es vorbehalten, die Hidshra-Ära einzuführen (vgl. meine Analysen in *Islamica VI*, die Illig [2010] überzeugend vertieft hat).

Die Münzen der zweiten Zeitphase (Jahre 130–170) wurden nach meiner jetzigen Annahme dann in den Realjahren 674||971 bis 714||1011 geprägt. Ich erinnere daran, dass zumindest ab 932 mit dem Aufstieg der Buyiden das Reich der Abbasiden in örtliche Herrschaften zerfiel. In dieser Zeit dürften sich manche nationalbewusste Iraner, zu denen ich auch die sich zu Ali bekennenden Schiiten rechne, an ihre große Vergangenheit erinnert und wieder Münzen mit dem Abbild des Yazdgard geprägt haben, den offenbar inzwischen auch Anhänger von Zaratuschtra/Zoroaster als Idol betrachteten. Viele verfolgte Anhänger dieser Religion gingen nach Indien, besonders nach Bombay (heute Mumbai). Als „Parsi“ erwiesen sie sich zumeist als sehr

geschäftstüchtig und nahmen eine fast dominierende Rolle ein, weil sie stets bewusst als geschlossene Kaste auftraten (in Indien besonders wichtig). Von Anfang an bekannten sie sich zur Yazdgar-Ära, die sie heute noch verwenden.

7.)

Problematisch ist auch die richtige Datierung der samanidischen Münzen, die im Ostseeraum und im Karpatenbecken gefunden worden sind. Durchweg handelt es sich um Prägungen folgender Emire, die in Samarkand und Buchara (heute Usbekistan) residierten:

Isma'il I. (konv. 892–907)

Achmed ben Isma'il (konv. 907–914)

Nasr ben Achmed (konv. 914–943).

In meinem 'Ungarn-Buch' [2003, 265] stellte ich die Frage, ob die angegebenen Jahreszahlen wirklich Hidshra-Jahre gewesen sind: „Es kommen auch lokale Chronologien in Betracht.“ Illig [2010, 448-450] ist in seinem grundlegenden Beitrag über die „Münzen zur Wikingerzeit“ auch auf die Samaniden eingegangen und hat m. E. zu Recht die Historizität der Herrscher vor Isma'il bezweifelt. Er betonte aber, dass alle tatsächlich gefundenen Münzen islamische Inschriften trugen:

„Ihre Münzen sind bildlos mit Texten in kufischer Schrift, üblicherweise Suren des Koran, mit dem Namen des Propheten; Prägeort und -datum sind aufgeführt“ [ebd. 449].

Weiterhin schrieb er:

„Insofern ist von einem Dynastie- und Prägebeginn bei 595||892 auszugehen. Aber bis Buchara musste der Islam erst von Arabien nach Persien und von hier nach Transoxanien kommen. Dafür dürfte Weissgerbers Hidshra-Datum (576) zu spät liegen; Zellers Ansatz (544) wäre plausibler“ [ebd. 450].

Ich stehe zu meiner Hidshra-Datierung, die auf umfangreichen Quellenanalysen beruht, und halte es für durchaus möglich, dass der Islam in der Zeit zwischen 576 und den ersten samanidischen Prägungen nach Transoxanien (Samarkand und Buchara) kam. Nach frühislamischen Quellen wurde diese Region zur Zeit der frühen Umayyaden (Sufyaniden) zweimal von iranischen Muslimen erobert, zunächst während der Regierungszeit Mu'awiyas, dann endgültig zur Zeit seines Sohnes Yazid I. Die endgültige Eroberung wurde auf das Jahr 61 datiert, das nach konventioneller Auffassung dem Hidshra-Jahr 681 entspricht [August Müller, 354]. Diese Datierung kann aber auch nach der „arabischen Ära“ erfolgt sein, was bedeutet, dass die endgültige Eroberung im Realjahr 605 erfolgte. Dem entspricht, dass ich nach der Analyse der

Münzprägungen die Regierungszeit Yazids I. auf die Jahre 602–605||902 datiert habe [KW 2009a, 112 f.]. Für die erste Eroberung liegen mir noch keine überprüfbaren Datierungen vor.

Nach meiner Rekonstruktion der vorderasiatischen Geschichte wurde in dieser Zeit Persien von Chosrau II. regiert, den ich mit Marwan identifizierte. Das bedeutet, dass nicht die frühen Umayyaden, sondern schon Chosrau II. Transoxanien islamisiert und zunächst Statthalter (Emire) in Samarkand eingesetzt hat, die eine relative Selbständigkeit besaßen. Fest steht, dass die Marwaniden (= Abbasiden) Buchara im Jahr 90 und Samarkand im Jahr 93 eroberten und der Herrschaft der Samaniden ein Ende setzten [August Müller, 411]. Sind dies Daten nach der „arabischen Ära“, entsprechen sie den Realjahren 931 und 934.

Da nach meinem jetzigen Erkenntnisstand unklar ist, wann der Staat der Samaniden entstanden ist, möchte ich nicht ganz ausschließen, dass ihre ersten Münzen im späten 6. Jh. geprägt wurden. Die meisten ihrer Prägungen sind aber auch nach meiner Überzeugung der ersten Hälfte des 10. Jh. zuzuordnen.

Literatur

- al-Azraqi (1861): Chronik Mekkas; in *Die Chroniken Mekkas* (Hg. Ferdinand Wüstenfeld). Leipzig
- at-Tabari (1879): *Geschichte der Perser und Araber zur Zeit der Sassaniden. Aus der arabischen Chronik des Tabari* [Hg. Theodor Nöldeke]. Leiden/NL [Reprint 1973]
- Dashti, Ali (1997): *23 Jahre. Die Karriere des Propheten Muhammad*. Aschaffenburg
- Ernst, Ewald (2010): Haruns Münzen im Hafen von Haithabu; in *Zeitensprünge* 22 (2) 428-434
- Gaube, Heinz (1973): *Arabosasanidische Numismatik*. Braunschweig
- Hadith (2008): *Der Hadith. Bd 1 : Der Glaube* (Hg. Adel Theodor Khoury). Gütersloh
- Ibn Ishaq (1999): *Das Leben des Propheten* (Hg. Gernot Rotter). Kandern
- Illig, Heribert (1992): Wann lebte Mohammed? in *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 4 (2) 26-41
- (1996): *Das erfundene Mittelalter*. Düsseldorf
- (2010): Münzen zur Wikingerzeit. Drei Bezugsjahre für die Hidschra-Rechnung; in *Zeitensprünge* 22 (2) 435-456
- Jansen, Hans (2008): *Mohammed. Eine Biographie*. München
- Kobischtschanow, Juri (1966): *Aksum*. Moskwa (Moskau)
- KW = Klaus Weissgerber
- Lüling, Günter (2001): Leserbrief zu Klaus Weissgerber [zu 3/2000]; in *Zeitensprünge* 13 (2) 243
- Müller, August (1885): *Der Islam im Morgen- und Abendland. I*. Berlin
- Müller, Zainab Angelika (2002): Jesdegird und Djalali. Zu persischen und islamischen Kalendern; in *Zeitensprünge* 14 (2) 341-365
- (2007): „Der Illig“ oder: Warum eine Festschrift? in *Zeitensprünge*. Heribert Illig

- zum 60. Geburtstag (Hg. Andreas Otte). Oerlinghausen, 90-101
- (2009): Leserbrief; in *Zeitensprünge* 21 (3) 759-762
 - (2010): Caesar, der Elefant und die „arabische Ära“; in *Zeitensprünge* 22 (2) 411-424
- Nagel, Tilman (2008): *Mohammed. Leben und Legende*. München
- Nöldeke, Theodor (1979): Anmerkungen und Exkurs zu at-Tabari (s. d.). [Soweit ich auf Anmerkungen eingehe, schreibe ich „Nöldeke“, während die Zitate aus dem eigentlichen Text mit „at-Tabari“ angegeben werden.]
- Popp, Volker (2007): Von Ugarit bis Samarra; in Ohlig, Karl-Heinz (Hg.): *Der frühe Islam*. Berlin, 13-222
- Prokopios (1970): *Perserkriege*. Griechisch-deutsch (Hg. Otto Vohs). München
- SZ-Online (2010): Der Silberschatz von Anklam. *Süddeutsche Zeitung Online*, 5. 10.
- Tabari siehe at-Tabari
- Watt, William Montgomery (1953): *Muhammad at Mecca*. Oxford
- Weissgerber, Klaus (2000): Zur islamischen Phantomzeit (Islamica I); in *Zeitensprünge* 12 (3) 419-448
- (2003): *Ungarns wirkliche Frühgeschichte*. Gräfelting
 - (2009a): Phantomzeit, früher Islam und die Zeitären (Islamica VI); in *Zeitensprünge* 21 (1) 109-138
 - (2009b): Mekka, Muhammad und Ali. Chronologische Überlegungen (Islamica VII); in *Zeitensprünge* 21 (2) 398-427
 - (2010a): Zur jüngsten Islam- und England-Diskussion. Persönliche Bemerkungen (Islamica VIII/Britannica I); in *Zeitensprünge* 22 (1) 169-176
 - (2010b): Zur polnischen Frühgeschichte (Polonica I); in *Zeitensprünge* 22 (2) 389-410
- Zeller, Manfred (1993): Das Kalifat der Omayyaden; in *Zeitensprünge* 5 (3) 87-110

Dr. phil. Klaus Weissgerber
 klaus_weissgerber@yahoo.de

Logik und Ökonomie der Fälscher

Primat des Papstes · Heiraten und Kinder bei Merowingern und Karolingern · Photios I.

Heribert Illig

Die Vita eines erfundenen Potentaten mag aufregend oder auch langweilig sein, auf jeden Fall wird sie ihn als Fiktion nicht der Realität näher bringen. Aber sie kann aufzeigen, was der Auftraggeber eines solchen Textes seiner Mit- und Nachwelt nahelegen wollte. Beim dynastischen Ende der Merowinger und der 'Erschaffung' der Karolinger – ihr Name leitet sich ab von Karl Martell – ist dies unübersehbar. Aber auch bei ihrer Heiratspolitik wird mehr deutlich, als eigentlich lieb sein konnte. Und Patriarchat Photios I. verfügt im 9. Jh. über eine umfangreiche Bibliothek, in der allerdings die Bücher der letzten 230 Jahre fast nicht vertreten sind.

I. KIRCHE GEGEN STAAT

Drei, vielleicht vier Staatsstrieche gegen die Merowinger

Seltsam bleiben die Merowinger in der Geschichte. Gemeinhin gelten ihre späteren Kinderkönige als müßiggehende Könige (rois fainéants) oder königliche Faulenzer, deren wesentliche Attribute sind: langhaarig und machtlos auf Ochsenkarren durchs Land gefahren werden. Da muss es mehr als verwundern, dass dieses fränkische Reich trotz ständiger innerer Zerrissenheit, bis zu vier Teilreichen und mangelnder Königsautorität stetig wächst und offenbar keinen äußeren Feind hat, der ihm bedrohlich werden könnte, trotz Awaren, Bretonen, Goten, Langobarden, Nordmännern, Sachsen, Slawen, Spaniern oder Moslems.

Vielleicht lag es daran, dass die Bischöfe von Rom als Steigbügelhalter der Merowinger auftraten, nachdem sich Chlodwig I. zwischen 496 und 507 'römisch-katholisch' hatte taufen lassen. Damit war die äußerst junge Dynastie – vor dem Täufling rangieren nur Childerich I. (samt aufgefundenem Grab) und dessen bereits mit einer Sagengestalt vermengter Vater Meroweich – gut ins damalige Machtgefüge eingebettet.

Tatsächlich droht ihr nur Gefahr von den pippinidischen Hausmeiern – und von kirchlicher Seite. Schon König Chilperich I. (561–581) klagt: „Keiner herrscht jetzt überhaupt als allein die Bischöfe“ [Geary, 127]. Daraus resultiert **der erste Staatsstreich** von **656/57**: Hausmeister **Grimoald** dient unter

Sigibert III., der keine Kinder hat, weshalb er Grimoalds Sohn adoptiert, der als Childebert (III.) adoptivus regieren soll. Doch da wird dem König noch ein Sohn, Dagobert, geboren, bevor er 656 stirbt. Grimoald lässt nun den kleinen Dagobert in ein englisches Kloster bringen und seinen eigenen Sohn den Thron besteigen. Unterstützung gewährt ihm Bischof Desiderius von Poitiers [Waldmann 1999, 130; Geary, 192]. Der kindliche Usurpator scheint in Austrasien sechs Jahre lang anerkannt gewesen zu sein, bis er 662 stirbt und der kleine Dagobert doch an die Macht kommt. Grimoald selbst wird 657 oder 662 vom Neustrier Chlodwig II. gefangen genommen und hingerichtet [wiki → Grimoald]. Der erste Putsch war niedergeschlagen.

Zugleich war die Linie Pippins d. Ä. bereits erloschen. Doch wieder half ein Mann der Kirche. **Arnulf von Metz** ist wie so manche mythische Helden-gestalt der Gründer einer Familie, ohne selbst identifizierbare Vorfahren zu haben [Geary, 195]. Ab 614 Erzbischof von Metz, war er vor seiner Priesterweihe verheiratet und hatte neben einer Frau im Kloster zwei Söhne: *Chlodulf* wurde ebenfalls Bischof, *Ansegisel* heiratete mit Begga die Schwester des Grimoald. Aus dieser Ehe ging der Arnulfinger Pippin d. M. hervor.

Zweiter Staatsstreich gegen die Merowinger: Am 23. 12. 679 fällt König Dagobert II. in den Ardennen „durch die Tücke von Herzögen mit Zustimmung von Bischöfen“ einem Mordanschlag zum Opfer [Ewig laut *genealogie*]. Der neustroburgundische Hausmeier **Ebroin** dürfte der Urheber gewesen sein. Dieser will nach Dagoberts Tod seine Herrschaft auch auf Austrien ausdehnen, wird aber 680/81 von einem Neustrier namens Ermenfred erschlagen, der anschließend zu **Pippin d. M.** flieht [Schneider laut *genealogie*]. So kommt Theuderich III. zu Königswürden, so blieben die Merowinger an der faktischen Macht.

Pippin d. M. zeugt mit einer Nebenfrau seinen Sohn Karl, gen. Martell, den Vater von **Pippin d. J.** Dieser bereitet den **dritten, nunmehr erfolgreichen Staatsstreich** gegen die 250 Jahre lang regierenden Merowinger besser vor, indem er Papst Zacharias befragt [Waldmann 1999, 132; Geary, 219]:

„»Auf die Frage über die Könige in Franzien, die zu dieser Zeit keine königliche Macht haben, ob das gut sei oder nicht?«

Und die päpstliche Antwort:

»Es sei besser, der werde König genannt, der die Macht habe, als der, der ohne königliche Macht sei; und, damit die Ordnung nicht gestört werde, befahl er kraft apostolischer Autorität, daß Pippin König werde.«“ .

Demnach soll es zur papalen Macht gehören, Könige abzusetzen und ins Kloster zu schicken. Waldmann [ebd.] hebt richtigerweise hervor, dass hier nicht merowingische Geblütsheiligkeit durch Gottesgnadentum, sondern Gottesgnadentum durch Kirchengnadentum ersetzt worden ist. Aus phantomzeit-

licher Sicht hieße es natürlich 'ersetzt worden wäre' – als Legitimation für alle späteren Päpste.

Und so wird 751 auf dem Reichstag zu Soisson Childerich III. abgesetzt und Pippin d. J. durch den hl. Bonifaz gesalbt – ein den merowingischen Sakralkönigen noch unbekannter Zeremonialteil [Schieffer 1992, 60], den Josef Semmler [2003] als nicht geschehen sieht, wie er auch die Bekräftigung von 754, als in Saint-Denis (erneut?) Pippin, diesmal mit seinen beiden Söhnen Karl und Karlmann, gesalbt wird, nur als „postbaptismale Taufsalbung“ bewerten kann. Rudolf Schieffer versteht die Botschaft der (fraglichen) Salbung zu Soisson von Grund auf:

„Sie sollte die Legitimation des Herrschers stärken, indem sie seine göttliche Erwählung und Begnadung augenfällig machte, förderte aber auch die **Vorstellung vom Königtum als einem verliehenen Amt**“ [ebd.; Hvhg. III].

So war durch die späteren Fälscher – alle Staatsstrieche liegen in der Phantomzeit – klargestellt, dass schon in früher Zeit Bischöfe Aufstände gegen die merowingischen Könige unterstützen durften und dass primär die Päpste das Recht hatten, Könige sowohl zu ernennen als auch abzusetzen!

Unter den Karolingern gibt es von 830 bis 833 mehrere Putsche gegen Kaiser Ludwig den Frommen, die aber alle von seinen Söhnen ausgehen und damit endigen, dass Ludwig 834 zu Saint-Denis wieder in Amt und Würden eingesetzt worden ist, immer der „zurückgewährenden göttlichen Huld“ bewusst [Schieffer, 134]. Familiäre Zwiste führten demnach nicht zu endgültigen Absetzungen; sie wurden durch die geistliche Hand, sprich durch etliche Bischöfe beendet – so die Botschaft der Fälscher, die Geary [225] nicht verstanden hat. Immerhin wird als Hauptschuldiger für die Putsche mit Erzbischof Ebo von Reims ein Kirchenmitglied als Sündenbock für die Absetzung gefunden, der aber selbst nicht abgesetzt wird, sondern zu den Bischöfen gehört, die Ludwig dem Frommen wieder die Krone aufsetzen [Althoff, 293]. Dahinter trat die sonst so wichtige Genealogie zurück:

„Die Angehörigen der königlichen Familie waren nützliche Symbolfiguren, um die sich die Parteien scharen konnten, spielten aber keine selbständige Rolle. Sogar die genauen familiären Verbindungen zwischen den Merowingern sind unklar. Die Zeitgenossen hielten es nicht einmal für notwendig, die genaue Verwandtschaftsbeziehung zwischen dem letzten Merowingerkönig Childerich III. (743–751) und den berühmteren Nachkommen Chlodwigs festzuhalten“ [Geary, 183].

Alle drei Staatsstrieche liegen in der Phantomzeit, konnten also Bedürfnisse der Fälschungszeit befriedigen. Der einzig reale 'Staatsstreich' fand 614 statt, als weniger die Bischöfe als die Großen des Reichs die Rechte ihres Königs (Paris: Edictum chlotharii) beschnitten [Esders, 336-345].

II. HEIRATSPOLITIK: PÄPSTE CONTRA KAROLINGER

Im letzten Heft hat Gerhard Anwander [2010] gezeigt, wie honorige Mediävisten (Johannes Fried) und phantasievolle Schriftstellerinnen (Martina Kempff) mit dem scheinbaren Kuriosum umgehen, dass Karl d. Gr. seinen Töchtern keine standesgemäßen Heiraten gestattete. Dabei ist hier eine ganz spezielle Heiratspolitik zu beobachten, die dem habsburgischen Motto diametral entgegensteht. Es lautete:

Bella gerant alii, tu felix Austria nube.

Nam quae Mars aliis, dat tibi diva Venus.

(Kriege führen mögen andere, du glückliches Österreich heirate.

Denn was Mars den anderen verschafft, gibt dir die göttliche Venus.)

Anzusprechen sind folgende gescheiterte Heiratsprojekte, die den einschlägigen Chroniken und Briefsammlungen zu entnehmen sind:

- a) 757 Pippintochter Gisela mit byzantinischem Thronfolger (Leon IV.),
- b) 770 Karl mit langobardischer Prinzessin Desiderata,
- c) 770 Karlmann mit der langobardischen Prinzessin Liutperga
- d) 770 Königssohn Adelchis mit Karlsschwester Gisela,
- e) 781 Karlstochter Rotrud mit byzantinischem Thronfolger (Konstantin VI.)
- f) 789 Karlssohn Karl und Offas Tochter Aelfflaed,
- g) 789 Karlstochter Berta mit Offas Sohn Ecgrith,
- h) 800 Karl mit Kaiserin Irene.

(Die in diesem Artikel genannten Jahreszahlen sind häufig genug vage oder fraglich, was der These ihres erfundenen Ursprungs nicht schadet.)

a) Gisela und Leon IV.

Am Beginn der Reihe steht der unwahrscheinlichste aller Hochzeitspläne: Vom byzantinischen Kaiserhaus sei um die Hand von Pippins d. J. Tochter Gisela, also um die Schwester Karls d. Gr. angehalten worden; als Werbebeschenk schickte der Kaiser eine Wasserorgel [zeno]. Da hätte also der stolze byzantinische Kaiser bei einem gerade erst durch einen päpstlichen Handstreich vom Hausmeier zum König Beförderten angefragt, ob sein Thronfolger die richtige Partie für eine fränkische Prinzessin wäre. Doch es geschieht noch Unwahrscheinlicheres. Der frisch gekrönte Parventü hört auf 'seinen' Papst Stephan II. (s. unter b) und verzichtet auf diese phantastische Partie. Allein diese Überlieferung beweist, dass wesentliche Teile der Karlsgeschichte blanke, parteiische Erfindung sind.

Johannes Fried kann in seinem vom *Historischen Kolleg* ausgezeichneten Buch dem Geschehen trotzdem Positives abgewinnen:

„Immerhin bekundete jener Plan das weltweite Ansehen, welches das Frankenreich unter König Pippin erlangt hatte“ [Fried, 299].

Damit bekundet Fried nur, dass er die männliche Strahlkraft des fiktiven Überkaisers schon antizipierend in dessen Kindheit spürt.

b) Karl und Desiderata sowie c) Karlmann und Liutperga

Diese Beziehungen sollen durch Karls Mutter Berta eingefädelt worden sein, die von einer Reise die langobardische Königstochter Desiderata mitgebracht hat. Doch nun mischt sich Papst Stephan III. ein, indem er eindringlich Karl wie Karlmann davor warnt, die Beziehungen zu den Langobarden zu vertiefen. Seine Warnung kommt derb und ungeschminkt:

„Was für ein Wahnsinn, daß Euer edles fränkisches Volk, das alle Völker überstrahlt, und Euer so glänzendes und edles Königsgeschlecht befleckt werden sollte durch das treulose und stinkende Volk der Langobarden, das gar nicht unter die Völker gerechnet wird und von welchem bekanntlich die Aussätzigen stammen.“ [ma]

Aber er macht nicht nur üble Stimmung, sondern zieht auch andere Register, verweist er doch auf seinen Vorgänger Stephan II. (752–757), der Pippin erfolgreich abgeraten hatte,

„obwohl Kaiser Konstantin sich bemühte, Euren huldreichen und seligen Angedenkens (verstorbenen) Vater dazu zu bewegen, die eheliche Verbindung zwischen seinem Sohne und Eurer hochedlen wirklichen Schwester Ghisyla zuzulassen“ [Waldmann 1999, 98 f.; ebenso LMA IV: 1464].

Stephans Brief – in der MGH-Fassung 139 Zeilen lang [Pohl, 169] – enthält noch mehr Sprengstoff. Waldmann schildert und kommentiert die ungeheuerliche Brückierung von Pippin, Karl und Karlmann so:

„In einem Nachsatz [...] klärt Stephan III. die königlichen Brüder dann schließlich auch noch darüber auf, daß es ihnen aufgrund des von Pippin St. Petrus erwiesenen Gehorsams gleichfalls nicht gestattet sei, sich mit irgendeiner anderen Nation ehelich zu verbinden: *neque vos aliae nationi licere copulari*. – Es erstaunt schon, mit welcher Chuzpe die Stephane den fränkischen Königen, nachdem sie sich erst einmal dem *good-will* der Päpste ausgeliefert hatten, vorschreiben, mit wem sie sich zu verhehelichen hatten und mit wem nicht!“ [Waldmann 1999, 99; seine Hvhg.].

„Der Papst verbot ihnen also, den Rahmen der eigenen Nation überschreitende, d.h. im eigentlichen Sinn dynastiepolitische Heiraten einzugehen“ [Waldmann 2002, 134; seine Hvhg.].

Wer hier irgendwelche falschen Interpolationen und dergleichen wittert, der muss erfahren, dass es sich bei Karl keineswegs immer um einen Überkaiser handelt. Oft genug ist er einfach eine päpstliche Marionette!

Weihnachten 770 heiratet Karl seine langobardische Braut (war er nicht bereits mit Himiltrud verheiratet?), Karlmann die schwesterliche (?) Königs-

tochter Liutberga (alias Gerperga?) [Wies. 141]. Mit dem Tod des 20-jährigen Karlmann besinnt sich Karl 771 der päpstlichen Weisungen:

„Als bald kündigte Karl die Ehe mit der langobardischen Prinzessin und schickte die verstoßene Gemahlin, einer Kriegserklärung gleich, an den Vater zurück“ [Fried. 304];

der genannte Grund der Infertilität kann nach einjähriger Ehe nur ein vorgeschobener sein. Die üblicherweise Desiderata (neuerdings Gerperga [Nelson. 171 ff.]) genannte Prinzessin war ganz offensichtlich nicht mehr die „Ersehnte“, ging es doch jetzt um die Eroberung des Langobardenreiches mitsamt der eisernen Krone.

d) Acheldis und Karlsschwester Gisela

Langobardenkönig Desiderius wollte die Verbindung zwischen Franken und seinem Volk auch noch durch eine Heirat zwischen Karls Schwester und seinem Kronprinzen Acheldis verstärken. Dazu ist es wegen der gerade geschilderten Ereignisse nicht gekommen [Waldmann 1999, 135]. Die im zarten Alter von 14 Jahren bereits zweimal erfolglos Verkuppelte beschloss, ihr weiteres Leben Christus zu widmen und ging ins Kloster Chelles verschellen.

e) Karlstochter Rotrud und Thronprätendent Konstantin VI.

Wenigstens eine Tochter Karls bekam die Chance einer – sogar mehr als – standesgemäßen Heirat. 781 wurde die gerade Sechsjährige, vielleicht auf Anregung der byzantinischen Kaiserin Irene, mit dem späteren Konstantin VI. verlobt. Anno 781 war Karl noch keineswegs der ‘Vater des Abendlands’; seine Niederlage bei Roncesvalles lag erst drei Jahre zurück, 24 Jahre Sachsenkriege lagen noch vor ihm – aber nicht nur Wies [94] sieht im fränkisch-langobardischen Großreich bereits einen Machtfaktor ersten Ranges.

Das Eheversprechen wurde 787 gelöst, wobei unklar bleibt, ob auf Betreiben Karls oder Irenes [ma]. Danach lebte Rotrud in freier Liebe mit Graf Rorico, dem sie den Sohn Ludwig gebar. Er wurde Abt von St-Denis.

f) Karlssohn Karl d. J. und Aelfflaed

Karl d. Gr. hat trotz des Papstverbots gelegentlich versucht, Ehekontakte mit ausländischen Potentaten anzuknüpfen, um regelmäßig zu scheitern. So hielt er guten Kontakt mit Offa von Mercien, den er in seinen Briefen als Bruder bezeichnete und dem er die Ehe zwischen seinem Sohn Karl dem Jüngeren und Offas Tochter Aelfflaed antrug. Dieser wollte im Gegenzug

g) Karlstochter Berta und Ecgfrith,

also eine Kombination, die Karl sogar Ansprüche auf Mercien eingebracht hätte, was aber gemeinhin übersehen wird, weil alle Beobachter darauf fixiert

sind, dass er mit dieser 'Heimtücke' der Gegenwart einer seiner Töchter beraubt worden wäre. So

„möchte dann auch die Heftigkeit verständlich sein, mit der Karl im Zusammenhang seines Eheanbahnungsprojekts zwischen seinem Sohn Karl und der Tochter des englischen Teilkönigs Offa von Mercia auf die im Gegenzug von Offa geforderte Verehelichung von dessen Sohn Ecgfrith mit der Karlstochter Berta reagierte. Wies beschreibt, wie *tief Karl verletzt war und darin eine Anmaßung erblickte* und die fränkischen Häfen gereizt für englische Schiffe verschloß“ [Waldmann 2002, 87, nach Ernst Wies, 260].

Waldmann sieht allerdings weniger den drohenden Verlust väterlicher Liebesentfaltung; er wittert vielmehr ein Zusammenspiel zwischen britischem Hochadel und dem Papst.

h) Karl und Irene

Hier geraten wir ins einigermaßen Sagenhafte, nachdem die Beziehung zwischen West-Kaiser und Ost-Kaiserin nur schemenhaft überliefert ist. Um so größer sind die Möglichkeiten der Interpretation.

„Am 25. Dezember 800 ließ sich der fränkische König Karl der Große in Rom von Papst Leo III. zum (west-)römischen Kaiser krönen; damit beanspruchte er zugleich den oströmischen Thron, da der Basileus in Konstantinopel kürzlich verstorben und noch kein Nachfolger ernannt worden war. Zur Legitimation wollte Karl die Kaiserwitwe Irene, die zwischenzeitlich in eigenem Namen herrschte, heiraten; Irene allerdings lehnte ab und begründete dies mit der »niederen Abstammung« des »Germanen« Karl. Zwar war Karl als Sohn des fränkischen Königs Pippin der Jüngere königlichen Blutes, jedoch war Pippin bei Karls Geburt selbst noch nicht regierender Herrscher; demnach war Karl nicht purpurboren“ [wiki → Basileus].

(Dass Karl vorehelich geboren sein dürfte, störte hingegen nicht.) Immerhin schickte Irene zur – Karl so überraschenden – Krönung eine Marienreliquie [Wies, 283], wie ja auch Harun ar-Raschid rechtzeitig eine Wasserorgel nach Rom expediert haben soll – zwangsläufig viele Monate vor der Krönung.

„Irene befürchtete das Schlimmste: Karls Vormarsch nach Osten. Sie verlegte sich aufs Verhandeln. Man bangte am Goldenen Horn, der Franke könnte nach Usurpatorenweise Irene zur Ehe nötigen“ [Fried, 406].

Hier gerät dem Historiker aus dem Blickfeld, dass auch Karls weiteste Ausritte bis Saragossa oder Rom kaum mehr als die halbe Distanz der Strecke bis Konstantinopel ausmachten (ab Aachen in Luftlinie immerhin 2.000 km), Byzanz jedoch ein viel stärkerer Gegner gewesen wäre. Möglicherweise

wusste der Fälscher bereits um die 1096 einsetzenden bewaffneten Wallfahrten gen Jerusalem mitsamt ihren Aktivitäten gegen Byzanz.

802 wird Irene gestürzt – und alle Mutmaßungen erledigen sich. Selbst Fried [689] bezeichnet sie bei ihrer letzten Nennung als „Chimäre“, üblicherweise Metapher für Trugbild oder Hirngespinnst. Denn die Frau, die ihren Sohn blinden lässt, um selbst als erste Kaiserin Ostroms zu herrschen, wirkt allzu sehr wie die passende Fehlstelle in Byzanz, um Karl zu ermöglichen.

Anzumerken ist, dass der Papst auch über dynastische Trennungen entscheidet, etwa Nikolaus I. 863 gegen die Scheidung Lothars II., König des Mittelreichs [Schminck].

Walter Pohl [2007] weiß nichts von Fiktionalität, weshalb er nicht versteht, was bei den werbenden Karolingern vorgegangen ist. So muss er folgende beide Sätze schreiben:

„Nur die Dynastie der Karolinger scheint Heiraten mit Frauen, die von außerhalb ihres Machtbereiches stammten, lange Zeit möglichst gemieden zu haben“ [ebd. 161].

„Die Haltung der Karolinger zu auswärtigen Ehen war offenbar nicht a priori ablehnend, verhandelt wurde immer wieder“ [ebd. 187].

Waldmann erkennt darin das Wirken des päpstlichen Verbots. In unserer Sicht unterscheidet es einfach die Dynastie der Karolinger von anderen, dass bei ihnen nie Blut in den Adern, sondern immer nur Tinte auf Pergament geflossen ist, auch das ein Werk vorrangig von päpstlicher Seite, und die Fälscher sich ihr eigene Arbeit (die Verknüpfung mit ausländischen Stammäbmen) nicht unnötig erschweren wollten.

III. HEIRATSPOLITIK BEI DEN MEROWINGERN

Wie war das eigentlich bei den Merowingern, die durch Chlodwigs Taufe reüssierten, bevor sie von einem Papst gefällt wurden? Bei ihnen gab es sehr wohl Eheschließungen mit ausländischer Beteiligung. Über Pohl [2007, 185 ff.] hinaus fanden sich zehn Ehen. So heiratet

- Chlodwig I. um 493 die Burgunderin Chrodechilde,
- Theudebert nach 534 die Langobardin Wisigard,
- Chlothar I. nach 540 die Thüringerin Radegund,
- Theudobald um 554 die Langobardin Walderada,
- Sigibert I. 566 die Westgotin Brunihild,
- Chilperich I. um 567 die Westgotin Gailswinth,
- Childebert I. um 567 die wohl gotische Ultrogotha,
- Ingund 579 die Westgotin Hermenegild,
- - - - -
- Chlodwig II. um 650 die Angelsächsin Balthild (familienlose Sklavin).

- Dagobert II. ca. 670 die Prinzessin Mechtilde von York. „Diese erste Herrschaft Dagoberts und seine Ehe gelten unter Historikern eher als zweifelhaft“ [wiki ↔ Dagobert II.].

Verheiratet werden

- Childerichs Tochter Audofleda 493 an den Ostgoten Theoderich,
- Guntrams Tochter Chlodichild 526 an den Westgoten Amalrich,
- Chlothars I. Tochter Chlodoswinth vor 567 an den Langobarden Alboin,
- Hermenegild 579 an den Westgotenkönig Leovigild,
- Chariberts Tochter Berta um 580 an Aethelbert von Kent,
- - - - -
- vielleicht Theudeberts Tochter Aemma nach 616 an Eadbald von Kent.

Mit einer Ausnahme (Aemma als unsichere Tochter und die fragliche Mechtilde hier nicht eingeschlossen) liegen alle Hochzeiten vor dem Jahr 614. Diese Ausnahme bildet Chlodwigs II. Frau Balthild oder Bathild. Aber sie gilt als angelsächsische Sklavin [ma ↔ Bathild], bereitet also dank unbekannter Eltern bei der „Ansippung“ keinerlei Probleme. (Übrigens war ihr Hausmeier Ebroin [vgl. Heinsohn, 650], ansonsten ein tüchtiger Mann, „mit dem Hinrichten von Bischöfen allzu schnell bei der Hand“, wie eine alte, kirchliche Quelle bemängelt [Waldmann 1999, 131].)

So zeigt sich deutlich: Die realen Merowinger pflegen die übliche Heiratspolitik zwischen Dynastien, während die phantomzeitlichen Merowinger eine Fälschung sind: Sie antizipieren das päpstliche Heiratsverbot für Ausländer und werden aus Gründen der Fälscherökonomik nicht mit ausländischen Regentenlisten verzahnt. Die Merowinger endigen m. E. bereits mit Chlothar II. (herkömmlich 584–629), der die Reichsteile wieder vereinen kann, nein muss, nachdem sich alle Familienmitglieder bis auf ihn gegenseitig ausgerottet haben [vgl. Illig 1991]. Die danach folgenden rois fainéants sind ebenso Erfindung wie ihre Hausmeier. Hierzu passt Gearys Beobachtung [163]:

„Der Hof Chlothars [II.] und Dagoberts geriet zunehmend unter klerikalen Einfluß; bischöfliche Höflinge wie Eligius und Audoenus besaßen weit größeren Einfluß als Bischöfe des 6. Jahrhunderts.“

Die Klöster wurden nach 600 aus ländlichen Einsiedeleien zu wohlhabenden Institutionen, zu großen Anlagen mit reich geschmückten Kirchen, die vom König mit riesigen Teilen von Fiskalland beschenkt worden sein sollen. So wurde etwa Saint-Denis durch eine Schenkung von weiteren 2.000 Hektar „zum weitaus größten Grundbesitzer in der Region Paris“ [Geary, 175, 179, 213]. Albrecht Mann berichtet von 1.254 Klöstern aus der Zeit von 476 bis 855, während der Archäologe keine einzige Klosteranlage, allenfalls einige wenige Kirchen aus der Phantomzeit vorweisen kann [vgl. Illig 1996, 207 f.].

Die kirchliche Macht wird also während der Phantomzeit bewusst ausgestaltet. Dagegen wurde nachrangig, dass 614 im Edikt von Paris der Adel gegenüber dem König besser gestellt, aber auch die königliche Oberhoheit gegenüber dem Klerus mehr Gewicht bekam. Das überdecken die Heiratsinterventionen der Päpste Stephan II. und III.; aber bei Streichung der Phantomzeit verschwindet Chlothar II. nach dem Edikt von Paris – ob durch Tod oder durch Absetzung. Stattdessen wählt der Adel im November 614|911 den letzten Franken, Konrad.

150 Jahre nach Karl bemüht sich König Otto I. um eine purpurborene byzantinische Prinzessin für seinen Sohn, wird halb abschlägig beschieden und gibt sich mit der nicht purpurborenen Theophanu zufrieden. Hier stimmt das Kräfteverhältnis zwischen Ost und West. Wenn Otto II. auch für seinen Sohn um eine Purpurborene anhält und sie auch versprochen bekommt (dass Otto III. vor der Begegnung schon tot ist, steht auf einem anderen Blatt), so ist der Vorgang ebenso in hierarchischer Ordnung.

Was aber sollten die kniefälligen byzantinischen Wünsche an Pippin und Karl? Sie können nur als Wunschtraum eines Autors eingestuft werden, der nach der Ottonenzeit (bis 1024) und nach dem Großen Morgenländischen Schisma (1054) das Bild des Überkaisers entwarf: Da er noch größer als Otto der Große sein sollte, brauchte es noch bessere Heiratsangebote.

Selbst Waldmann merkt nicht, dass diese gescheiterten Ehekontrakte nur deshalb so verquer, regelrecht pervertiert sind, weil sie allesamt Erfindungen für eine Phantomzeit sind, mit denen päpstliche Machtpolitik in realen Zeiten begründet werden sollte.

Und die Moral von der Geschicht': Die Päpste machen an späten Merowingern und an Karolingern deutlich, dass es nicht im Belieben weltlicher Herrscher stehen darf, mit wem sie dynastische Bindungen eingehen oder Allianzen schmieden. Also keine Liebesheirat, auch keine 'habsburgische' Heirat, sondern papstverordnete Pflichtheirat – eine päpstliche Utopie. Und wer mit Hilfe der Päpste an die Macht kommt, der muss sich unterordnen, wird zu „»Hausmeiern der Päpste« degradiert“ [Waldmann 1999, 137] oder durch eine andere, devotere Dynastie ersetzt. Zum Dritten müssen die Fälscher nicht beliebig viele Dynastien miteinander verknüpfen.

IV. DIE UNFRUCHTBARKEIT DER KARLSKINDER

Unterstrichen wird der Vorgang durch den Umgang Karls mit all seinen Töchtern, der im letzten Heft von Gerhard Anwander zwar subjektiv, aber durchaus korrekt dargestellt worden ist. Demnach [ebd. 487: auch Wies, 259] hätte Kaiser Karl sie nicht heiraten lassen, weil er machtgierige Schwiegersöhne fürchtete oder – gemäß Einhard –, weil er ohne ihr Gesellschaft nicht leben

konnte. Ein völlig abseitiger Erklärungsversuch, denn wie sollte ein Adelsgeschlecht, das erst eine Generation zuvor vom Hausmeier- zum Königsrang aufgestiegen war, zu Reputation kommen, wenn es heimische Parvenüs ausländischen Kronpräsidenten vorzog? Hier wird der große Karl in eine Position als kurzsichtiger Emporkömmling gebracht, die er nicht lange hätte behaupten können. Ebenso abseitig ist das Zusatzargument von Wies [259], es habe außer Byzanz keine gleichwertigen Verbindungen gegeben. Demnach hätte keine oströmische Kaisertochter je ins Ausland heirateten dürfen; dabei gehört das zur Großmachtpolitik, wie die Heiraten mit bulgarischen Khanen oder 987 die Heirat einer Kaisertochter mit dem Großfürst von Kiew zeigen.

Erstaunlich, wie die Nachkommen von Großkarl mit einer einzigen Ausnahme im Kloster landen oder allzu früh versterben (fettkursiv hervorgehoben die jeweilige Mutter mit Hochzeitsjahr bei ihrem ersten Kind):

- 0 [Roland, der Legende nach inzestuös mit Schwester *Gisela* gezeugt. Da er 778 fällt, müsste er spätestens 760 geboren sein.]
- 1 Pippin d. Bucklige (770–811, *Himiltrud*, 768): lebenslange Klosterhaft
? Amaudra, die einen Grafen von Paris geheiratet hätte [bei ma ↔ Himiltrud].
- (keine Kinder von *Desiderata*, 769)
- 2 Karl (772–811, *Hildegard*, 771): Lieblingssohn, unvermählt, kinderlos
- 3 Adalheid (773–774), Kindstod
- 4 Rotrud (775–810): nach Bruch ihres Verlöbnisses mit Kaiser Konstantin lebt sie mit Graf Rorico in freier Liebe; ihr einziger Sohn Ludwig wird Abt von St. Denis.
- 5 Karlmann (777–810), Pippin genannt: 5 Töchter ohne Schicksal [Wies, 303], sein aus einer Friedelehe stammender Sohn Bernward stirbt, geblendet durch Ludwig d. Fr.
- 6 Ludwig (778–840): als Thronfolger Ludwig der Fromme (5 Kinder !)
- 7 Lothar (778–779), Kindstod
- 8 Bertha (779–nach 828), Beziehung mit Karls Hofgeistlichem Angilbert, daraus Nithard (790–845) und Hartnid († 813), beide kinderlos
- 9 Gisela (781–nach 800)
- 10 Hildegard (782–783), Kindstod
- 11 Theodrada (785–853, *Fastrada*, 783), Äbtissin
- 12 Hiltrud (787–nach 800)
- 13 Hruodhaid (787–nach 800, *Mutter unbekannt*)
- (*Luitgard*, 794)
- 14 Ruothild (?–852, *Madelgard*), Äbtissin
- 15 Adalthrud (? , *Gerswind*)
- 16 Drogo (801–855, *Regina*), Erzbischof
- 17 Hugo (802–844), Abt, Erzkanzler
- 18 Theoderich (807–nach 818, *Adelind*), Geistlicher [wiki ↔ Karl d. Gr.]

Wenn wir den als Stammhalter unverzichtbaren Ludwig den Frommen beiseite lassen, so erwachsen aus den übrigen 17 Karlskindern vier Söhne: ein Abt, ein klerikaler Geschichtsschreiber, ein Rebell und ein Niemand, allesamt kinderlos. Zu ergänzen sind die beiden Söhne seines bereits 771 verstorbenen Bruders Karlmann. Da ihre Mutter Gerberga das Exil bei den Langobarden sucht, lässt Karl alle drei bei Verona fangen. „Bestenfalls verschwanden auch sie hinter Klostermauern; doch niemand hielt fest, wo. Über sie sollte Vergessen wuchern“ [Fried, 307]. So wird der Schluss verständlich, den Waldmann [1999, 137] zieht:

„Gleich seinem Vater Pippin offenbar ein Leben lang gebeugt unter der Last des päpstlichen Machtwortes, sah sich Karl außerstande, ein dynastiepolitisches Konzept zu verwirklichen. Man könnte ihn – und sein Geschlecht –, blickt man auf die *Felix Austria*, einfach als ‚entmannt‘ bezeichnen.“

Engelbert Mühlbacher [I: 327 f.] sprach einst eher von ‚über-mannt‘; in Karl

„lebte wie in seinem ganzen Geschlecht ein starker sinnlicher Zug, der, auch auf die schwächeren Nachkommen sich vererbend, in wenigen Generationen die körperliche und geistige Kraft des Geschlechtes erschöpfte.“

Aber selbst Päpste können Triebnaturen nicht mit Verboten gefügig machen. Nein, das lässt sich nur mit göttlicher Fügung, Fatum, Tyche, Moira benennen – oder mit Fälscherökonomie. Nachdem die Kraft von Karls Lenden hinreichend in Szene gesetzt war, sollte die mögliche Kinderflut – für jedes der stark sinnlichen Paare fünf bis zehn Kinder – nicht mehr weiter stören. Also lässt man sie aussterben: alle Nachkommen aus der Ehe Ludwig (d. Deutsche) und Hemma sind von Erbkrankheit befallen, ein zweijähriger Ludwig stürzt aus dem Fenster [Fried, 517], Arnulf trifft der Schlag [ebd. 540], während Ludwig das Kind zu gebrechlich ist, um das Schwert zu heben [ebd. 546]; in Fontenoy rotten sich drei Linien gegenseitig aus [ebd. 449], Karlmann stirbt durch einen Jagdunfall [Schieffer, 182], Ludwig III. rennt sich wegen eines Weiberocks an einem Türstock zu Tode [Mühlbacher, II: 388].

„Der unaufhaltsam scheinende Schwund thronfähiger Karolinger, der [...] seit 882 mit Karl III. [der Dicke] und Karlmann nur noch je einen Herrscher übrig ließ“ [Schieffer, 181],

erfasst auch des kinderlosen Karls Adoptivsohn Karlmann, der 884 tödlich verunglückt. Karl III. wird 887 gestürzt und stirbt 888. Damit

„brach 887/88 der bis auf Karl Martell zurückgehende Mannesstamm muntehlich geborener Karolinger ab“ [ebd. 187].

Über einen illegitimen Spross der ostfränkischen Linie, Arnulf von Kärnten, schleppt sich dort die Familie noch bis zu Ludwig dem Kind, der 911 im Alter von 18 Jahren stirbt.

So muss es sein, wenn ein fiktives Geschlecht einfach zwischen zwei andere eingefügt wird: Es beginnt mit einem Urahn ohne bekannte Wurzeln (Arnulf von Metz), entfaltet sich mächtig, verzweigt sich weitreichend, um dann jäh bis auf Null zusammenzuschumpfen, muss doch der Übergang zur sächsischen Herrschaft sinnvoll gestaltet werden. Auch Fälschungen unterliegen zwingend der Logik.

Derartige Logik kann auch zu Unsinnigkeiten führen. Weil bei den realen Merowingern vor und nach Chlodwigs Taufe drei Formen des Zusammenlebens üblich waren: die offizielle Ehe samt Mitgift und Morgengabe, die 'private' Friedelehe nur mit Morgengabe und schließlich das Konkubinat [Geary, 111 f.], wurden diese für ein noch fast heidnisches Frankenvolk akzeptablen Gepflogenheiten auf den allerchristlichsten Karl fortgeschrieben, dessen Frauendienst entsprechend bizarr ausfiel.

(Im Westen regieren von 911 bis 987 vier Karolinger: Zunächst der durch Heinsohn [201] aufgewertete Karl der Einfältige, dessen sechs Töchter aus erster Ehe mit Frederuna, vor 911, von den Genealogen vergessen worden sind: „Die Geschichte schweigt über sie“ [Wies, 304]. In zweiter Ehe heiratet er 919 – nun ist das wieder möglich – mit Edgifa eine Prinzessin aus dem Hause Wessex, die ihm mit Ludwig IV. dem Überseeischen den Thronfolger schenkt.

Nach ihm regieren noch Ludwig IV., Lothar und Ludwig V. als neustrische oder 'französische' Könige. Dann wählen die Großen des Landes den Robertiner Hugo, später Capet genannt; Erzbischof Adalbero von Reims weiht und krönt ihn. Alle nachfolgenden Könige Frankreichs stammen in direkter Linie von ihm ab, das „Haus Frankreich“ seiner Nachkommen reicht bis 1848.)

V. ZWEI-SCHWERTER-LEHRE UND INVESTITUR

Im Vergleich mit der päpstlichen Heiratsorder ist der Wirbel um die verschiedenen Versionen der Karlskrönung am 25. 12. 800 (= erster Tag des Jahres 801) äußerst gut bekannt [zuletzt Anwander, 482]. Waldmann traut den allzu weltlich-machthaberischen Päpsten vieles zu, nicht aber das eigentliche Skandalon: die erfundenen Karolinger als Musterschablone für Eingriffe von oben in staatliche Befugnisse. Daher beschreibt er das fiktive Geschehen voller Entüstung [1999, 138]:

„Mit einer Rücksichtslosigkeit bewegt sich hier Leo III. im Staatsrecht, die einem an die Erhaltung seiner Macht denkenden König unerträglich sein muß: Byzanz, zu dessen Besitz Rom nach wie vor gehörte, wird vor den Kopf gestoßen, Karl selber und sein Geschlecht in einen schier unüberwindbaren Gegensatz mit diesem getrieben. Schlimmer noch: Leo III.

geriert sich (wie oft muß ich es noch wiederholen?) in *pseudo-eschatologischer* Weise als *dominus dominantium*, der er nicht ist, und als der Karl das Leben bisher schon schwer gemacht hat – wenn auch in Folge von Pippins Unrecht.“

Mit anderen Worten, aus Sicht des Papstes: Wenn ich für Euch schon die Merowinger verjage, dann seid Ihr mein weltlicher Arm – nicht mein Kopf!

Es geht bereits hier um die Einsetzung von Kaiser und Königen, aber auch um die Einsetzung (Investitur) von Bischöfen, die im 11./12. Jh. zu den größten Streitigkeiten führen sollte. Ausgangspunkt war die Zwei-Gewalten-Lehre des Gelasius (492–496), nach der es die weltliche Gewalt (*regalis potestas*) und die geistliche Autorität der Bischöfe gibt, aber die Geistlichkeit für die Könige Verantwortung trage, weshalb der König „fromm den Nacken vor den Amtswaltern der göttlichen Angelegenheiten“ beugt [Schminck, 7]. Diese Sicht vertiefte Gregor VII. nach 1073 durch die Zwei-Schwerter-Lehre. Seltsamerweise stellte 614 das Edikt von Paris klar: Bischöfe dürfen nicht ihre Nachfolger ernennen; diese werden auch nicht vom Papst bestimmt, sondern von Klerus und Volk gewählt; der König bestätigt diese Wahl [Geary, 156]. Wusste man 614 noch nichts von Gelasius?

Andreas Schminck [2010] hat diesen Punkt kürzlich erhellte, indem er die frühesten Hinweise auf Gelasius zusammenstellte. Sie stammen nicht aus dem 5. Jh., sondern aus einem Brief von Papst Hadrian I. an Karl den Großen und dann aus der Zeit um 829. Der Forscher hat darauf seine Zweifel an der Gelasius-Lehre in 20 Punkten zusammengestellt und den Schluss gezogen, dass es sich bei dem fraglichen Brief von Papst Gelasius I. an Kaiser Anastasios I. um eine Fälschung aus dem dritten Jahrzehnt des 9. Jh. handelt, aus der Epoche der „Fälschungsepidemie“ (Heinrich Brunner) [ebd. 9]. Als Urheber wird Wala von Corbie, ein Vetter Karls d. Gr. und „Begründer der Fälschungsakademie von Corbie“ gesehen, der dort von 826 bis 830 Abt war. Unter Punkt 17 fügt Schminck [9] an, dass auch das *Decretum Gelasianum* (die kanonischen Schriften) und das *Sacramentarium Gelasianum* nicht von diesem Papst stammen, sondern frühestens aus dem 6. Jh.

Aus unserer Sicht sind diese angeblich karolingischen Fälschungen solche aus der Zeit von Gregor VII., der für seine Zwei-Schwerter-Lehre eine Antizipation benötigte und sich auch beschaffte. Walas Schüler Radbertus (Paschasius) wurde 2010 von Klaus Zechiel-Eckes als Pseudo-Isidor identifiziert [ebd.], aber auch diese umfangreichste aller mittelalterlichen Fälschungen entstammt keineswegs dem 9. Jh., vielmehr der Zeit nach 1050, als das Machwerk „aus der Werkstatt der lange begrabenen Fälscher“ [wiki → Pseudoisidor] wiederentdeckt worden sein soll [vgl. Illig 1996, 377 f.]. Auch hier liefern Fälscherökonomie und Fälschungseffizienz das entscheidende Wort.

Die Absetzung der Merowinger brachte den Päpsten die entscheidende Position, wusste doch nun jeder, dass sie das weltliche Schwert auch zurücknehmen konnten – was freilich erst unter Gregor VII. relevant wird. 1075 schrieb dieser in seinem *Dictatus Papae* [12], „dass es ihm erlaubt ist, Kaiser abzusetzen“ [wiki → *Dictatus Papae*]. Derartige Machtphantasien ließen sich mit der Merowingerbeseitigung trefflich untermauern.

Der Streit um die weltliche Macht kulminierte 1302, als Bonifaz VIII. in seiner Bulle *Unam sancta* festlegte, er beanspruche

„nicht die tatsächliche weltliche Macht in den Händen der Kirche, sondern die Unterordnung der Monarchen. Das »weltliche Schwert« untersteht dem »geistlichen Schwert«, es wird vom Papst eingesetzt und geduldet oder anders ausgedrückt: das geistliche wird *von* der Kirche geführt und das weltliche *für* die Kirche. Darüber hinaus soll die geistliche über die weltliche Gewalt Recht sprechen, wobei sie selbst nur Gott verpflichtet ist.“ [wiki → *Unam sanctam*]

Auf die Spitze getrieben wurden die Ausführungen der Bulle durch den Satz:

„Nun aber erklären wir, sagen wir, setzen wir fest und verkünden wir: Es ist zum Heile für jegliches menschliche Wesen durchaus unerlässlich, dem römischen Papst unterworfen zu sein“. [ebd.]

Ein Jahr später stürmen französische Söldner die Papstresidenz in Anagni und peinigen den Papst, der bald darauf stirbt. 1305 wird mit Klemens V. ein Papst französischer Herkunft gewählt, der 1309 den Stuhl Petri vom Lateran nach Avignon bringen lässt und 1312 den Templerorden auflöst. Bereits 1307 hatte Philippe IV die französischen Ordensoberen verhaften lassen, womit die Päpste sowohl ihrer militärischen Schutztruppe wie deren Finanzmacht verlustig gingen. Sic transit...

VI. PATRIARCH PHOTIOS UND SEIN FALSCH BESTÜCKTER BÜCHERSCHRANK

Photios I. der Große mag seinen für einen Patriarchen überraschenden Beinamen zu Recht tragen. Sein Leben – trotz seiner Größe ohne Eckdaten; ca. 810 bis ca. 890 – spiegelt das vom Bilderstreit und seinen Folgen zerrissene Byzanz. Er ist Bilderbefürworter, deshalb im Exil und erst ab 842 als Lehrer, als wichtigster Lehrer [Treadgold = T. 1] in Konstantinopel [T. 3]; zu seinen Schülern gehört St. Constantin-Kyryll. Er steigt über Protospatharius bis zum Protosecretis, zum Leiter der kaiserlichen Kanzlei auf. 856 wird er Patriarch für 9 Jahre [T. 3]. Nach einem Kaiserwechsel wird er exiliert, eingesperrt und 870 von einem Konzil verdammt. Doch er wird Erzieher des zukünftigen Kaiser Leon VI. und 877 noch einmal für 9 Jahre Patriarch. Als 886 dieser Leon den Thron besteigt, setzt er Photios ab und schickt ihn ins Exil. Dort stirbt er 893 oder kurz darauf in einem armenischen Kloster.

Aus dem Blickwinkel des erfundenen Mittelalters handelt es sich um eine fingierte Biographie, zumal der zweite Photios erst von 1929 bis 1935 das Amt innehat und damit als eigentlicher Urheber zuverlässig ausfällt. Es ist also zu prüfen, inwieweit ihm zugeschriebene Handlungen antizipativen Wert hatten für Päpste und Kaiser und wie weit seine Biographie richtig eingepasst werden konnte. Photios schrieb ein *Lexicon*, 843, und *Gegen die Manichäer*, die erweiterte Fassung von 872. Seine Homilien entstammen der Zeit vor 865, die meisten Briefe der Zeit von 868 bis 872, eingearbeitet in *Amphilochia*. Zuletzt schreibt er über die Abkunft des Hl. Geistes, *Mystagogia*, nach 886. Zwischen diesen Jahreszahlen oszillieren die Daten für sein bekanntestes Werk, nämlich

Bibliotheca,

eine Sammlung von Buchbeschreibungen und -auszügen von antiken und mittelalterlichen Codices und Büchern, die er gelesen hat [T. vii]. Sie umfasst 280 Werke, mit einer Ausnahme alle als „gelesen“ gekennzeichnet. Ihr Originaltitel lautet in englischer Übersetzung: *Inventory and Enumeration of the Books That We have Read, Of Which Our Beloved Brother Tarasius Requested a General Analysis*. Den Titel *Bibliotheca* erhielt sie erst im 16. Jh. [T. 4]. Geistliche und weltliche Bücher halten sich bei ihr in etwa die Waage [T. 7].

Die Überlieferungsgeschichte der *Bibliotheca* ist aufgeklärt: 25 Manuskripte, zwei ursprüngliche: Typ A aus dem 10. Jh. mit ursprünglich 537 Seiten, Typ B aus dem 13. Jh. mit 441 Seiten [T. 10, 24]. Unter den indirekten Zeugnissen könnte allenfalls eines aus dem 9. Jh. stammen.

Viel vager ist die Datierung von Photios' ursprünglichem Manuskript: von 838 bis nach 875 bzw. postumer Publikation [T. 4]; zwischen diesen fast 40 Jahren entschied sich Treadgold für 845 [T. 13, 36]. Ein Grund für diese Schwankungsbreite ist der Umstand, dass in seinem Text zeitgenössische Werke praktisch fehlen. Der jüngste von ihm genannte Autor, Sergius Confessor, war vermutlich sein Vater, der 833 starb [T. 2].

Um der wirklichen Datierung näher zu kommen, sind Indizien zu prüfen. Etwa: War die hier gewählte Form im 9. Jh. zwingend?

„Ein Werk, das vor dem siebten oder später als im neunten Jahrhundert in Form eines regulären Kommentars oder als Enzyklopädie gestaltet worden wäre, war hier in Form eines Briefes verfasst. Ein Grund dafür war zweifellos, dass die Tradition von Enzyklopädiën oder Kommentaren damals in Byzanz ausgestorben war, während die Tradition, private Briefe zu schreiben, lebte und anpassungsfähig war“ [T. 114; Übersetzg. hier und i. F. HI].

Bekanntermaßen sterben die Enzyklopädiën nach 600 aus, um erst von Konstantin VII. im 10. Jh. wiederbelebt zu werden, ebenso wie die Hofgeschichtsschreibung. Insofern soll die *Bibliotheca* den Auftakt zu den von Phorphyro-

gennetos in Auftrag gegebenen Enzyklopädien und der *Suda* bilden, einem Lexikon von ca. 970 [T. 115]. Selbst wenn der 608|905 geborene, noch nicht amtierende Kaiser mit dieser Tätigkeit im Alter von 25 Jahren begonnen hätte, wären die ersten Bücher aus 53 Sachgebieten kaum vor 935 fertig geworden. Insofern erscheint die 90-Jahres-Lücke hin zu einer 'Vorgänger'-*Bibliotheca* als zu groß.

Was mag ein ungefähr 35 Jahre alter Gelehrter gelesen haben, wenn seine Lebensdaten im dritten Jahrhundert der Phantomzeit liegen? Die Antwort wirkt trivial. „Er las die Bücher, die einem gut erzogenen Menschen seiner Zeit bekannt waren“ [T. 111]. Nehmen wir also an, dass es sich tatsächlich um den damals bekannten Kanon gehandelt hat, wobei er die wertvollsten Werke der Antike natürlich gekannt (man erkennt das an Zitaten und Bezügen), aber nicht extra aufgelistet hat [T. 8].

Treadgold hat für die Entstehungszeiten der genannten Bücher gute Tabellen angelegt. So lässt sich [aus T. 177-180] leicht eine Liste zusammenstellen, die die Zahl der von Photios besprochenen Autoren nach ihren Sterbejahren in eine Übersicht bringen lässt (Zweifelsfälle sind von mir immer dem späteren Jahrhundert zugewiesen). Für die Werke bietet er eine umfangreiche Zusammenstellung [T. 118-168]:

Autoren		Werke	Autoren		Werke
-5. Jh.	2	2	+3. Jh.	16	30
-4. Jh.	11	12	+4. Jh.	31	73
-3. Jh.	1	2	+5. Jh.	36	103
-2. Jh.	2	3	+6. Jh.	32	64
-1. Jh.	3	7	+7. Jh.	10	22
+1. Jh.	15	21	+8. Jh.	3	5
+2. Jh.	32	54	+9. Jh.	2	2

Offensichtlich war Photios an Zeitgenossen und den Schriftstellern des 8. und 7. Jh. wenig gelegen, wenn man mit den Zahlen für 6., 5. und 4. Jh. vergleicht. Was erschien ihm aus der Zeit von 614 bis zu seiner Gegenwart überlieferungswert?

9. Jh.: Von seinen Zeitgenossen gar nichts, wenn man seinen Vater Sergius mit seiner sonst nicht belegten Kirchengeschichte ausnimmt. Nicephorus von Konstantinopel († 829) hat sein *Breviarium* wohl geschrieben, bevor Photios kritisch denken konnte. Kannte dieser keinen einzigen Kirchenmann seiner Gegenwart, dessen Werk es gelohnt hätte zu lesen? Um dieses für einen führenden Theologen massive Manko auszugleichen, muss die *Bibliotheca* so früh wie nur irgend möglich angesetzt werden.

8. Jh.: Wohl ein Jahrhundert lang hätte Germanus von Konstantinopel gelebt († um 733) und *De Vera et Legitima Retributione* hinterlassen. Es ist verloren; nur Photios hat es gelesen. Ansonsten eine Hagiographie (*Life of St. Gregory Dialogus*) von unbekannter Hand, die aus der Zeit von Papst Zacharias (741–752), dem Merowingerabsetzer, stammen soll [T. 30], und die erhaltenen Akten des 7. Konzils (787). Das zeigt kein großes Interesse an dieser Zeit. Gab es auch in diesem Jahrhundert keine relevanten Theologen?

Zwei Werke sind noch zu nennen, die dem 7. oder 8. Jh. zugeordnet werden: *Über die Schöpfung und über Lazarus* von Leontius von Arabissus sowie drei Predigten eines Modestus von Jerusalem. Eine der drei hat sich erhalten.

7. Jh.: Hier wird erstmals mehr Literatur genannt. Eine Auflistung:

Anonym: *Testimonies and Citations*, spätes 7. Jh.; erhalten (= erh.).

Konzilsakten des 6. Konzils. 680/81; erh.

Maximus der Bekenner (580–662): 11 Buchtitel, alle erh.

Sophronius von Jerusalem (560–638): Synodalbrief erh.

Georg v. Alexandria: *Über Chrysostomos*, Hagiographie, 620–630; erh.

Johann v. Carpathos: *Exhortation to the Monks...*, 7. Jh.; erh.

Theodor (von Pharan?): *That the Book of St. Dionysius is Genuine*; unb.

Theophylact: *Geschichten*, wie Theodor frühes 7. Jh., erh.

John Moschus (ca. 550–619): *Pratum* Hagiographie; erh.

Anonym: *Martyrium von St. Demetrius*, Hagiographie, 6./7. Jh.; verloren

Eulogius von Alexandria († 607): 13 Titel, alle unbelegt.

Der hier für das 7. Jh. genannte Eulogius ist in der Zahlentabelle nicht dem 7. Jh. zugerechnet worden, weil vor Beginn der Phantomzeit gestorben.

Für einen Gebildeten, dessen Buchbestände mit Herodot und Ktesias im -5. Jh. beginnen, scheint es absolut rätselhaft, warum ihn die Bücher seiner eigenen Gegenwart, seiner Lehrer und seiner eigenen Geisteshaltung nicht interessieren, so wenig wie die anderer Autoren der Phantomzeit. Die zugehörige Antwort von Treadgold wirkt wie eine massive freudsche Fehlleistung:

„Die drei Jahrhunderte, die Photius' eigener Zeit am nächsten liegen, also das siebte bis neunte, besitzen nur 28 bis 30 Werke von allen. Offensichtlich spiegeln diese Zahlen sowohl die Fluktuationen literarischer Produktion im Lauf der Jahrhunderte, als auch Photius' Unfähigkeit, viele frühe Werke zu bekommen. Er weist oft darauf hin, dass er nicht in der Lage war, alte Bücher zu finden“ [T. 8; Übersetzung HI].

Selten bin ich einem Wissenschaftler begegnet, der ein Problem dadurch vollständig verdrängt oder kaltschnäuzig erledigt, dass er es in sein Gegenteil verwandelt – ging es doch gerade um die Frage, warum Photios keine 'jun-

gen' Bücher hatte. Aber was blieb Treadgold übrig, hat er doch selbst geschrieben, dass nach der ersten Wiederzulassung der Bilder, zwischen 787 und 815, eine Generation bemerkenswerter Gelehrter auftritt, darunter Abt Plato von Saccudium, die Patriarchen Tarasius und Nicephorus, Abt Theodor des Studios-Klosters, dazu die uns Geschichtsinteressierten bekannten Georg Syncellus und Theophanes Confessor [T. 1]. Keiner von ihnen hätte Photios interessiert? Gleichzeitig muss gelten: „Photios war an nahezu allem interessiert“ [T. 97], weshalb ein Nicetas anmerkte, diese Einstellung „ließ jedes Buch zu ihm hinströmen“ [T. 98]. Hatte er eine Phobie gegen 'junge' Bücher?

Für Herbert Hunger [67 f.], den einschlägigen Spezialist aus Wien, stellt sich die Frage nach den fehlenden Büchern des 7. bis 9. Jh. gar nicht, wobei ihm zugutezuhalten ist, dass er Photios zwar für „eine Schlüsselfigur in diesem lang andauernden Prozeß der Erarbeitung von Musterexemplaren“ hält, ihm aber nicht viel Platz widmen kann. Doch ein Satz genügt: „Auf der Basis einer umfangreichen Privatbibliothek, die sich der junge Mann aus begüterter Familie erworben hatte, beruhte seine gediegene Bildung“ [ebd.]. Es lag also keineswegs an fehlendem Geld, dass er sich die Literatur der letzten drei Jahrhunderte nicht hätte leisten können, sondern wohl daran, dass für eine „gediegene Bildung“ die Literatur nach 614 nicht zählte. Mit anderen Worten: Die Fälscher wollten die Phantomzeit nicht mit zusätzlichen Büchern ausstatten, sondern nur einige wenige in diese Zeit umdatieren.

Schlussfolgerung

Insofern lässt sich ein Schreiber mit dem Pseudonym Photios nur vorstellen, wenn er wie die anderen Enzyklopädisten in der ersten Hälfte des 7. || 10. Jh. geschrieben hat und späteres 7. bis 9. Jh. zwangsläufig überspringen musste. Sein Patriarchendasein muss entfallen, desgleichen die rätselhafte „diplomatische Mission zu den Assyrern“, die für Treadgold die Araber sein müssen [T. 25 f.]. Seine Vorliebe für die *Hesychius Epitome* [T. 112], die aus dem 5. Jh. stammen, wird so um so verständlicher. Inwieweit seine Verknüpfung mit den Missionaren Kyrill und Methodius trägt, ist noch zu untersuchen. Die Wissenschaft hat tiefgreifende Probleme mit ihnen, weil sie Kyrill nicht mehr die Einführung der kyrillischen Schrift zuschreiben kann, sondern die glagolitische Schrift im 9. Jh. zuschreiben muss, obwohl ihre frühesten Zeugnisse wie die der kyrillischen aus dem 10., ja 11. Jh. stammen [Illig 2007, 265-268]. Wenn aber Hana Karas [1983, 46] festhält, dass in einer Sammelhandschrift aus der Zeit von Bischof Abraham von Freising (957-994) „die frühesten erhaltenen Texte in Altslawisch enthalten“ sind, die festgehaltene Predigt dem Umkreis von Kyrill und Method zuordnet und die in karolingischer Minuskel geschriebene Handschrift „Ende 10. Jh.“ ansetzt, dann wird einmal mehr deutlich,

dass die beiden Slawenapostel – so sie gelebt haben – dem 7.||10. Jh. und nicht dem 9. Jh. zugehören [vgl. Illig/Anwander, 548; Weissgerber 2010, 686].

Die Bischofsliste von Byzantium beginnt mit dem Apostel Andreas, setzt sich 325 als Metropolen-, 451 als Patriarchenliste von Konstantinopel fort, enthält aber trotz ihrer enormen Länge – ab einem Apostel Christi fast 350 Positionen – bis ins 20. Jh. keinen weiteren Patriarchen dieses Namens [heiligenlexikon]. Allerdings gäbe es einen Senator gleichen Namens zur Zeit des Mörderkaisers Phokas (602–610); seine Frau flüchtete in ein Kloster und wurde trotzdem von Phokas vergewaltigt. Dieser Photios war an der Festnahme dieses Usurpators beteiligt [Thiess, 325, 375 f.]. Über sein weiteres Leben zu Zeiten von Kaiser Heraklius (herkömmlich 610–641) ist mir nichts bekannt; aber ein Bücherüberblick von ihm aus damaliger Zeit würde praktisch zu dem gleichen Bücherbestand führen wie der eines Photios im 9. Jh.!

VII. PHOTIOS UND DIE KIRCHENPOLITIK

Patriarch Photios I. agiert gegen den Papst, wird von ihm abgesetzt, bricht daraufhin mit Rom und wird seltsamerweise verurteilt und verbannt [Bautz], als ob der Papst bereits über der Ostkirche stünde. Was trennt die beiden Kirchen wirklich?

„Bis heute sind das Filioque und der Primat des Papstes die beiden wichtigsten Punkte, bei denen sich die orthodoxen und die katholische Kirche nicht einigen können.“ [wiki ↔ Filioque]

Scheinbar völlig sinnlos und destruktiv war der kircheninterne Streit um das Filioque, also um den winzigen Zusatz:

Wir glauben an den Heiligen Geist [...], der aus dem Vater **und dem Sohn** [*Filioque*] hervorgeht,

also um die Frage, ob der Hl. Geist nur vom Vater oder auch vom Sohn ausgehe, also um ein Problem der inneren Ordnung und Struktur der Trinität, die menschliche Gehirne überfordern muss.

„Die Formel des *filioque*, die im mittelalterlichen Denken auf kaiserlicher wie nicht minder auf päpstlicher Seite funktional wurde, um das ›Reich Gottes‹ (kaiserlicherseits) bzw. die ›Herrschaft Christi‹ (päpstlicherseits) als gekommen zu erklären, dieses *filioque* taucht“

bereit bei Ambrosius und Augustinus auf [Waldmann 1999, 115].

Nur Waldmann [1999, 134, 249; dito 2000, 26] findet insofern einen tieferen, machtrelevanten Sinn darin, weil sich mit diesem Zusatz die römische Kirche zum Stellvertreter Gottvaters aufschwingt und das Reich Gottes als im Jetzt vorhanden erklärt – für uns ein weiteres Zeichen, wie christliche Autoren auch ihre Lieblingsfigur Karl kirchenpolitisch korrekt ausstaffiert haben. Dazu eine tabellarische Übersicht:

- 447 Die Synode von Toledo rückt das Filioque ins Credo
- 589 Das dritte Konzil von Toledo behält es (gegen die Arianer) bei.
- 800 Karl der Große verlangt es, während der ihn krönende Papst das Credo ohne Filioque im Petersdom eingravieren lässt. Es wird vermutet: „Der theologische Streit mit den Byzantinern stärkte somit die Legitimität eines westlichen Kaisertums.“ [wiki → Filioque]
- 809 Karl d. Gr. hat eine Vorliebe für die gegen den irdischen Staat gerichtete Augustinusschrift und setzt die Einfügung des flankierenden Filioque auf der Synode von Aachen, 809, ins Credo durch [Waldmann].
- 879/80 Viertes Konzil von Konstantinopel erklärt sämtliche Zusätze zum Credo für ungültig, bestätigt von allen fünf Patriarchen der Kirche.

Danach klafft bei *Wikipedia* [Filioque] bis 1014 ein Loch. Hier müssen wichtige Punkte aus der Karolingerzeit ergänzt werden:

- 861 Auf einem Konzil in Konstantinopel erkennt auch der päpstliche Legat den seit vier Jahren amtierenden Photios als Patriarchen an.
- 862 Papst Nikolaus I. lässt durch ein Konzil Photios absetzen.
- 867 Photios lässt durch ein Konzil in Konstantinopel den Papst exkommunizieren, weil römische Missionare in Bulgarien das Credo mit dem Filioque lehren.
- 867 Nikolaus stirbt, Photios wird abgesetzt, bestätigt durch das vierte Konzil von Konstantinopel.
- 879 wird Photios vom nächsten Konzil rehabilitiert; der Papst ist einverstanden; man einigt sich bereits auf eine Art Trennung beider Kirchen.
- 904–911 Papst Sergius III. fordert die fränkischen Bischöfe dazu auf, „die – natürlich gegen das *filioque* gewandte – »Lehre des Patriarchen Photios über den Hl. Geist zu widerlegen« [Waldmann 2002, 66]. Dieser Papst hat eine schlechte Presse, weil er seine zwei Vorgänger umbringen ließ, die Beschlüsse der schauerlichen Leichensynode gegen Papst Formosus (897) wieder in Kraft setzte und das 10. Jh. als das „pornokratische“ des Papsttums einleitete, ist er doch Vater eines Papstes [wiki → Sergius III.].

Photios war nicht nur Roms Gegenspieler beim Filioque, sondern auch an einer *Einführung in das Gesetz* beteiligt, bei der er aller Wahrscheinlichkeit nach eine byzantinische Zwei-Gewalten-Lehre begründet hat, die dem Patriarchen eine bedeutendere Rolle zuweist als dem Kaiser, entspreche dieser doch dem menschlichen Körper, der Patriarch aber der Seele [Schminck]. Das brachte der Ostkirche denselben Status, wie ihn sich die Westkirche durch die Gelasius-Fälschung errungen hat.

Aus der Regierungszeit von Sergius III. (bis 911! und hier noch ganz kurz von einem Pseudopapst gefolgt, der in den Papstlisten nicht geführt wird [vgl. Illig 2010, 472]) erkennen wir, dass sowohl Photios als Gegner des Filioque wie dieser Papst als sein Befürworter phantomzeitliche Fiktionen sind, dafür erdacht, dem Streit des 11. Jh. eine 'Begründung', einen 'Vorlauf' aus dem 9./10. Jh. zu liefern, wobei auch das abgründige Treiben dieses Papstes, vielleicht als Tarnung für die vorbereitete Abtrennung von Byzanz erdacht, für die Realgeschichte entfällt. Nunmehr geht es wieder in der Realgeschichte weiter:

- 1009 Papst Sergius IV. fügt dem Schreiben, das seine Amtserhebung in Byzanz anzeigt, das Filioque bei. Ab da scheint der Name des Papstes in byzantinischen Diptychen nicht mehr verzeichnet worden zu sein [Waldmann 2002, 65]. Dieser Papst (1009–1012) fordert als erster einen Kreuzzug – doch das gilt mittlerweile als bekräftigende Fälschung [wiki → Sergius IV.].
- 1014 geht es kommentarlos damit weiter, dass zur Zeit von Heinrich II., dem Nachfolger Ottos III., Papst Benedikt VIII. das Filioque einfügt.
- 1054 legt Kardinal Humbert von Silva Candida während der Sedisvakanz zwischen den beiden deutschen Päpsten Leo IX. und Viktor II. die Bannbulle gegen den Patriarchen von Byzanz auf den Altar der Hagia Sophia. Damit begann das Große Morgenländische Schisma, das bis 1965 gedauert hat. Als ein Grund wurde genannt, dass die Ostkirchen das Credo verändert hätten. In Wahrheit hat es die Westkirche mit dem Einfügen des Filioque verändert [wiki → Morgenländisches Schisma]. Für Rom gilt die Enzyklika Photios' (867) als Ursache des Schismas, das so einen überlangen 'Vorlauf' von 187 Jahren bekam.
- 1096 beginnt der Erste Kreuzzug.
- 1204 erstürmen die abendländischen Truppen Byzanz (sog. 4. Kreuzzug), für 33 Jahre wird ein lateinisches Kaiserreich in Konstantinopel installiert, während sich die dramatisch geschwächte, legitime Herrschaft in Nicäa behauptet.
- 1215 Die katholische Kirche erhebt das Filioque beim 4. Laterankonzil offiziell zum Dogma: „(nach der gegenseitigen Exkommunikation des Papstes und Patriarchen von Konstantinopel 1054)“ [wiki → Filioque].

Tatsächlich wird die Trennung beider Kirchen erst um 1009 von Rom eingeleitet und 45 Jahre später 'planmäßig' zu Ende gebracht. Ab diesem Schisma konnte Rom einen Phokas für seine Zwecke fälschen, ab 1204 konnte Rom einen solchen auch innerhalb der Ostkirche verankern.

Insgesamt lässt sich dem vorhandenen Schrifttum gut entnehmen, wie die Fälscher vorgegangen sind. Die Vormachtstellung des Papsttums und der römischen Kirche haben weit zurückreichende Wurzeln erhalten; die Phantomzeit erlaubte Dynastiewechsel und dynastische Verbindungen nach dem Willen dieser Kirche; ein Überkaiser erhielt auch adäquaten Nachwuchs. Doch dann setzt die Ökonomie der Fälscher ein, die sich im Rahmen vorgegebener Abläufe keine unnötige Arbeit aufhalsten und möglichst keine Situationen herbeiführten, in denen sie ihre eigene Logik hätten verletzen müssen.

Literatur

- Althoff, Gerd (2003): *Inszenierte Herrschaft. Geschichtsschreibung und politisches Handeln im Mittelalter*, Darmstadt
- Anwander, Gerhard (2010): Planet UnWissen: Wie man mit Hilfe Karls d. Gr. das Fernsehpublikum weiter verdummen kann. Subjektives; in *Zeitensprünge* 22 (2) 218-230
- Bautz = *Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon* www.bautz.de/bbkl
- Esders, Stefan (1997): *Römische Rechtstradition und merowingisches Königtum*; Göttingen
- Ewig, Eugen (1993): *Die Merowinger und das Frankenreich*; Stuttgart
- Fried, Johannes (1998): *Der Weg in die Geschichte. Die Ursprünge Deutschlands bis 1024*; Frankfurt/M. (1994)
- Geary, Patrick (1996): *Die Merowinger. Europa vor Karl dem Großen*; München
genealogie = http://www.mittelalter-genealogie.de/merowinger/dagobert_2_frankenoenig_679.html u. a. Einträge
- heiligenlexikon = http://www.heiligenlexikon.de/Glossar/Patriarchen_von_Konstantinopel.html
- Heinsohn, Gunnar (2001): Karl der Einfältige (898/911-923). Ist er ... lediglich ... Imitator ... oder ... Urmuster? in *Zeitensprünge* 13 (4) 631-661
- Hunger, Herbert (1989): *Schreiben und Lesen in Byzanz. Die byzantinische Buchkultur*; München
- Illig, Heribert (1992): 614/911 - der direkte Übergang vom 7. ins 10. Jahrhundert; in *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 4 (4) 79-103
- (1996): *Das erfundene Mittelalter*; Düsseldorf
- (1999): *Wer hat an der Uhr gedreht? Wie 300 Jahre Geschichte erfunden wurden*; München
- (2003): Zum Zeitsprung bei Christen und Moslems; in *ZS* 15 (3) 556-569
- (2007): Istrianisches als Jahrestreffenssurrogat; in *Zeitensprünge* 19 (2) 247-271
- (2010): Johannes Fried widerlegt eigene Memorie und missachtet Prioritäten. Auch Max Kerner beginnt zu fiktionalisieren; in *Zeitensprünge* 22 (2) 465-476
- Illig, Heribert / Anwander, Gerhard (2002): *Bayern und die Phantomzeit*; Gräffelfing
- Karas, Hana (1983): 13. Freisinger Denkmäler; in Karl Dachs / Elisabeth Klemm: *Thesaurus librorum. 425 Jahre Bayerische Staatsbibliothek* [Ausstellungskatalog]; Wiesbaden, 46 f.
- Lexikon des Mittelalters* http://www.mittelalter-genealogie.de/_voelkerwanderung/

- g/gisela_karolingerin_810/gisela_tochter_pippins_3_810.html
 ma = www.mittelalter-genealogie.de
- Mazal, Otto (1989): *Handbuch der Byzantinistik*; Graz
- Mühlbacher, Engelbert (o.J.): *Deutsche Geschichte unter den Karolingern*. 2 Bände: Essen
- Nelson, Janet (1998): Making a Difference in Eighth-Century Politics: The Daughters of Desiderius; in Alexander C. Murray (Hg.): *After Rome's Fall: Narrators and Sources of Early Medieval History*; Toronto 1998.
- NT = *Das Neue Testament* (übersetzt und kommentiert von Ulrich Wilckens, 21971); Zürich
- Planet Wissen = http://www.planet-wissen.de/politik_geschichte/mittelalter/karl_der_grosse/index.jsp
- Pohl, Walter (2007): Alienigena coniugia. Bestrebungen zu einem Verbot auswärtiger Heiraten in der Karolingerzeit; in Andreas Pečar / Kai Trampedach (Hg.): *Die Bibel als politisches Argument*; München, 159-188
- Schieffer, Rudolf (1992): *Die Karolinger*; Stuttgart
- Schminck, Andreas (2010): *Ex Occidente lux? Zu den lateinischen Wurzeln der Zwei-Gewalten-Lehre des Patriarchen Photios*; Vortrag auf der Tagung *Zwei Sonnen am Goldenen Horn? Kaiserliche und patriarchale Macht im byzantinischen Mittelalter* an der Universität Münster am 3.11., besucht von Werner Thiel, Greven, der mich dankenswerterweise unterrichtet hat.
- Schneider, Reinhard (1972): *Königswahl und Königserhebung im Frühmittelalter. Untersuchungen zur Herrschaftsnachfolge bei den Langobarden und Merowingern*; Stuttgart
- Schreiner, Peter (1991): Byzantinische Geisteswelt vom 9. bis zum 11. Jh.; in Anton von Euw / Peter Schreiner: *Kaiserin Theophanu. Begegnung des Ostens und Westens um die Wende des ersten Jahrtausends*; Köln, II, 9-24
- Semmler, Josef (2003): *Der Dynastiewechsel von 751 und die fränkische Königssalbung*; Düsseldorf
- Thiess, Frank (1992): *Die griechischen Kaiser. Die Geburt Europas*; Augsburg (1959, Hamburg)
- T. = Treadgold, Warren T. (1980): *The Nature of The Bibliotheca of Photius*; Washington
- Waldmann, Helmut (1999): *Petrus und die Kirche*; Tübingen
- (2000): *Zu den Quellen von Goethes Mysterienspiel »Faust«*; Tübingen
 - (2002): *Pro-Athanasius. Vom Werden und Wachsen des geplanten Buches*; Tübingen
- Weissgerber, Klaus (2010): Die Slawenapostel und das Mährische Reich Chronologische Überlegungen (Slavica V); in *Zeitensprünge* 22 (3) 686-693
- Whittow, Mark (1996): *The Making of Byzantium, 600-1025*; Berkeley (Cal.)
- Wies, Ernst W. (2000): *Karl der Große. Kaiser und Heiliger*; München (1986)
- wiki = entsprechende Einträge bei Wikipedia
- zeno = <http://www.zeno.org/Pierer-1857/A/Orgel>

Die Slawenapostel und das Mährische Reich Chronologische Überlegungen (Slavica V)

Klaus Weissgerber

In meinem Beitrag zur frühpolnischen Geschichte ging ich schon auf die Thematik dieses Beitrages ein. Da dieser Text nicht in unmittelbarem Bezug zu Polen stand, wurde er, mit meiner Zustimmung, nicht mit abgedruckt, sondern wird hier, grundsätzlich überarbeitet, gesondert als Diskussionsbeitrag veröffentlicht. Es geht hier um die richtige Datierung von Ereignissen, die nach konventioneller Geschichtsschreibung im 9. Jh., also in der Phantomzeit geschehen sein sollen.

Grundsätzliches zu Kyrill und Methodios

Die aus dem damals vorwiegend slawisch besiedelten Saloniki (Thessaloniki) stammenden Brüder Konstantin (Kyrill) und Methodios (Mefodi), Söhne eines Leon, sind als „Slawenapostel“ und Schöpfer des „slawischen“ (zunächst glagolitischen) Alphabets (und damit des kirchenslawischen Schrifttums) in die Geschichte eingegangen.

Heute wird das nach Kyrill benannte „kyrillische“ Alphabet nur noch von den ostslawischen und einigen südslawischen Völkern (Serben, Bulgaren und Makedonier) angewandt, die der orthodoxen Glaubensrichtung treu blieben. Die katholischen Völker (Polen, Tschechen, Slowaken, Slowenen und Kroaten) schreiben dagegen mit lateinischen Buchstaben. Während der Sowjetzeit wurde andererseits den Mongolen und den Völkern Mittelasiens das kyrillische Alphabet aufgezwungen, das sie bis heute beibehalten haben.

Den Apostelbrüdern werden einige religiöse Texte zugeschrieben; autobiographische Texte haben sie nicht hinterlassen. Stattdessen gibt es mehrere Vitae, die sich zwar in Details widersprechen, in ihrem wesentlichen Inhalt aber übereinstimmen.

Danach wurden die beiden Brüder auf Wunsch des mährischen Fürsten Restislav vom byzantinischen Kaiser nach Mähren entsandt, um dieses Land zu christianisieren. Nach einigen Jahren gingen beide nach Rom, um auch vom Papst legitimiert zu werden; die west- und oströmischen Kirchen gingen damals noch von ihrer, wenn auch weitgehend nur noch formalen Einheit aus. Die Apostelbrüder brauchten die Unterstützung des Papstes, um sich gegen die bayrischen Bischöfe von Passau und Salzburg zu behaupten, die neben dem Patriarchen von Aquileia die geistliche Oberhoheit über Mähren beanspruchten und keine eigenständige slawische Kirche in dieser Region dulden

wollten. Kyrill starb in Rom, wo er bestattet wurde. Da der Papst keine Entscheidung traf, entschloss sich Methodios, nach Mähren zurückzukehren, wurde aber in Bayern gefangengenommen und misshandelt. Ihm gelang es, brieflichen Kontakt zum Papst aufzunehmen, der nach längerem Zögern einen Kompromiss fand: Methodios wurde als Erzbischof von Mähren bestätigt, während Pannonien (das heutige West-Ungarn) unter der geistlichen Oberhoheit der bayerischen Bischöfe und des Patriarchen von Aquileia verblieb. So konnte Methodios ungehindert nach Mähren zurückkehren, das nach wie vor von Fürst Restislav regiert wurde. Dort ist Methodios, angeblich 16 Jahre nach dem Tod seines Bruders, unbestritten als Erzbischof gestorben.

Zur Chronologie der Slawenapostel

Die uns heute vorliegenden Vitae (*Pannonische Legenden*) sind in kirchenslawischer Sprache geschrieben und wurden in Russland gefunden; die älteste Handschrift soll aus dem frühen 13. Jh. stammen. Liest man unbefangen diesen bis heute für orthodoxe Christen verbindlichen Text, fällt auf, dass in diesem nirgends die Stationen ihres Lebensweges datiert wurden; lediglich ihre Todesjahre wurden genannt. Danach soll Kyrill im Jahr 6377 (= 869 n. Chr.) und Methodios im Jahr 6393 (= 885) gestorben sein. 885 steht im Widerspruch zu der Angabe von Cosmas [1.10], dass der tschechische Fürst Bořevoj „zur Zeit Kaiser Arnulfs“ von Methodios getauft wurde, denn nach konventioneller Chronologie kam Arnulf erst 887 zur Regierung. Weiterer Widerspruch entsteht, weil in der altrussischen *Nestor-Chronik* [1986. 37] die erste (!) Entsendung der Apostelbrüder nach Mähren auf das Jahr 6406 (= 898) datiert worden ist. Ich halte nicht viel von solchen offenbar willkürlichen Spätdatierungen, zumal sie in Widerspruch zu anderen Schriftquellen stehen.

Zur Klemens-Vita

Weitere Informationen sind in der Vita des Bischofs Klemens (Kliment Ochridskij) enthalten. Aus dem vorliegenden Text ergibt sich, dass Klemens über Jahrzehnte ein Jünger der Apostelbrüder war, dann aber nach Ochrid (im heutigen Makedonien) ging, wo er als Erzbischof von Bulgarien amtierte. Aus zeitgenössischen bulgarischen Quellen ergibt sich, dass er im Jahr 916 starb. Hieraus ist unter Berücksichtigung der Phantomzeit-Theorie zu schließen, dass Kyrill und Methodios vor 614|911 in Mähren gewirkt haben.

Der erste bekannte Text der *Klemens-Vita*, übrigens in griechischer Sprache, stammt von Theophylaktos, der von 1094 bis 1107 Erzbischof von Ochrid war. Da Passagen dieser Vita jedoch in früheren kirchenslawischen Texten gefunden wurden, muss sie viel früher entstanden sein [vgl. Bujnoch. 127 ff.; Konstantinou passim].

In der *Klemens-Vita* selbst wurde das Leben der Apostelbrüder nicht datiert. Das einzige in ihr genannte Datum ist das Jahr 6377 (= 869), in dem das Volk der Bulgaren zum Christentum „berufen“ wurde [Bujnoch, 145]. Nach allen bulgarischen Quellen nahm Bulgarien unter Groß-Chan Boris I. das Christentum an, dessen Regierungszeit konventionell auf die Zeit von 865–889 datiert wird. In meinem ‘Bulgarien-Beitrag’ [2001, 241] datierte ich nach gründlichen Analysen die Regierungszeit dieses Boris (eigentlich Omurtag) auf die Realjahre 555–602.

Grundsätzliches zum Mährischen Reich

Da die Slawenapostel in Mähren wirkten, setzt jeder Versuch, ihr Leben zu datieren, natürlich voraus, die wirkliche Chronologie dieses Landes zu klären.

Dieses „Reich“ soll von 830–906, also während der Phantomzeit (614–911) bestanden haben. Nur deswegen wurde es auch von Autoren der *Zeitensprünge* als „Erfindung“ betrachtet. Wie ich in meinen Analysen über viele frühmittelalterliche Regionen aufzuzeigen versucht habe, ist das Problem nicht so einfach zu lösen.

So kann die Historizität des chinesischen Tang-Reiches, das nach konventioneller Geschichtsschreibung auch in die Phantomzeit fällt, wegen des archäologischen Befundes nicht bezweifelt werden. Zeller und ich haben 2002 in mehreren Beiträgen bewiesen, dass bei der späteren Synchronisation der chinesischen mit den westeuropäischen Datierungen die europäische Phantomzeit einbezogen wurde. Nach meinen Analysen bestand das Tang-Reich etwa 300 Jahre früher, als heute allgemein angenommen wird.

In meinem ‘Ungarn-Buch’ [2003, 201-205] bin ich bereits ausführlich auf die Problematik des „Mährischen Reiches“ eingegangen. Nachfolgend fasse ich nicht nur meine damaligen Erkenntnisse zusammen, sondern stelle auch spätere Erkenntnisse zur Diskussion. Konsequenterweise gehe ich davon aus, dass dieses Reich zwar von konventionellen Historikern unrichtig datiert wird, aber keineswegs eine plump „Erfindung“ ist.

Zum archäologischen Befund

Als Hauptstadt des „Mährischen Reiches“ gilt nach einigen Schriftquellen die Stadt Nitra nordöstlich von Bratislava (heutige Slowakei). Während umfangreicher Ausgrabungen wurden hier Befestigungsanlagen und dazu gehörende Gräberfelder gefunden, auf die ich schon 2003 [202] hinwies.

Chropovský [1986, 168-177; mit Abbildungen] hat diese wie auch andere Funde in Mähren und in der heutigen Slowakei ausführlich analysiert; ich möchte mich hier auf die Wiedergabe einer aufschlussreichen Passage seines Beitrages beschränken [ebd. 168]:

„Im Süden Mährens begann der Aufstieg von Mikulčice zu einem mächtigen Zentrum mit mehreren Siedlungsteilen, jeder mit eigenen Dominanten und Gräberfeldern. Ein eigenes Agrarhinterland umgab dieses Burgzentrum der Mährer“.

Heute gilt Mikulčice als Zentrum des westlichen Teils Großmährens. Anschließend behandelte Chroponský weitere ausgegrabene Adelshöfe in Mähren, ehe er auf „Ostmähren“ (= westliche Slowakei) einging:

„Östlich der unteren March, bis zu den Kleinen Karpaten erstreckte sich das peripher gelegene Záhoriegebiet, während jenseits der Karpaten am mittleren Váh sowie im mittleren und oberen Nitratal weitere entwickelte Siedlungsgebiete lagen“ [ebd.].

Schon *Avenarius* [1974, 80] hatte in seinem 'Awarenbuch' auch die Keramik der böhmischen und mährischen Regionen der damaligen Tschechoslowakei analysiert. Er kam zu dem Ergebnis, dass sich im 6. Jh. in Mähren und der westlichen Slowakei ein besonderer Kunststil entwickelte, der sich deutlich vom „Prager Stil“, also vom böhmischen Stil unterschied. Den „östlichen“ Stil ordnete er dem „Mährischen Reich“ zu. Es ist nicht möglich, diese böhmischen und mährischen Funde einer späteren Zeit zuzuordnen, ohne sich wissenschaftlich lächerlich zu machen. Alles spricht dafür, dass diese nach der slawischen „Landnahme“, also im 6. und frühen 7. Jh. entstanden sind.

Zu Konstantin VII. Porphyrogennitus

Illig hat 1992 bewiesen, dass dieser Kaiser einer der wesentlichen Initiatoren des frühmittelalterlichen „Zeitensprungs“ war, wobei er auf die Genialität dieses Herrschers abhob. In meinem 'Ungarn-Buch' [2003, 37-70], zu dem Illig die Einleitung schrieb, habe ich ausführlich seine Werke analysiert.

Nach wie vor betrachte ich Konstantins Hauptwerk *De administrando imperio* (DAI) als Geheimschrift, in der der Kaiser die wirkliche Geschichte der byzantinischen Nachbarstaaten und -völker nach den ihm vorliegenden Informationen schilderte, wobei er – für mich besonders wesentlich – unmittelbar vom 6. zum 10. Jh. übergang, also insgeheim die „Phantomzeit“ ignorierte. Schon deshalb betrachte ich dieses Werk als sehr glaubwürdig.

Auf jeden Fall handelt es sich um die früheste Geschichtsquelle zur Geschichte Mährens, in der er besonders im Kapitel 41 („Über das Land Morawia“), aber auch in anderen Kapiteln seiner Schrift einging. Gelegentlich bezeichnete er den mährischen Staat auch als Großmähren („megalé morawia“), weshalb es nach Bekanntwerden seiner Schrift in Westeuropa üblich wurde, den Begriff „Großmährisches Reich“ zu gebrauchen.

Schon die Erwähnung dieses Staates in Konstantins Schrift beweist eindeutig, dass dieser nicht nachträglich erfunden worden ist. Der Kaiser ging

auch im Kapitel 41 konkret auf die Geschichte Mährens ein. Namentlich erwähnte er den Fürsten („archon“) **Sphendoplokos**, nach dessen Tod es zum Bürgerkrieg zwischen seinen drei Söhnen gekommen ist, den die Ungarn („turkoi“) ausnutzten, um das Land zu erobern.

Andere frühe Schriftquellen

Noch einmal möchte ich betonen, dass ich vor allem aus archäologischen Gründen davon überzeugt bin, dass es tatsächlich etwa zwischen 614 und 911 eine Phantomzeit gab, was aber nicht bedeutet, dass ich alle Angaben in Schriftquellen, die sich auf diese Zeit beziehen, von vornherein als erfunden betrachte. Seit meinem Thüringen-Beitrag [1999, 482-509, 583-612] vertrete ich die Ansicht, dass auch die Fälscher, schon um glaubwürdig zu wirken, auch reale Tatsachen angaben, die sie nur anders datierten. Ich wies hierbei auf die „Urkunde von Arnstadt“ hin, die nur in einer Kopie erhalten ist. Die Neudatierung der geschilderten Schenkungen erfolgte in einer Bemerkung, die dem Text vorangestellt wurde.

Die „Geheimschrift“ des Kaisers wurde erst der Eroberung Konstantinopels durch die Türken (1453), wahrscheinlich erst nach 1500 in West- und Osteuropa bekannt. Trotzdem wurde schon einige Jahrhunderte vorher von west- und osteuropäischen Autoren, also auch von Fälschern, das „Mährische Reich“ erwähnt. Dieses kann somit keine Erfindung des immerhin zeitgenössischen Kaisers gewesen sein.

Besonders betonen möchte ich, dass Swatopulk (als Sphendoplokos) schon vom Kaiser als mährischer Herrscher bezeichnet wurde. In der altrussischen Nestor-Chronik [1986, 37], die unbestreitbar Jahrhunderte vor 1500 entstanden ist, wurden namentlich die mährischen Fürsten Restislav und Swaatopolk erwähnt, ebenso in der frühen orthodoxen *Klemens-Vita* [Bujnoch, 144, 177]. Auch in der Chronik des Gallus Anonymus [ebd. 185 f.], der frühesten und m. E. sehr zuverlässigen polnischen Schriftquelle, wurde der mährische Fürst Svatopulk mit Namen genannt. Regino von Prüm erwähnte in seiner Chronik einen mährischen Herzog („dux“) **Zuendibolch**, der nach seinen Angaben 895 gestorben ist.

Illig hatte schon 1991 bewiesen, dass der junge Kaiser Otto III. den „Zeitsprung“ des Konstantin VII. auf Deutschland übertragen hatte, wobei er von Gerbert d'Aurillac, den er als Papst Silvester II. einsetzte, unterstützt wurde. Otto war der Sohn des früh verstorbenen Kaisers Otto II. und der byzantinischen Prinzessin **Theophanu**, die nach dem Ableben ihres Mannes als Regentin ihres minderjährigen Sohnes mit Tatkraft und Diplomatie den jungen deutschen Staat vor dem Untergang bewahrte. Als hochgebildete Frau vermittelte sie ihrem Sohn natürlich auch byzantinisches Wissen (möglichlicher-

weise auch Geheimwissen). Ich betrachte sie deshalb als „Brücke“ zwischen Konstantin VII. und Otto III.

Die neue Idee fand schnell Anklang bei der intellektuellen Elite, also der Geistlichkeit. Damals wurden „Karl der Große“ und seine Nachfolger, die „Karolinger“ erfunden und das Mährische Reich in diese Phantomzeit eingeordnet, was besonders deutlich in den *Reichsannalen* zum Ausdruck kommt. Danach sollen um 830 ein Moimir in Mähren und ein Pribina in Nitra geherrscht haben. Letzterer wurde 833 von Moimir aus Nitra vertrieben, der aber 846 von König Ludwig dem Deutschen abgesetzt wurde. Stattdessen wurde ein Rastislaw (hier mit „a“) als Herzog („dux“) von Moravia eingesetzt, der aber bald von Ludwig abfiel, so dass es zu Bürgerkriegen zwischen Ostfranken und Mähren kam. Schließlich wurde 870 Rastislaw gefangen und auf dem Reichstag von Regensburg um Tod verurteilt. Er wurde begnadigt, geblendet und in ein Kloster gesperrt.

Nach den frühdeutschen Schriftquellen wurde Rastislaws Neffe **Svatopluk** (auch **Zwentibold** genannt) als neuer „dux“ eingesetzt, bald aber ebenfalls abgesetzt und gefangen genommen. Daraufhin kam es zu einem Volksaufstand unter Führung des Priesters Slovomir. Den Ostfranken blieb nichts anderes übrig, als Svatopluk wieder einzusetzen, was diesen aber nicht daran hinderte, wieder Kriege gegen die Ostfranken zu führen. 874 soll es dann zu einem Friedensvertrag gekommen sein. Nach dem Tod des Svatopluk (angeblich 894) wurde das Reich unter seine Söhne Moimir (II.) und Svatopluk (II.) geteilt. Der Oberherrscher Moimir II. soll dann 907 gegen die Magyaren gefallen sein; Mähren wurde ungarisch.

Inwiefern es sich hier um Erfindungen handelt, wird wohl nicht mehr zu klären sein. Restislav/Rastislav und Svatopluk/Zwentibold dürften aber historische Gestalten gewesen sein, weil sie unabhängig voneinander in frühdeutschen und kirchenslawischen Schriftquellen erwähnt wurden. Da sie Zeitgenossen der Slawenapostel waren, gehe ich davon aus, dass sie im realen 6. Jh. lebten und wirkten.

Zu Swatopluk

Aus der *Vita des Methodios* ergibt sich, dass nach dessen Rückkehr das eigentliche Mähren noch von Restislav, die heutige Slowakei (um Nitra) aber bereits von einem Swatopolk regiert wurde. Im Gegensatz zu den *Reichsannalen* regierten beide somit zeitweilig nebeneinander. Dieser war offensichtlich mit dem von Konstantin VII. erwähnten Sphendoplokos identisch.

Recht interessant sind die Berichte der frühungarischen Chroniken über das Ende des Mährischen Reiches. Die Darstellungen von Simon Kéza [Kap. 23. 26] und Markus Kált [Kap. 23] sind in dieser Hinsicht fast identisch. Sie

erwähnten beide einen mährischen Herrscher namens Zuataplug bzw. Zuatapolog; dieser war nach ihrer Darstellung Sohn des **Morot**, eines Fürsten („princeps“) in Polen („Polonia“).

Die Bedeutung dieser Bemerkung hatte ich 2003 [203 f.] noch nicht ganz erkannt. Heute gehe ich davon aus, dass es diesen polnischen Fürsten tatsächlich gab. Dies bedeutet, dass der slowakische Teil des Mährischen Reiches unter polnischer (wislanischer) Oberhoheit stand, was schon Kált betont hatte. Nach dessen Darstellung starb Morot „vor Gram“ nach der (ersten) Absetzung seines Sohnes Swatopluk. Er muss somit einige Zeit vor 614 geherrscht haben und dürfte der unmittelbare oder ein Nachfolger der Fürstin Wanda, der Tochter des legendären Krk, gewesen sein.

Nach der Darstellung des Kált wurde Swatopluk von den einfallenden Magyaren in einen Hinterhalt gelockt; sie „vernichteten ihn mit seinem ganzen Heer“ [Vollständiges Zitat im ‚Ungarnbuch‘, 203 f.]. Von Nachfolgern dieses Herrschers ist keine Rede.

Heute gilt Swatopluk (slowakisch: Swätöpluk) als Begründer des ersten slowakischen Staates und als Nationalheld, der gegen die auch heute noch verhassten Ungarn gefallen ist. (Immerhin endete die ungarische Herrschaft erst 1918). Seine am 6. Juni 2010 in der Burg von Bratislava errichtete Reiterstatue ist sehr umstritten, weil sich auf ihrem Schild das Emblem („zwei Pfeile“) der klerikalfaschistischen Hlinka-Garde befindet, die bis 1945 treu dem Hitler-Regime diente.

Literatur

- Angelov, Bonju (1969): *Kyryll und Method. Die Schöpfer des slawischen Schrifttums*. Sofia
- Avenarius, Alexander (1974): *Die Awaren in Europa*. Amsterdam · Bratislava
- Bujnoch, Josef (Hg.; ²1972): *Zwischen Rom und Byzanz. Leben und Wirken der Slavenapostel Kyrillos und Methodios nach den Pannonischen Legenden und der Klemensvita* (Slavische Geschichtsschreiber. Band 1). Graz · Wien · Köln
- Chroponský, Bohuslav (1986): Das Großmährische Reich; in *Herrmann*, 161-182
- Cosmas von Prag (1885): *Des Dekans Cosmas von Prag Chronik von Böhmen* (Hg. Georg Brandauer). Leipzig
- Eggers, Martin (1995): *Das „Großmährische Reich“. Realität oder Fiktion? Eine Neuinterpretation der Quellen zur Geschichte des mittleren Donauraumes im 9. Jahrhundert*. Stuttgart [Dieses Buch konnte ich leider noch nicht einsehen.]
- Gallus Anonymus (1978): *Polens Anfänge – Chronik und Taten der Herzöge und Fürsten von Polen* (Hg. Josef Bujnoch). Graz
- Georgiev, Emil (1968): Die Entstehung des slawischen Schrifttums; in *Bulgarische Beiträge zur europäischen Kultur*. Sofia. 15-48
- Herrmann, Joachim (Hg.; 1986): *Welt der Slawen. Geschichte · Gesellschaft · Kultur*. München

- Illig, Heribert (1991): Väter einer neuen Zeitrechnung: Otto III. und Silvester II. in *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 3 (3) 69-91
- (1992): Vom Erzfälscher Konstantin VII. Eine „beglaubigte“ Fälschungsaktion und ihre Folgen; in *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 4 (4) 132-139
- Klemens-Vita (*1972): Die Klemensvita. Sogenannte Bulgarische Legende; in *Bujnoch*, 135-166. [Kirchenslawischer Originaltitel: *Shitio na Kliment Ochriski*]
- Konstantin VII. Porphyrogenetos (1967): *De administrando imperio* (Hg. Gyula Moravcsik). Washington
- Konstantinou, Evangelos (Hg.: 1991): *Leben und Werk der byzantinischen Slavenapostel Methodios und Kyrillos*. Münsterschwarzach [Diskussionsbeiträge, besonders zur *Klemens-Vita*]
- Kyrill-Vita (1972): Die Vita des Konstantin; in *Pannonische Legenden*, 5-45, s.a. Bujnoch 1972, 54-66 [Kirchenslawischer Originaltitel: *Shiwot Konstantinow*]
- Methodios-Vita (1972): Die Vita des Methodios; in *Pannonische Legenden*, 47-61, s.a. Bujnoch 1972, 107-126; mit Vorbemerkungen [Kirchenslawischer Originaltitel: *Shiwot Mefodow*]
- Nestor-Chronik (1986): *Rauchspur der Tauben. Die Radziwill-Chronik* (Hg. Helmut Grasshoff/ Dietrich Freydank/ Gottfried Sturm). Leipzig · Weimar
- Pannonische Legenden (1972): *Die pannonischen Legenden* (Hg. Norbert Randoe). Berlin/DDR [Enthält die Vitae des Kyrill und des Methodios]
- Regino (1939): *Die Chronik des Abtes von Prüm* (Hg. Ernst Dümmler). Leipzig
- Weissgerber, Klaus (2001a): Zur bulgarischen Phantomzeit; in *Zeitensprünge* 13 (1) 73-102 und 13 (2) 213-242 [nunmehr *Slavica I*]
- (2001b/02): Zur frührussischen (Kiewer) Phantomzeit; in *Zeitensprünge* 13 (4) 662-690 und 14 (1) 104-125 [nunmehr *Slavica II*]
- (2003): Die Slawen; in K. Weissgerber: *Ungarns wirkliche Frühgeschichte*. Gräffelfing, 188-205 [nunmehr *Slavica III*]
- (2010): Zur polnischen Frühgeschichte; in *Zeitensprünge* 22 (2) 389-410 [nunmehr *Slavica IV*]

Fehlerberichtigung [*Zeitensprünge* 22 (2) 389-410]

S. 390: Im letzten Wort des zitierten Textes der Nationalhymne fehlt ein „i“; es muss also heißen: „zījemy“.

Die frühere russische Datenbank „Na glawnuju spisok stran“ ist jetzt – über google.ru – unter dem Suchwort „spisok gosudarstw“ im Internet zu finden.

Dr. phil. Klaus Weissgerber
 klaus_weissgerber@yahoo.de

Abwehrk(r)ämpfe bei WIKIPEDIA Wissenschaftler diffamieren inkognito

Heribert Illig

Sieben Wikipedianer kämpfen um den Erhalt einer Verleumdung

Vorauszuschicken ist, dass *Wikipedia* mitten im vom Abmahnwahn bedrohten Internet-Deutschland durchaus eine Sonderstellung einnimmt. So nennt das Impressum nur ein Postfach in San Francisco, ansonsten gilt:

„Jeder Benutzer ist für die von ihm erstellten Beiträge selbst in vollem Umfang verantwortlich.“

Das gilt vor allem für *Wikipedia*-Autoren, -Administratoren und -Sichter. Aber gerade sie bleiben meist inkognito, wie auch die Diskussion um 'meinen' *Wikipedia*-Eintrag zeigte: Seewolf, MMG, Liudger123, hob, simplicius und uwe – ausgenommen henriette, von der seit dem SPIEGEL-Artikel jeder weiß, dass sie Henriette Fiebig heißt [vgl. Illig 2010, 490]. Für alle gilt:

„Die als Administratoren oder »Sysop« bezeichneten Benutzer der *Wikipedia* sowie die Benutzer mit sonstigen erweiterten Rechten sind keine offiziellen Vertreter der Website-Anbieterin, sondern lediglich Benutzer, denen weitergehende technische Möglichkeiten eingeräumt wurden“ [*Wikipedia* über sich].

Das haben in unserem Streitfall die wenigsten verinnerlicht; sie sehen sich als Verteidiger wissenschaftlicher Wahrheit, die dank dem längeren Hebel alles löschen, was ihren Absichten zuwiderläuft. So wäre eine Diskussion mit 'Verummten', die den Reißwolf füttern, ziemlich sinnlos, wenn sich die Wikipedianer im Eifer des Gefechts nicht aufschlussreiche Blößen gäben. Wer will, kann das alles nachlesen: im *Wikipedia*-Eintrag zu meiner Person, nach Drücken des Button „Diskussion“ links oben. Entsprechend allen anderen Diskussionsseiten steht dort:

„Diese Diskussionsseite dient dazu, Verbesserungen am Artikel Heribert Illig zu besprechen. Persönliche Betrachtungen zum Artikelthema gehören nicht hierher.“

Direkt darunter begann der erste Eintrag so:

„Die Thesen von Illig sind so aberwitzig und lächerlich, es ist kaum zu glauben, dass sich überhaupt ein ernsthafter Wissenschaftler mit diesem Unsinn befassen muss. Illig steht auf einer Stufe mit Erich von Däniken“
[Diskussionsseite zu »Heribert Illig«; anonym unter 212.144.126.122].

Wer im Weiteren liest, was alles aus dieser Seite herausgelöscht worden ist, darf sich wundern, warum ausgerechnet dieser sogar als regelwidrig gerügter

‘Einstieg’ wochenlang bleiben durfte (zur Stunde, 20.11., ist nicht auszuschließen, dass er neuerlich auftaucht).

Trotzdem wurden auf dieser *Wikipedia*-Seite einige Änderungen in Richtung Wahrheit vorgenommen und geduldet. Zum Dreh- und Angelpunkt wurde das ominöse Borgolte-Zitat von 1999, das seit 2009 in verschärft-entstellter Form den Eintrag zu meiner Person beschloss [vgl. Illig 2010, 493]. Nicht Michael Borgolte hat es formuliert, sondern Lucas Wiegelmann als angehender Mediävist, damals noch an der Axel-Springer-Akademie. Seitdem ist er weder durch E-Mail noch postalisch zu erreichen; auch mein letztes Einschreiben kam zurück.

Immerhin konnten die *Wikipedianer* davon überzeugt werden, dass ein gefälschtes Zitat untragbar ist. Aber verschwinden durfte es auch nicht, weil der Sektenvorwurf die Abonnenten der *Zeitensprünge* und meine Person so trefflich desavouiert. Also wollte man nun auf das echte Borgolte-Zitat zurückgreifen, hatte es aber nicht. So wurde von einem MMG eine neue Fassung erfunden. Nach neuerlichem Protest fanden sie Borgoltes Worte endlich in unseren Veröffentlichungen. Allerdings nicht die zugehörige Überschrift: Die holten sich die Gralshüter der Wahrheit aus dem Werke-Katalog von Borgoltes Institut-Seite: „VI. Interviews (gedruckte)“. Sie aber ist falsch, weil vom *Tagesspiegel* nicht gedruckt. Warum? Borgolte hatte formuliert:

„Eine pseudoreligiöse Gemeinde. Michael Borgolte sieht Illigs Anhänger in der Nähe einer Sekte“.

Aber der *Tagesspiegel* dachte gar nicht daran, Borgoltes eher peinliche Privatmeinung zu übernehmen und mitzutragen. Seine Redaktion formulierte so um, dass die Privatmeinung als solche erkennbar blieb und in ihrer Reichweite stark reduziert wurde:

„»Pseudoreligiöse Gemeinde«. Michael Borgolte über die ungelösten Rätsel des Mittelalters“.

So führt Borgolte bei sich – vielleicht aus Gründen der Nostalgie – einen nicht gedruckten Titel. Die sieben beteiligten *Wikipedianer* fanden es richtig, mit zwei falschen Zitaten und einer falschen Überschrift – über deren Fehlerhaftigkeit sie jeweils informiert worden sind – jegliche Glaubwürdigkeit zu verspielen. Damit wäre der Sachverhalt hinreichend klar und das Anliegen dieser *Wikipedia*-Benutzer „mit erweiterten Rechten“ aufgedeckt: Die These vom erfundenen Mittelalter muss verleumdet werden! Weil das aber nicht erkennbar sein soll, wurde eine Unmenge an Text geschrieben.

Insbesondere MMG tat sich dabei hervor, unbedingt dieses Zitat für den *Wikipedia*-Eintrag zu retten. Immer wieder sprach er von einer Tatsachenbehauptung Borgoltes, die man gar nicht löschen dürfe. Nun ist für den gesunden Menschenverstand eine Tatsachenbehauptung ein Widerspruch in sich: eine Tatsache kann man konstatieren, einen Glaubensinhalt behaupten. Doch

im Juristendeutsch wird dann von einer Tatsachenbehauptung gesprochen, wenn der Wortlaut vor Gericht durch Dokumente oder Zeugen als Tatsache belegt werden *könnte*. Ergo formulierte MMG am 11.10. (nur in Kenntnis des falschen, von Wiegelmann erfundenen Zitats) gegen einen Dritten:

„Du behauptest, Borgholtes [sic] Äusserung sei eine Einzelmeinung (Versionsgeschichte 11:36, 11. Okt. 2010). Abgesehen davon, dass – wie oben schon dargestellt – Borgholte keine Meinung äussert, sondern eine Tatsachenbehauptung, ist der Inhalt seiner Äusserung auch nicht der einer Einzelperson, sondern deckt sich inhaltlich mit den Äusserungen etlicher anderer Fachleute — was kein Wunder ist, da es nicht um persönliche Einschätzung geht, sondern um das Benennen offensichtlicher Tatsachen. Selbst wenn man Borgholte die Kompetenz zu dieser Feststellung abspräche, stünden da etliche andere Fachleute, die diese Feststellung aufgrund ihrer fachlichen Eignung treffen, so z.B. Rudolf Schieffer, Hartmut Boockmann, Sven Schütte, Johannes Fried, Theo Kölzer etc.

Und es bräuchte noch nichtmal Fachleute: Dass Illigs Thesen aufgrund schwerwiegender methodischer Fehler unhaltbar sind, ist evident, und dass seine Anhängerschaft teilweise bereits sektenhafte Züge annimmt, ebenfalls. Diese Tatsachen stehen im engsten Zusammenhang [sic] mit der Relevanz Illigs für WP [Wikipedia; HI] und sind daher hier aufzuführen. Das sollte m.E. unstrittig sein“.

Gehen wir für einen Moment davon aus, dass Borgolte 1999 recht gehabt hätte. Dann hätten alsbald Sektenbeauftragte bei uns vorgesprochen, Soziologen und Psychologen hätten sich um verirrte Schafe gekümmert, die einem „Meister“ folgen. Wie im Falle von Scientology – das Thema war damals virulent – hätte sich der Verfassungsschutz um uns gekümmert, vielleicht sogar der Bundestag, um unsere Äußerungen schließlich – trotz oder wegen Freiheit der Wissenschaft – zu verbieten, unsere Organisation zu zerschlagen und mich als ‘Tom Cruise des erfundenen Mittelalters’ zu ächten.

Wer hätte je von so etwas gehört? Kein Mensch. Und MMG weiß sicher, dass es gar keine Organisation zum Zerschlagen gibt, nur eine Zeitschrift, deren Abonnements sich nicht einmal automatisch verlängern.

Was bleibt nun von MMGs obiger Argumentation? Lassen wir beiseite, dass er den Namen Borgolte unbeirrbar falsch schreibt. Aber Tatsachenbehauptung? Borgolte hat nach eigener Aussage lediglich bemerkt, dass an seiner Lehrveranstaltung zum erfundenen Mittelalter mehr Studenten als sonst üblich teilnahmen. War seine erste Einschätzung meiner Person noch ‘Objektivist mit dem Hang zum Positivismus’ [Borgholte 1997, 486], so sah er mich 1999 ironisch als „Meister“. Ich habe ihn damals aufgefordert, Nachweise für seine Einschätzung vorzulegen, aber er hat der Postsendung die Annahme verweigert. Ich habe ihn jetzt wieder angeschrieben, diesmal hat er meinen Original-

brief mit einem Eingangsstempel versehen und an mich zurückgeschickt – der 62-jährige Lehrstuhlinhaber und Sprecher eines Schwerpunktprogramms der *Deutschen Forschungsgemeinschaft* scheint ein echtes Kommunikationsproblem zu haben.

Er hat also in elf Jahren nichts vorgelegt, was seine diffamierende Äußerung über eine Behauptung hinausgebracht hätte. Doch für Wikipedianer spielt das keine Rolle. Dabei wissen sie so gut wie alle anderen, dass nach elf Jahren der Satz: „ist mittlerweile eine pseudoreligiöse Gemeinde entstanden, die langsam Sektencharakter annimmt“ keinen Bestand mehr hat: Entweder ist mittlerweile die Sekte entstanden oder Borgoltes Behauptung war falsch. Aber diesen Satz elf Jahre später als Monstranz herumzutragen, ist anderem geschuldet als dem Willen zu Objektivität.

Im Weiteren muss ich MMG enttäuschen: Kein anderer der von ihm genannten „Fachleute“ hat mich als Sektengründer bezeichnet; Borgoltes Meinung ist eine Einzelmeinung geblieben. Außerdem sind Mediävisten und Archäologen mit Sicherheit keine Fachleute dafür, ob eine Sekte entsteht. Das müssen Spezialisten, also Psychologen und Sektenbeauftragte klären – nicht ein ohnehin überforderter Borgolte oder gar parteiische Wikipedianer.

Dass meine Thesen unhaltbar sind, sei evident? Da ich im Gegensatz zu Wikipedianern fast alle Äußerungen der Fachleute zu meinen Thesen kenne (da sie mich nie darüber informieren, kann mir natürlich die eine oder andere entgehen), habe ich auch fast alle zurückgewiesen. Von evident kann keine Rede sein (auf MMGs Urteilsbefähigung ist gleich zurückzukommen). Ich mache einen Vorschlag: Nachdem ja offen zu sein scheint, ob es sich beim erfundenen Mittelalter um Sektiererei oder um eine Verschwörungstheorie handelt, empfehle ich den Blick auf die *Wikipedia*-Seite „Verschwörungstheorien zur Mondlandung“. Da werden 24 Argumente und die zugehörigen Gegenargumente aufgeführt. Genauso ließen sich zum erfundenen Mittelalter meine Argumente, die der Gegner und meine Erwiderungen aufzuführen. Das hätte Stil und brächte Klarheit.

Keinen Stil hat die Behauptung, es sei evident, dass meine „Anhängerschaft teilweise bereits sektenhafte Züge annimmt“. Das ist die unbegründete Einzelmeinung von MMG. Schlimmer: Diese seine Aussage ist schwächer als die von Borgolte vor elf Jahren getroffene. Was heißt „bereits“, wenn dasselbe schon vor elf Jahren der Fall gewesen ist, so Borgolte recht gehabt hätte? Und was heißt „teilweise“? Da hat Borgolte vor elf Jahren schon mehr behauptet; wäre also die Bewegung rückläufig? Das wirkt wie Verheddern beim Verleumden. Die Antwort auf diese Widersprüche gibt MMG im nächsten Satz: Es geht um die „Relevanz Illigs für WP“. Der *Wikipedia*-Eintrag zu meiner Person ist 2004 angelegt worden; auch in diesem Jahr schon unter Beteiligung von MMG. Das Zitat mit der drohenden Sektenbildung ist erst im

November 2009 eingefügt worden und muss nun rückwirkend die Relevanz dieser Seite für *Wikipedia* liefern, als wäre es Aufgabe dieses Lexikons, über aktuelle Sektenbildungen und -umtriebe zu informieren. O Peinlichkeit.

Konstatieren wir: Borgoltes unqualifizierte Einzelmeinung ist für die Sieben von *Wikipedia* so wichtig, dass sie um jeden Preis auf meiner Seite zu lesen sein muss, egal, ob in einer ersten gefälschten Version oder in einer zweiten gefälschten Version oder drittens unter falscher Überschrift; trotz ihres verleumderischen Charakters muss sie als Tatsachenbehauptung gelten, damit auf jeden Fall die These vom erfundenen Mittelalter desavouiert ist.

Der Architekturkenner MMG alias Matthias Müller-Götz

Hinter dem Kürzel MMG verbirgt sich – wie mir Jan Beaufort mitteilte – ein engagierter Diskutant aus älteren Diskussionsforen: Matthias Müller-Götz, von Beruf Diplom-Ingenieur, diplomiert in Denkmalpflege (Mainzer Dom), also ein ausgewiesener Kenner mittelalterlicher Architektur. Im Jahr 2001 hat er sich auf einigen Seiten zu der Problematik der 24 architektonischen Anachronismen an der Aachener Pfalzkapelle [Illig 1996, 222-287] geäußert.

Ihm war klar, dass er das Thema wegen der schnellen Bearbeitungszeit „etwas grob“ abhandle, „doch zum gleichen, lediglich detaillierter formulierten Ergebnis kommen“ würde, wenn er sich mehrere Wochen damit beschäftigte. Er ist sich also seines Ergebnisses sehr sicher und hat es auch nicht mehr nachgebessert. Prüfen wir seine, hier vollständig zitierte Aussage zum ersten der 24 Anachronismen.

„1. Die Zentrale Kuppel

Illigs Hauptaussage: Die Kuppel sei Anachronistisch, weil sie voraussetzungslos sei.

Tatsächlich sind grössere Wölbweiten in verschiedenster Weise (echte Kuppeln, Klostergewölbe, Kreuzgratgewölbe, Tonnen) schon zur Römerzeit bekannt. Der Mangel an zeitlich von Aachen wenig entfernten grossen Kuppelbauten lässt sich mit dem damit verbundenen finanziellen Aufwand erklären, nicht mit mangelndem technischen Wissen. Dieses liess und lässt sich an den gebauten Vorgängern (z.B. aus Byzanz und auch aus Römerzeit) studieren.

Kein Anachronismus.“ [Hvhg. HI]

Obwohl MMG diese Aussage als meine Hauptaussage einschätzt, geht er auffällig rasch über sie hinweg: 13 seiner 24 Entgegnungen sind länger. Offenbar hat er ein besonders schlagendes Argument gefunden, mit dem er diese Hauptaussage ein für alle Mal erledigt. Doch sein Text überrascht: Sein erster Satz widerlegt mich nicht, sondern bestätigt mich. Sein zweiter Satz ist Meinung oder Postulat. Der dritte und letzte Satz ist falsch, wie nun gezeigt wird.

Trotz seiner beruflichen Voraussetzungen ignoriert Müller-Götz das jeweilige **Baumaterial** und die **Bauart** völlig. Für ihn war die Mühe umsonst, die weströmische Bauweise in Gussbeton und die oströmische Bauweise mit Tonhohlkörpern zu erläutern [Illig 1996, 24-35]. Beides kam in Aachen nicht zum Tragen, denn dort wurde die Kuppel in massivem Haustein gewölbt. „Eine Tonne Gestein hängt über jedem Besucher“ im Oktogon, wurde anlässlich der Kuppelrestaurierung aus Aachen mitgeteilt. Gibt eine Mauer des Oktogons nach, stürzt alles ein. Betongegossene Kuppeln üben viel weniger Schub aus; selbst stark beschädigt halten die Reste noch Form, wie sich etwa in der Hadriansvilla östlich von Rom bestätigt.

Ebenso wenig beachtet MMG die jeweilige **Bautradition**: Die Franken kommen vom Holzfachwerkbau her und haben keinerlei Erfahrung im Steinbau. Was hätten sie an oberirdischen Gewölben im herrschenden Geschichtsverständnis gebaut? Die Lorscher Torhalle weist keine Gewölbe auf; von den drei kleinen Tonnengewölbe der Torhalle von Frauenchiemsee berichtet der aktuelle *Wikipedia*-Eintrag [↪ Frauenchiemsee Torhalle], dem hier Vorrang gegeben wird, weil Müller-Götz für die Qualität von *Wikipedia* kämpft: „Man datierte sie früher ins 9. Jahrhundert, heute aber später.“ Auf der Insel selbst wird sie als Bau des 9. Jh. bezeichnet, von einem Archäologen [Dannheimer 2006] bei 780 gesehen. Diese Meinungen sind unhaltbar [vgl. Illig 2008], so dass *Wikipedia* und ich in diesem Fall dieselbe Datierung vertreten. Doch es gibt zwei weitere „karolingische“ Gewölbe, wenn auch keine Kuppel: im Oratorium von Germigny-des-Prés (dessen Mitteltürmchen mit Kuppel nicht mehr ursprünglich ist) und im Westbau von Corvey, das mit guten Gründen als römischer Bau gesehen wird [Klubes]. Beide gelten als Nachfolger Aachens.

Insofern bleibt die Aachener Kuppel in merowingischer und karolingischer Zeit ohne fränkischen Vorgänger. Dass die Kuppel auch keinen karolingischen Nachfolger hat, dass das Wölben nach herrschender Lehre im Abendland direkt nach Corveys Westbau ganz ausstirbt und ab ca. 970 noch einmal ganz von vorne gelernt werden muss, wird von Müller-Götz völlig ausgeblendet. Es handelt sich hier jedoch um keine Belanglosigkeit, sondern um einen rätselhaften Bruch, der sich einem Denkmalpfleger erschließen müsste.

Aber es gäbe natürlich die Möglichkeit, aus anderen Ländern Baumeister und Bautrupps anzuwerben, die eine überlegene Technik beherrschten. Wo aber hätten sie gelebt? Etwa in **Rom**? Dort wurde die letzte Kuppel für den sog. Tempel der Medica Minerva gebaut: er wird mangels antiker Erwähnungen ins 4. Jh. datiert. Die heute eingestürzte Kuppel bestand aus Beton und Ziegelrippen [wiki ↪ Tempel der Medica Minerva]. Es gab in Rom niemand mehr, der um 790, nach etwa 17 Baumeistergenerationen, die Technik des Kuppelbaus beherrschte. Aber der Aachener Haustein hätte ohnehin verhindert, dass ein römischer Bautrupp samt Baumeister angeworben worden wäre.

In **Konstantinopel** setzt der Höhepunkt der Kuppelbauten 532 ein, als Hagia Sophia und Hagia Irene nach Zerstörung ihrer Vorgänger neu begonnen werden. „Danach finden sich nur noch wenige Beispiele für echte Kuppelbasiliken“ [wiki ↔ Hagia Sophia].

Aber Byzanz scheidet ohnehin aus, denn dort ist mit leichten Tonhohlkörpern gearbeitet worden, also mit Tubuli oder Amphoren. Derartige Bauweise ist zwar in St. Gereon, Köln, aber nicht in Aachen nachzuweisen. Und wozu hätte Konstantinopel Aachen unterstützen sollen, über 2.000 km Luftlinie, obwohl die Rivalität groß war zwischen den Karolingern und dem byzantinischen Herrscherhaus, obwohl drei Ehen (Gisela, Rotrud, Irene) zwischen den regierenden Familien nur angebahnt, aber nicht geschlossen worden sind? (vgl. S. 665 ff.) Und wie steht es mit den schriftlichen Quellen, die der Mediävist höher als alles andere hält? Steht dort für Aachen etwas von einem byzantinischen Baumeister, von einem byzantinischen Bautrup? Keineswegs. Als Bauherr wird Karl der Große bezeichnet, der für manche auch als Baumeister gilt. Überlieferter Baumeister ist der Franke Odo von Metz. Niemand dürfte weniger daran zweifeln als MMG, auch wenn er genau weiß, dass kein Odo aus dem Stand heraus, ohne Vorläuferbau, ohne einschlägig tradierte Baumeistertradition die Aachener Kuppel bauen konnte. Das ist keine Frage finanzieller Möglichkeiten.

Ravenna läge zumindest deutlich näher. Hier ist die mit Aachen vergleichbare Kuppel, die von San Vitale, 547 geweiht worden, 250 Jahre vor Aachen und damit 10 Baumeistergenerationen früher entstanden. Die Kuppeln der beiden Baptisterien stammen bereits aus dem 5. Jahrhundert. Auch in dieser Stadt waren nur leichte Tonelemente im Einsatz, zumal das ganze antike Ravenna – Ausnahme Theoderichgrab – aus Ziegeln gebaut worden ist. Bekanntlich erlischt dort der Bauwille nach der Einweihung von San Apollinare in Classe, 549. Cyril Mango [93; vgl. Illig 1997] bedauert fürs gesamte byzantinische Reich: „Die Zahl der Kirchen, die einigermaßen sicher den zweieinhalb »dunklen Jahrhunderten« zugewiesen werden dürfen, ist außerordentlich klein.“ Ernst Günther Grimme erläutert die verhinderte Anlehnung an Ravenna:

„Daß es nicht zur Architekturkopie kam, ist in der vor- und frühkarolingischen Baupraxis begründet, der es unmöglich war, ein Bauwerk, aus ferner Zeit und in nicht vertrauter Technik errichtet, einfach zu reproduzieren“ [Grimme, 20].

Damit ist zugleich der dritte Satz von MMG widerlegt: Niemand kann von außen sehen, ob z.B. das Pantheon als größte antike Kuppelwölbung in Beton gegossen, in Ziegel gewölbt oder aus Tonhohlkörpern errichtet worden ist, zumal wenn die innere Hülle noch dekoriert und die äußere durch Bronzeplatten abgedeckt war. All das lässt sich heute mit High-Tech-Methoden studie-

ren, nicht aber im frühen Mittelalter. Zum Vergleich: Als die Dresdner Frauenkirche neu errichtet werden sollte, galt es die Statik eines 'nur' 250 Jahre alten Barockbauwerks zu verstehen, was auch im Zeitalter von Computer, Gesteinsradar, alten Plänen, Fotografien und Zeitzeugen, die die Kirche vor ihrer Zerstörung (1945) gesehen hatten, eine große Herausforderung war.

Und wie hätten die frühen Franken wissen sollen, wie und warum man einen hölzernen Rundanker und die sechs entdeckten Eisenanker einbaut? Erst die gründliche Renovierung nach 1900 und die Behebung von Kriegsschäden nach 1945 zeigten die Eisenanker der Pfalzkapelle. Wer in einem späten 8. Jh. hätte gewusst, dass römische Druckwasserleitungen mit Eisenankern versehen waren, dass die Caracalla-Thermen Eisenarmierung enthielten, wenn er die Bauten nicht als Archäologe aufgedeckt hätte? Irgendeine aus einer Ruine ragende Eisenstange ist für einen Handwerker, dem so etwas unbekannt ist, schwerlich als statisches Element begreifbar. Aber das weiß Müller-Götz als Denkmalpfleger alles viel besser als ich.

So darf resümiert werden: Der finanzielle Aufwand ist ein von ihm vorgeschobener, geradezu peinlicher Grund, der die eigentlichen Schwierigkeiten der herrschenden Lehre mit diesem Bauwerk notdürftig verdecken soll. Selbstverständlich bleibt die Kuppel ein Anachronismus. Mein durchaus enragierter Gegner Jan van der Meulen [495] kann sich hier keine fränkische, nur eine gallo-römische oder eine ottonische Kuppel vorstellen, verteidigt also die Position von Müller-Götz in keiner Weise.

Aber auch das übrige Bauwerk ist ein Anachronismus, wie sich unter Punkt 2 erweist. Zunächst wieder die Ausführungen von Müller-Götz:

„2. Wabenförmige Kreuzgratgewölbe

Illig meint, ein kompliziertes Gewölbe, gar ein »Wabenförmiges«, sei zur Karlszeit nicht möglich, da es keine Vorgänger hat.

Tatsächlich gibt es in Aachen gar kein »Wabenförmiges Kreuzgratgewölbe«. Es gibt eine »wabenförmige« Projektion der Kreuzgrate in den Grundriss. Tatsächlich handelt es sich aber um einfache Tonnen, die in Achteckform miteinander verschnitten sind und die in ihrer Mitte jeweils rechtwinklig gekreuzt werden. Die Grate sind alle gerade ausgebildet! Baumeister denken nicht allein in Grundrissen, sondern räumlich. Bei der bekannten Verwendung von Tonnen kann dieses Gewölbe weder vom Entwurf noch von der Bautechnik als besonders kompliziert angesehen werden. Die Gewölbe sind auch nicht überhöht, wie in der Romanik ab Speyer üblich.

Kein Anachronismus.“ [Hvhg. HI]

Indem sich Müller-Götz über die Wabenform erregt, spricht er sogar fälschlich von Achteckformen, um nur ja keine Verbindung zu sechseckigen Waben

herzustellen. Wie Waben gerade Seitenwände haben, so sind auch hier die Grate geradlinig. Vielleicht wissen es Denkmalpfleger nicht, aber Architekturhistoriker: Weil die Grate derartig kompliziert verschnittener Tonnen, die hier von einem inneren Achteck zu einem äußeren Sechzehneck vermitteln müssen, nur mit größter Mühe sauber hergestellt werden können (als Beispiele das ungefügte Krypta-Gewölbe vom angeblich zeitgleichen Münster zu Konstanz oder das unbeholfene Gewölbe von St-Bénigne in Dijon, angeblich 200 Jahre später), ist man später dazu übergegangen, die allzu leicht 'holprigen' Grate mit Gurten oder Rippen zu verdecken, denen man dann auch noch die eigentliche Traglast aufbürden konnte. Die Ausführung der Aachener Umgangskonstruktion „mit Kreuzgratgewölben ohne Gurtbogen grenzt an Vollkommenheit“ – so lobte Jean Hubert in seinem Buch über die karolingische Baukunst [vgl. Illig 1996, 226]. Es handelt sich also keineswegs um Lehr- lingsarbeiten, während Müller-Götz hier die Leistungen 'seiner' Karolinger drastisch 'einebnet', soll es sich doch um ein ganz durchschnittliches Kreuzgratgewölbe handeln. Dabei gibt es (s. o.) ohnehin kaum oberirdische Gewölbe, die der Karolingerzeit zugeschrieben werden. Es liegt also eine markante Fehleinschätzung durch einen Architekturkenner vor, der um nicht vorhandene Kontinuität kämpft.

Die Überhöhung aller Gewölbe ab Speyer für die gesamte Romanik nachzuweisen, wird für MMG eine schwierige Aufgabe werden; schon im Wormser Dom kontrastieren stark überhöhte Rippengewölbe im Mittelschiff mit 'normal-hohen' Gratgewölben in den Seitenschiffen [Winterfeld, 181].

Auch diesmal unterschlägt Müller-Götz, dass es weder einen Vorgänger, noch einen halbwegs direkten Nachfolger dieses Kunstwerks gibt. Erst diese doppelt isolierte Stellung führte zu meinem Befund: Anachronismus, den MMG in keiner Weise erschüttern kann. Damit ist für Acht- wie für Sechzehneck geklärt, dass es sich um erratische Gebilde, um Findlinge innerhalb der Architekturgeschichte handelt, die eine andere Datierung benötigen.

Bei **Punkt 3 (Schräge Stützgewölbe)** bemängelt Müller-Götz, dass die schrägen Gewölbe „kaum am Abtrag des Kuppelschubs beteiligt“ sind. De facto sind sie – entgegen seiner und entgegen meiner damaligen Meinung – gar nicht am Abtrag des Kuppelschubs beteiligt. Eine Fotografie aus Kriegszeit demonstriert bei aufgedecktem Dach, dass eine der aufsteigenden Tonnen den vermeintlich unterstützenden Schildbogen nicht einmal berührt. Das wurde von mir vor Jahren in den *Zeitensprüngen* korrigiert.

Ab Punkt 4 ist nicht mehr viel Neues zu erfahren. Müller-Götz kennt alle Spezialausdrücke besser und benennt Vorläufer aus dem römischen und byzantinischen Bereich oder Nachfolger aus der Romanik, ohne sich um Zeitabstände zu kümmern. Damit ist jedoch keine vergleichbare Baukontinuität

gewonnen, wie sie ab der Frühromanik bis zur Gegenwart, also über mehr als 1.000 Jahre gegeben ist. Er wirft mir beim Punkt 8 schlampige Rechnung oder mangelndes Verständnis beim Abschreiben vor, beides zu Unrecht [vgl. Illig 1996, 240, Fn.]. Die Abfolge von Trockenmauerwerk, Mauerwerk mit Eckquadern und schließlich durchgehendem Quaderwerk (Punkt 12) ist ihm wie in Punkt 1 nur ein finanzielles, kein handwerkliches Problem.

Insofern überspringe ich die weiteren, nachrangigen Punkte, bei denen Müller-Götz ganz anders als bei der Hauptaussage sehr ausführlich wird, und verweise nur noch auf seinen Abschlussatz: „Doch der Aachener Bau wirkt karolingisch und passt schlüssig in die Zeit der Karolinger.“

Schlüssig passt er nur, wenn man das Vorläufer-Nachfolger-Problem samt fehlender fränkischer Bautradition und anschließendem völligen Erliegen abendländischer Baukunst negiert. Und was mag das heißen: „wirkt karolingisch“? Die kleine Gruppe der sog. karolingischen Bauten ist nicht nur bunt gemischt, sondern völlig disparat: die Aachener Pfalzkapelle ein Solitär, ebenso die Lorschertorhalle. Der Corveyer Westbau steht im karolingischen Bereich allein, Vorbild für alle ottonischen Westbauten. Die wenigen Kirchen blieben ungewölbt und sind von ottonischen schwer zu unterscheiden; die als Karolingerbau neu gewonnene Schlosskapelle von Sulzbach [vgl. Illig/Anwander, 354-357] ist wiederum ein eigenes Rätsel. Dieses Sammelsurium existiert nur deshalb, weil Schriftquellen zu ihm in Bezug gebracht werden oder C14-Datierungen wie bei Sulzbach in die Irre führen. Doch das erbringt keine stringente Baugeschichte, was Müller-Götz vergeblich zu kaschieren versucht.

Fazit und Ausblick

Mit Müller-Götz begegnet uns ein Fachmann, der sein Wissen aufgibt, nur um die These vom erfundenen Mittelalter zu stoppen. Mit ihm begegnen wir zugleich einem Wissenschaftler, der für dieses Ziel sogar unter Pseudonym verleumderisch agiert, als gäbe es für ihn keine Berufsehre.

Soweit sich diese 'Tarnkappenaktivitäten' aufdecken lassen, scheint es im Weichbild der Ruhr-Universität Bochum eine Gruppe zu geben, die ähnlich denkt und handelt. Prof. Werner Bergmann hat im Jahr 2000 eine Semesterveranstaltung abgehalten: *Die erfundene Zeit. 300 Jahre Mittelalter - Fiktion?* Möglicherweise haben damals einige angehende Mediävisten zusammengefunden. 2007 war Ralf Molkenhain an der dortigen Fakultät für Geschichtswissenschaft tätig [uni]; er bekämpft vielfach das erfundene Mittelalter. Liudger123 gehört ebenfalls zu diesem Kreis.

Ich halte es für charakterlos, wenn sich Wissenschaftler in die Anonymität von *Wikipedia* flüchten, um so ihr fraglich gewordenes Fachwissen zu retten. Und ich bin verwundert, dass *Wikipedia* solches duldet. Warum nur? *Wikiped-*

dia könnte als Lexikon völlig unparteiisch darauf hinweisen, dass es zu bestimmten Stichwörtern eine oder mehrere abweichende Meinungen gibt, die dann je nach ihrer Stringenz und Beleggüte länger, kürzer oder auch gar nicht weiter ausgeführt werden. Das wäre korrekt und für alle Leser nützlich. Statt dessen sich als Gralshüter 'der Wahrheit' aufzuspielen – Henriette Fiebig selbst empfindet diese ihre Rolle laut SPIEGEL heute als falsch, ohne diese Einsicht unbedingt zu beherzigen – und diese 'Wahrheit' durch Verleumdung und Unterdrückung widersprechender Thesen aufrecht zu erhalten, ist einer solchen Unternehmung unwürdig.

Literatur

- Borgolte, Michael (1997): Vom Staunen über die Geschichte: in *EuS* 48 f.
- Dannheimer, Hermann (2006): *Frauenwörth. Archäologische Bausteine zur Geschichte des Klosters auf der Fraueninsel im Chiemsee (2 Bände)*; München
- EuS = Stellungnahme nach Anfrage: Heribert Illig: Enthält das frühe Mittelalter erfundene Zeit? in *Ethik und Sozialwissenschaften. Streitforum für Erziehungskultur* Jg. 8 (1997) Heft 4, 481-520
- Grimme, Ernst Günther (1994): *Der Dom zu Aachen. Architektur und Ausstattung*; Aachen
- Illig, Heribert (1996): *Das erfundene Mittelalter*; Düsseldorf
- (1997): Zur Abgrenzung der Phantomzeit. Eine Architekturübersicht von Istanbul bis Wieselburg; in *Zeitensprünge* 9 (1) 132-143
 - (2008): *Die Chiemseelöcher. Neue Sicht auf alte Kunst*; Gräfelfing
 - (2010): WIKIPEDIA und die Wahrheit. Erfahrungen mit einem Mammutprojekt; in *Zeitensprünge* 22 (2) 489-496
- Illig, Heribert / Anwander, Gerhard (2002): *Bayern und die Phantomzeit*. 2 Bände; Gräfelfing
- Klabes, Heribert (2008): *Corvey. Eine karolingische Klostergründung an der Weser auf den Mauern einer römischen Civitas*; Oerlinghausen
- Mango, Cyril (1986): *Byzanz*; Stuttgart
- Meulen, Jan van der (1997): Die Grabeskultstätte Saint-Denis; in *EuS* 493-506
- Müller-Götz, Matthias (2001): *Illigs 24 Anachronismen der Aachener Pfalzkapelle - eine kritische Zurückweisung*; ursprünglich aus Newsgroups: de.sci.geschichte
<http://www.mamg.de/illig.htm>
- uni = <http://www.uni-protokolle.de/nachrichten/id/133424/>
- wiki = genannte Einträge bei Wikipedia
- Winterfeld, Dethard von (1993): *Die Kaiserdome Speyer, Mainz, Worms und ihr romanisches Umland*; Würzburg

Der vorangehende Artikel [Illig 2010] wurde am 24. 9., ergänzt um ein aktualisierendes Nachwort, bei phantomzeit.de unter dem ursprünglichen Titel *Wikipedia und die Wahrheit* eingestellt. Zwei Monate später war dieses Nachwort neuerlich zu aktualisieren, um hier im Heft das Geschehen zu dokumentieren.

Karlskult in neuer Perspektive

Phantomzeitthese und historische Kairologie

Karl Hofmann

„Unser Werk macht den Versuch [...] die platonische Idee jedes Zeitalters zu zeigen, den Gedanken, der es innerlich trieb und bewegte, der seine Seele war. Dieser Zeitgedanke ist das Organisierende, das Schöpferische, das einzig Wahre in jedem Zeitalter, obgleich auch er nur selten in der Wirklichkeit rein erscheint.“ *Egon Friedell* [28]

„Das Bekannte überhaupt ist darum, weil es bekannt ist, noch nicht erkannt.“ *Friedrich W. Hegel* [35]

1 Vorbemerkung

Der hier vorgestellte kairologische Ansatz kann, so die Überzeugung des Autors, die Phantomzeitthese wesentlich stützen, fordert aber erneut zu einem Umdenken heraus. Daher sei vorweg erwähnt, dass die ersten kairologischen Vorarbeiten dazu exakt bis zu der Zeit zurückreichen (1988), in der auch der Vorläufer dieses Bulletins aus der Taufe gehoben wurde. Wie die Entwicklung und Entfaltung der Phantomzeitthese in einer astronomischen Ungeheimtheit wurzelt, so die historische Kairologie in der Entdeckung eines unwahrscheinlichen historischen Ereignisses in der ersten Hälfte des 20. Jh. [Hofmann 1992; Illig 2001, 9]. Ein langer Forschungs- und Erprobungsprozess führte schließlich zu einer umfassenden Theorie des Kairos als Navigator der menschlichen Zeit. Die theoretischen Grundlagen und praktischen Anwendungsmöglichkeiten sind von mir jüngst veröffentlicht worden [H. = Hofmann 2010]. Damit ist nur ein Anfang gemacht. Wünschenswert ist, dass sich die beiden, außerhalb der etablierten Geschichtswissenschaft entstandenen Verständnismodelle begegnen – zu einer fruchtbaren und kritischen Verbindung.

2 Einführung

In rund 20 Jahren sind enorm viele Indizien aus allen möglichen Wissenschaften zusammengetragen worden, die die Phantomzeitthese erhärtet, vertieft und angereichert haben. Zwar sind noch manche Fragen zu diskutieren, aber alle Versuche, die These anhand von einwandfreien Tatsachen überhaupt aus der Welt zu schaffen, scheinen bisher gescheitert zu sein [Illig 2001, 393-411]. Gegenwärtig wird von der etablierten Geschichtswissenschaft die Phantomzeitthese noch als Häresie betrachtet. Durch Ignorieren und Abschot-

ten der eigenen Zunft hofft sie anscheinend, dass sich die Phantomzeitthese früher oder später von selbst erledigt. Gleichzeitig gibt es Anzeichen dafür, dass die Front bröckelt [Illig 2010]. Das Kernproblem scheint dabei nicht einmal das erfundene Mittelalter oder die Pfründesicherung zu sein, sondern das Diktum: „die Zeitachse dürfe nicht angetastet werden“ [Illig 1999, 249]. So spielt die Mediävistik nur die erste Verteidigungslinie gegenüber einem Problem, das die ganze Gesellschaft beträfe. Wenn Chronos, der „Gott“ einer unveränderbaren, für alle und alles geltenden Zeitachse, nicht jenseits aller Subjektivität steht, sondern selbst nur aus diesem historischen System hervorgeht, dann könnte man künftig nicht nur Festterminen „gründlich misstrauen“ [Illig 1999, 250], sondern auch anderen Objektivitäten.

Der folgende Beitrag hat nicht das Ziel, neue Fakten auszubreiten. Er beschäftigt sich mit dem, was sich in der jeweiligen geschichtlichen Gegenwart zwischen Input und Output abspielt. Welcher schöpferische, umdeutende Prozess läuft in der menschlichen „black box“ ab? Wie sieht diese unbewusste synchrone Dynamik aus, in der sich nicht nur für den Einzelnen, sondern auch für ganze Generationen über Jahrhunderte hinweg die Bedeutung der Wirklichkeit ändert, bevor diese Änderung auch empirisch fassbar wird? Konkret geht es um die Bewegung des schöpferischen Raums, der den hier vorausgesetzten Indizien für die Phantomzeitthese zugrunde liegt. Der Fokus liegt auf der abendländischen Seite der Zeiterfindung und des Karlskults. Das Anliegen ist ein Zweifaches. Zum einen lässt sich die historische Notwendigkeit der Zeiterfindung und des Karlskultes von den Ottonen bis zu den Staufern als Ausdruck einer tieferen Bewegung begreifen. Zum anderen tut sich ein neuer Zugang zum Verständnis unserer eigenen Gegenwart auf. Auch sie ist Teil jenes schöpferischen Systems, das Bedingung für die neue Zeitachse und einen fiktiven Karl war.

Der hier vorgelegte Zugang ist das Thema einer noch jungen Wissenschaft, der historischen Kairologie. Sie geht davon aus, dass die eigentliche Zeit des Menschen aus der Vereinigung von Geist (Chronos-Systeme) und Leib (Naturzeiten) hervorgeht und sich in der menschlichen „black box“ zu gewissen „Kreativfeldern“ formt. Diese zeigen sich geschichtlich in der bedeutungsvollen Zeit, dem Kairos, der gleichsam als Korpuskel oder Welle, als individueller Kairos oder als „Zeit-Geist“ auftreten kann. Die Kairologie gehört ihrem Wesen nach zur historischen Anthropologie und verhält sich zur traditionellen Geschichte wie die Biogenetik zur Biologie, die Chaostheorie zur kausal denkenden Naturwissenschaft und die theoretische Physik zur traditionellen Experimentalphysik.

Vor dem Hintergrund der modernen Naturwissenschaften erhielt der „humanwissenschaftliche Traum“ neue Virulenz, „man könnte vielleicht auch im Bereich der Kultur und Gesellschaft einmal eine mit der von den Physi-

kern gesuchten 'Weltformel' vergleichbare 'Menschenformel' oder 'Lebensformel' finden" [Tanner, 156 f.]. Zur Verwirklichung dieses Traums will die Kairologie beitragen, indem sie die menschliche Geschichte in ihren energetischen Grundlagen untersucht. Vielleicht gerade deshalb ist sie noch weit davon entfernt, in der universitären Anthropologie beheimatet zu sein. Auch hier scheint zu gelten, was Illig schon vor vielen Jahren formuliert hat:

„Gödels Beweis dafür, daß die Gesamtheit einer mathematischen Theorie nur von außen, durch eine Metatheorie abgrenzbar ist, läßt sich vielleicht in einem Analogieschluß auf die historische Disziplin übertragen. Es kann der Zeitpunkt kommen, an dem nur noch der ›unbedarfte Außenseiter‹ mit seinem unverstellten Blick eine Lösung erkennt, die der Fachmann inmitten ›seiner‹ Bäume niemals finden würde.“ [Illig 1996, 21]

3 Chronos, Bios, Kairos

Ein beliebiges geschichtliches JETZT wird bisher auf eine zweifache Weise wissenschaftlich 'verortet'. Als Chronos stellt es einen Punkt auf einer Zeitachse dar, die mit Uhren und Kalendern zu messen ist. Dadurch besitzen wir ein einheitliches geistiges Ordnungsmuster für alle unsere Beziehungen und Aktivitäten. Zum Zweiten ist das JETZT ein evolutiver Zeitpunkt, der Mittelpunkt eines Beziehungsgeflechts von reversiblen und irreversiblen Rhythmen. Menschen und Gemeinschaften sind vielgestaltige Schwingungen und haben in der evolutiven Natur ihren je eigenen 'Ort'. Die aus dieser Natur hervorgehende Zeiterfahrung können wir hier auch kurz „Bios“ nennen.

Die historische Kairologie vertritt die Auffassung, dass menschliche Zeit- und Geschichtserfahrung nur dann ganz verständlich werden kann, wenn ein Drittes hinzukommt, die Erkenntnis des Kairos.

Dazu ist zunächst aber unabdingbar, sich von den gängigen Bildern zu lösen, die man sich von Kairos macht. Er gilt als ein subjektiver Faktor, der sich persönlich und gesellschaftlich deuten lässt. Das liegt zum einen daran, wie die alten Griechen den Begriff gebraucht haben. Er war für sie eine günstige Gelegenheit, die am Schopfe zu packen ist. Das alltägliche Verständnis ist wohl immer noch so. Techniken wie das Orakel von Delphi dienten damals dazu, den Kairos einer bestimmten Gegenwart zu deuten, allerdings auf der Ebene einer Intuition, die sich ihrer selbst kaum bewusst wurde. Zum anderen wird Kairos geistig mit kreativen Momenten in Verbindung gebracht. Viele sprechen von ihm, wenn sie einen als bedeutsam empfundenen Augenblick, das erfüllte JETZT, eine persönliche oder historische Sternstunde, eine geniale Erkenntnis, ein konzentriertes Erleben, einen künstlerischen Wurf meinen.

Auf der anderen Seite haben uns viele Wissenschaften längst auf das Neue vorbereitet. So ist die neurologische Erkenntnis allgemein bekannt, dass der

Mensch nichts wahrnimmt, was sein Gehirn nicht vorher schon bearbeitet und interpretiert hat [Pöppel]. Historiker wissen, dass jeder geschichtliche Prozess auch eine unsichtbare Seite der Bedeutung hat. Auch Vergangenheit wird stets neu geschaffen [Fried, Klappentext]. Offen ist, welches die tieferen Bedingungen sind, unter denen dieser kreative Prozess sich vollzieht. Sofern die Veränderungen nicht direkt aus den Fakten oder deren Umständen und Wirkungen zu erschließen sind, bleibt die Suche nach dem kreativen Kern bislang ein spekulativer Akt. Es fehlt der objektive Bezugspunkt für das Beziehungsnetz, in dem sich Ereignis, Akteur und Betrachter befinden.

Genau um dieses fehlende Glied geht es im Kairos. Er bezeichnet jenen Punkt, in dem sich die Welt eines „historischen Kreativseins“ und die Welt der menschlichen Realität begegnen. Ein Kairos hat nichteuklidisch nicht nur eine, sondern viele Raum- und Zeitdimensionen. In ihm ist das, was für den Menschen in seiner realen Wahrnehmung in eine Komplexität von geistigen und evolutiven Puzzlesteinen zerfällt, auf eine schöpferische Einheit bezogen. Und umgekehrt erreicht im Kairos eine imaginäre Wirklichkeit von Mustern und Zyklen die empirische Welt konkreter Kulturen, Generationen oder Lebensphasen. Über den Kairos gewinnt das ansonsten subjektive, kurzfristige, stets auf den eigenen Vorteil bedachte Handeln eine verlässliche Sinnqualität. Ein Kairos ist für die menschliche Geschichte also *die* Relaisstation. Seine Vernunft liegt darin, dass er alles auf alles bezieht und so Einheit schafft, wo sonst nur Teile sind.

Kairos verortet ein JETZT im Verhältnis zur Bedeutung, die es für den Menschen im Ganzen hat. Die Bedeutung zeigt sich ebenso in der Kraft, die Menschen und Gemeinschaften an irgendwelche Ideen, Probleme, Dinge oder Personen binden. Die Kairoszeit ist also nicht leer wie die Uhrzeit und ist nicht von der Natur vorgegeben wie der Alterungsprozess. Sie enthält die spezifisch menschliche Relation zu etwas, was man als „Fülle des Lebens“ oder als Optimum bezeichnen könnte. Des Kairos werden wir uns gewöhnlich nur bewusst, wenn uns etwas besonders ganzheitlich bewegt.

Kurz gesagt: Zeit ist für uns Menschen nicht bipolar, sondern dreifaltig. Sie ist Chronos, Bios und Kairos. Dies hat eine gravierende Konsequenz: *Ohne zu wissen, wann einer lebt, lässt sich nicht sagen, was einer lebt.* Alles, was geistig für objektiv gehalten wird, gehört zu einer gewissen Zeit der Menschheit und kann in einer anderen Zeit nie dieselbe Bedeutung haben. Für den Menschen gibt es kein geistiges WAS ohne ein dazugehöriges WANN.

Wie aber lässt sich ein geschichtlicher Punkt in seinen Zeitbeziehungen eruieren? Dazu dient die kairologische Reduktion.

4 Karl der Große und seine dreifache Reduktion

Max Scheler spricht in seiner phänomenologischen Philosophie von einer „natürlichen Weltanschauung“, der jeweils bestimmte Tatsachen entsprechen, in denen die Dinge und die eigenen Zustände gemischt sind und die durch eine wissenschaftliche oder phänomenologische Reduktion zu „reinen Tatsachen“ werden [Scheler 1957, 431-502; Mader 1980, 61-67]. In diesem Sinne bemühen sich die bisherige Mediävistik, die Anhänger der Phantomzeitthese und die Kairologie auf unterschiedliche Weise um eine Reduktion.

Die Forschung rund um den fiktiven Karl hat etwas Eigenartiges aufgedeckt. In einer ab dem 19. Jh. sonst streng kausal arbeitenden Wissenschaft hat sich eine Mediävistik herausgebildet, die sich in gewisser Hinsicht bisher beschränkt auf das, was ich ideale Kausalität nennen möchte. Sie weigert sich, die Archäologie zur ergebnisoffenen Bewertung wesentlicher Erkenntnisse heranzuziehen. Mit dieser scheinbar irrationalen Weigerung steht sie nicht allein. Es stellt sich immer mehr heraus, dass die frühe Archäologie, vor allem der alten Kulturen des Vorderen Orients und Ägyptens, ihre Forschung in Verbindung mit der „natürlichen Weltanschauung“ ihrer Zeit entwickelt hat. So setzten englische Forscher wie Petrie oder Evans durch ihre Datierungen und Konstruktionen Geschichtsbilder durch, die seither nicht mehr wesentlich modifiziert wurden und heute als objektive Bildungsinhalte gelehrt werden [Heinsohn/Illig, 48-56]. Auch hier sind es Außenseiter, die inzwischen all das radikal in Frage stellen [vgl. Heinsohn/Illig; Braasch 1997]. Für mich hat die Gruppe, die sich um die Phantomzeitthese und die *Zeitensprünge* geschart hat, das Verdienst, die bisherige ideale, textbegründete oder weltanschauungsgebundene Kausalität auf eine reale, faktenbegründete zurückzuführen und damit zu den reinen historischen Tatsachen vorzustoßen.

Die kairologische Reduktion nähert sich dem Gegenstand von einer anderen Seite. Sie reduziert die Tatsachen auf die Menschen und nimmt sie als konkrete Erscheinungen der Art und Weise, wie sie zu einer bestimmten Zeit in Beziehung zu einem vielfältigen Ganzen sind. Ziel dieser Reduktion ist, herauszufinden, warum, wie lange und in welcher Weise diese oder jene Denk- und Verhaltensweisen für objektiv richtig und absolut notwendig erachtet werden. Sie bietet die Chance, das Problem des Motivs auf neue Weise zu bearbeiten. Jan Beaufort [fantomzeit: 21. Frage] stellte fest:

„Die Frage nach dem Motiv ist noch nicht geklärt. Illig hat für den Westen und für Byzanz [...] einige plausible Motive genannt. Illigs Vorschläge haben jedoch die Diskussion um das Motiv nicht beruhigen können. Auch gab es bislang keine Antwort auf die Frage, warum denn die arabische Welt den Zeiteinsatz übernommen hätte.“

Bisher finden sich vor allem zwei Begründungsebenen für die Motive. Die eine liegt im geistigen Vorstellungsraum der Beteiligten. Dieser ist etwa bei Otto III. religiös, heilsgeschichtlich und mit der Vorstellung verknüpft, „dass das Reich des Endkaisers beginnen kann“ [Illig 1999, 206].

Die zweite Ebene ist das historische Machtdenken. Mittels des Fluchtpunkts Karl wollte man die eigene Macht ausweiten und/oder absichern [vgl. Illig 1999, 241-246]. Die Motivebenen stützen sich wechselseitig und liefern dadurch ein (hier nur angedeutetes) geschlossenes Erklärungsmodell.

Nimmt dieses Modell die ganze Wirklichkeit in den Blick? Oder blendet sie einige Aspekte aus, weil sie nicht in ein geschichtswissenschaftliches Weltbild passen oder weil sie unerklärbar scheinen?

Ich nenne drei solche Aspekte, die bisher beobachtet, aber nicht weiter verfolgt wurden:

1) Karl den Großen wie auch die neue Zeitrechnung erleben Otto III. und seine Umgebung nicht als Wunschdenken, sondern als eine objektive Wirklichkeit, die von sich aus den Anspruch erhebt, realisiert zu werden. Bekanntlich findet Otto den großen Karl durch eine „Vision“. Er nimmt bewusst Bezug auf eine zweite, virtuelle, imaginäre, „übernatürliche“, aber bedeutungsvolle Welt, die für ihn ihre eigene Dynamik hat.

2) Das Karl = Wunsch = Wirklichkeit-Modell wird kollektiv über 250 Jahre innerlich mitgetragen. Zugleich fällt auf, dass das nicht kontinuierlich, sondern in Wellen geschieht.

3) Die kritisch historische Vernunft seit dem 18. Jh. ist unfähig, ihre eigenen methodischen Möglichkeiten auf die Entlarvung dieses Zusammenhangs von Wunsch und Wirklichkeit anzuwenden.

Beide bisherigen Reduktionen gehen von einem Geschichtsbild aus, das nur eine, nämlich die „reale“ Wirklichkeitsebene zulässt. Damit werden Visionen auf Wünsche und diese auf reale Bedürfnisse und Verhältnisse zurückgeführt. Gesetzt aber den Fall, der eigentliche Ausgangspunkt ist die Existenz einer zweiten Welt, die sich in der „Vision“ abbildet, dann könnten sich manche bis jetzt nur von außen betrachtete Sachverhalte erklären lassen, vorausgesetzt, wir wissen, wie diese zweite Welt aussieht.

Der Gedanke, dass zwei wesentlich verschiedene, aber analog aufeinander bezogene Welten für ein Kollektiv von Menschen möglich sind, sollte für uns heute keine grundsätzliche Schwierigkeit mehr sein. Unsere Wirklichkeit spielt sich immer selbstverständlicher in einer realen Welt *und* in einer virtuellen Cyberspace-Welt ab. Der realen Zustellung eines Buches geht ganz 'natürlich' ein Vorgang voraus, den das Mittelalter vielleicht als „Vision“ bezeichnet hätte, nämlich der virtuelle Weg vom Anschauen auf einer website bis zum Abbuchungsauftrag. Wenn dies analog auch auf die Geschichte zutrifft, dann ähnelt sie weniger dem Schreiben auf einem leeren oder ausge-

stalteten Briefpapier, als vielmehr dem Schreiben eines Briefes am Computer, über den der eigene kreative Text a priori mit einem formatierenden Programm verknüpft ist [vgl. Wertheim].

Für die Kairologie stellt sich also die Frage, inwiefern die Karlsvision von Otto III. im Jahr 1000, die von Friedrich I. veranlasste Heiligsprechung von Karl im Jahr 1165 oder die feierliche Umbettung Karls durch Friedrich II. im Jahr 1236 jeweils als ein historischer Kairos einzuordnen ist, der vertikal Ausdruck einer bestimmten Konstellation in einer „zweiten Welt“ ist. Für eine Antwort sind zuerst die tieferen Voraussetzungen für das Phänomen „Kairos“ wenigstens kurz zu erläutern.

5 Grundlagen einer kairologischen Phänomenologie

Die Grundthese der Kairologie ist, dass das In-Beziehung-Sein des Menschen zu sich und seiner Welt eine Dynamik besitzt, die wissenschaftlich erfassbar ist.

Eine solche Ansage erscheint einem Historiker normalerweise als zumindest unwahrscheinlich. Wer bisher mit historischen Landkarten gearbeitet bzw. selbst schon das eine oder andere Gelände kartografiert hat, ist an dieser Stelle vielleicht genauso skeptisch wie ein erfahrener Autofahrer, der erstmals mit einem Navigationsgerät konfrontiert ist. Er wird kaum nachvollziehen können, wie das Wissen um Relativitätstheorie und Quantenmechanik, der Einsatz eines GPS und die Peilung durch vier Satelliten es diesem Gerät ermöglichen, sich auf das Hier und Jetzt im Verkehr schneller, sicherer und zielbewusster einzustellen, als es je Stadtpläne leisten könnten. Wie ein Navigator zwischen dem realen Autofahrer und der unsichtbaren physikalischen Welt des GPS steht, so für die Kairologie ein Kairos zwischen der realen menschlichen Erfahrung und den Kräften des Kreativseins, die ein Global Human Timing System (GHTS) bilden. Ein satellitengestütztes Navigationssystem arbeitet mit den Kräften der Natur, die Dynamik des Kairos mit den Kräften des Kreativseins.

Das Kreativsein bezeichnet die schöpferische Vereinigung von „Werden“ und „Sein“. Mit dem Kreativsein ergeht es Historikern vielleicht so ähnlich wie den Physikern, als sie erstmals mit der von Marie Curie gewonnenen Substanz „Radium“ konfrontiert waren und sich fragten, wie sich diese neue Energie in die schon bekannten Energieformen einordnen ließe. Auch das Kreativsein hat zwar mit bekannten menschlichen Energien wie Liebe, Glaube, Hoffnung, Macht, Ruhm oder Sinn zu tun, ist aber damit nicht gleichzusetzen. Hier ein Versuch, dieses Phänomen zu beschreiben: Das Kreativsein ist eine Wirklichkeit, die so in sich selbst eins ist, dass sie in der realen Wirklichkeit des Menschen Einheit stiften kann. Wie das Sein des Menschen die

Bedingungen vorgibt, unter denen er überhaupt existieren kann, so das Kreativsein die Bedingungen für die Dynamik menschlicher Geschichte. Es bestimmt, auf welche Weise und mit welcher Kraft die Beziehung hergestellt werden kann. In diesem Sinne ist das Kreativsein die reale Einheit, die Mensch und Menschheit erfahren, als reale Möglichkeit bzw. Wahrscheinlichkeit.

Das Kreativsein ist eine Beziehungswirklichkeit. Sie ist Beziehung als objektive Wirklichkeit. Sie ist also nicht selbst „etwas“, sondern sie ist die Bedingung für die Möglichkeit des Menschen, mit sich selbst und seiner komplexen räumlichen und zeitlichen Wirklichkeit in Resonanz zu treten und so eins zu sein.

Das Kreativsein zeigt sich als Bedeutung der Wirklichkeit. Für den Menschen kommt es zuletzt nicht auf die Dinge an, sondern auf deren Bedeutung. Die Bedeutung drückt deren energetischen Gehalt aus. Sie enthält die Beziehung, die der Mensch zu etwas, zu jemand oder zu einem Prozess hat. Indem er etwas – gefühlsmäßig, gedanklich, handelnd – wahrnimmt, vollzieht er einen schöpferischen Akt, den spezifisch menschlichen Akt. Er taucht die jeweilige „Sache“ gleichsam in seine Beziehungskraft ein. Was davon nicht berührt oder durchdrungen wird, bleibt ihm gleichgültig. Es interessiert nicht, wird vergessen, als subjektiv, unlogisch, unsachlich abgetan. Oft zeigt es sich in der Selbstverständlichkeit, mit der Menschen und Kulturen etwas wahrnehmen. Es ist die Kraft und das Muster, was mit einem Begriff oder Satz, einer Idee oder Tat verbunden ist. [vgl. H. 50 f.]

Unter den vier Kräften, die im menschlichen Kreativsein wirken, ist die historische Kreativkraft geschichtlich maßgebend. Sie ordnet die vielfältige Erscheinungswelt auf das Maximum an ganzheitlicher Einheit und Bedeutung hin. Sie entspricht auf der Ebene des Menschen dem, was in der Natur die Gravitationskraft darstellt. In der Natur sind Trägheit und Schwere identisch, beim Menschen Wirklichkeit und Bedeutung. Die historische Kreativkraft wirkt in der Form von »Bedeutungsfeldern«. Solche Felder sind menschliche Informationsmatrizen, mit Schwingungen und Mustern, Knoten und Grenzen, die unsere Sinn- und Zeitmöglichkeiten ordnen, die sich aber nur in den »materiellen« Manifestationen der Geschichte beobachten lassen [H. 55].

Bedeutungsfelder entstehen dadurch, dass gewisse „Kreativräume“ und „-zeiten“ miteinander korrespondieren und so ein umfassendes System von „Kreativzeiträumen“ bilden. Die Klärung dieser 'kairologischen Jakobsleiter' führt dazu, dass wir wissen können, wo unsere Gegenwart – unsere historische 'Erde' – im Ganzen des geschichtlichen Kosmos ihren 'Ort' und ihre 'Bahn' hat. Genauso gilt dies für die menschlichen 'Fixsterne' der großen Persönlichkeiten und die 'Milchstraßen' der hohen Kulturen [H. 61-120].

Solche Kreativzeiträume fallen nicht einfach vom Himmel, weder von einem religiösen noch von einem philosophischen. Sie sind genauso wenig einfach das Produkt der menschlichen Evolution, erwachsend aus Versuch und Irrtum, aus geistiger Mutation und gesellschaftlicher Selektion oder aus dem Wettstreit der historischen Kräfte. Im ersten Fall werden die tatsächlichen Rhythmen der Generationen nicht ernst genommen, die sich so und nicht anders in einer Millionen Jahre dauernden eigenständigen Entwicklung herausgebildet haben. Im zweiten Fall wird die innere Selbsterfahrung des Menschen nicht ausreichend gewürdigt, die darin besteht, dass alle Autonomie und die damit verbundene Vielfalt die Rückbindung an irgendeine Art tiefer Einheit nicht aufhebt. Zu allen Zeiten waren sich Menschen und ganze Kulturen absolut gewiss, so und nicht anders handeln zu sollen, einer persönlichen oder kollektiven Vorsehung folgen zu müssen, deren Objektivität jeweils auf unterschiedliche Weise 'bewiesen' wurde.

Die eigentliche Geschichte des In-Beziehung-Seins spielt sich in der „black box“ von Menschen und Völkern ab. Sie befindet sich, wie schon gesagt, zwischen dem Input, der von allen Seiten begegnet, und dem Output, seiner bewussten Wahrnehmung, Wertung und (Um-)Gestaltung. Was dort geschieht, ist nicht einfach aus den vielen real wirkenden Kräften zu erklären, die es in der Geschichte gibt, also z.B. religiösen, geistigen, psychologischen, wirtschaftlichen oder Machtfaktoren. In der „black box“ existiert eine Welt, die dem Inneren eines Atoms vergleichbar ist. Sie ist real so klar zu verorten wie unsere Informationen auf einer Festplatte oder im Internet.

Es handelt sich um ein dynamisches System aus verschiedenen Mustern und Zyklen. Diese korrespondieren miteinander, bilden große und kleine Felder, sind alle aufeinander abgestimmt und zwar so, dass sie bis zu den Anfängen der Menschheit zurück und bis in den Personkern jedes Menschen hinein reichen. Die jeweilige Konstellation dieser menschlichen Kraftfelder stellt das Maximum dessen dar, was dem Menschen in Beziehung zu dem Ganzen seiner Wirklichkeit möglich ist. Dieser energetische Maximumfaktor hebt die vielen Kausalfaktoren in keiner Weise auf, die das Leben großteils prägen.

Wie der Weltraum durch Gravitationsfelder im Sinne von Einsteins allgemeiner Relativitätstheorie „gekrümmt“ ist, so ist es der Geschichtsraum eines Systems durch seine „Kreativfelder“. Das 'Licht' der Erkenntnis unserer Welt wird dadurch abgelenkt im Sinne des Optimums im Hier und Jetzt. Wie und in welchem Maße das geschieht, hängt davon ab, zu welchem Jahrgang, zu welcher historischen Spannung und Phase jemand gehört. Weil dem so ist, nehmen wir aus kairologischer Sicht die Bedeutung von Vergangenen in etwas anderer Weise wahr, als es ursprünglich gemeint war. Was wir bewusst konstruieren, ist in diesen Feldern energetisch verankert. Das Wissen um die innere Logik der Kreativfelder kann uns daher helfen, das nur scheinbar rich-

tige Bild vergangener Vorgänge zu korrigieren bzw. unsichere Daten zu justieren.

Jederzeit sind also bestimmte historische Wahrscheinlichkeiten gegeben. Wer sie aufgreift und sie zu jener konkreten Geschichte gestaltet, die dann wissenschaftlich erforscht werden kann, ist nicht vorherzusagen. Aber wenn es geschieht, kann gesagt werden, auf welchen historischen Kairos es sich bezieht – vorausgesetzt, man weiß um die Matrix dieser Wahrscheinlichkeiten.

Was wir gewöhnlich in der Geschichte als „Hochkultur“ bezeichnen (und dabei ist eher an Spenglers als an Toynbees Modell zu denken!), ist ein mehr oder weniger gut gelungenes Abbild eines ungeheuren historischen Gravitationsfeldes, in dem Milliarden Menschen sich wie die Sterne und der Sterneneinstaub um eine Achse drehen. Wie wohl jeder Stern ein eigenes System bildet, ist er zugleich Teil dieses Feldes, das sich in immer neuen Sternen aufbaut, sich in einem bestimmten Tempo und in einer gewissen Abfolge bewegt, Spiralarme bildet und schließlich seine innere Kohärenz wieder verliert. Bei diesem Weg handelt es sich um einen bislang bestenfalls erspürten Vorgang, dessen bewusste Erkenntnis sich auf den Horizont der eigenen Position beschränkt.

6 Die Matrix eines kulturell-historischen Systems

Grundlegend für die kulturell-historische Matrix ist die „historische Generation“. Sie ist das Kommunikationszentrum, in dem die Verbindung zwischen Kultursystemen und Individuen hergestellt wird. Vergleichbar dem Planck'schen Wirkungsquantum h besagt dies, dass sich die historische Energie nicht kontinuierlich, sondern in diskreten Zeiteinheiten verändert. Schon der spanische Kulturphilosoph und Zeitgenosse von Spengler und Friedell, José Ortega y Gasset sucht leidenschaftlich, aber vergeblich wie viele (vgl. z.B. Pinder), nach dieser Konstante und schreibt: „Die Generation ist der wichtigste Begriff der Geschichte und gleichsam die Angel, in der sie sich dreht“ [Ortega y Gasset, 82]. Das kairologische Forschungsergebnis ist: Die Konstante g einer historischen Generation ist 26,2 Jahre (36×9 Mondmonate). Ihre kreative Energie ergibt sich aus der Verbindung eines bestimmten geistigen „Feldes“ mit der Kreativzeit, in der sich die mikrohistorische Generationszeit (4 Lebensphasen = $4 \times 9 \times 9$ Mondmonate = 26,2 Jahre) mit der makrohistorischen Generationszeit (4 Schichtungen = $4 \times 9 \times 9$ Mondmonate = 26,2 Jahrgänge) verbindet. Die Generationsfelder wechseln innerhalb eines Systems in einer strengen, letztlich in generativen Rhythmen der Evolution fundierten Ordnung. Historisch sind sie gegen Ende einer Schichtung oder Generation am leichtesten, an den Übergängen am schwersten zu erkennen [H. 1992; 2010].

Die wichtigsten Kreativzeiten eines kulturell-historischen Systems zeigt die folgende Tabelle:

<i>Kreativfeld</i>	<i>Zeiteinheit</i>	<i>Jahrgänge</i>
Das System als kulturelles	45 Generationen	1.179 Jahrgänge
Das System als historisches	40 Gen.	1.048 Jg.
Eine Kulturepoche	15 Gen.	393 Jg.
Eine makrohistorische Phase	5 Gen.	131 Jg.
Eine Kulturphase	3 Gen.	78,6 Jg.
Eine Generation	4 Schichtungen	26,2 Jg.

Insgesamt sind gemäß der kairologischen Theorie neun solche Systeme möglich, wie sie schon Spengler behauptet, logisch aber nicht begründet hat. Das okzidentale System ist das achte davon und gegenwärtig noch in der Vollen- dung. Das neunte und letzte soll das russisch-slawische sein. Diese Systeme sind von den vielen anderen „Kulturen“ dadurch abgegrenzt, dass sie notwen- dig und direkt aus dem historischen Kreativsein hervorgehen [vgl. H. 131 ff.].

7 Die Matrix und das okzidentale System (OKS)

Matrix und Wirklichkeit

Wissen wir um das historische Kreativsein und darum, wie lang, breit und tief ein makrohistorisches Kreativfeld aussieht, dann bleibt immer noch die Frage, woher wir wissen wollen, wie die Wahrscheinlichkeitsmatrix genau auf die historische Realität passt. Schon Goethes Dichter in Faust I (*Vorspiel auf dem Theater*) fragt: „Wer teilt die fließend immer gleiche Reihe belebend ab, dass sie sich rhythmisch regt?“ [Goethe. V:146 f.]. In der Tat ist eine solche Abgren- zung weder durch präzisestes Bestimmen historischer Fakten noch durch geschichtsphilosophische oder -theologische Überlegungen sicher möglich. Die Dynamik jener historischen Kreativkraft, die alles auf das aktuelle Opti- mum hinordnet, ist gewöhnlich verborgen in dem, was wir für „Fakten“ und „Objektivitäten“ halten. Gewissheit können wir nur gewinnen, wenn sie sich selbst real zeigt.

Die Entdeckung des Punktes, an dem die Matrix anzulegen ist, verdankt sich dem Zusammentreffen glücklicher Umstände. Dies führte schließlich zur geistigen Durchdringung eines einmaligen Ereignisses, das in der ersten Hälfte des 20. Jh. zu beobachten war. Eine geschichtswissenschaftliche Ana- lyse der Schwingungen und Muster von drei Gliedern der Generationenkette des OKS – gleichsam eines historischen DNS-Ausschnittes – legte die unver- zichtbare Basis für die Erforschung des gesamten Systems. Daraus erwuchs das von mir entwickelte Okzidentale Kairos System (abgekürzt: HOKsys).

Das HOKsys definiert, wie sich die Matrix des makrohistorischen Systems zur geschichtlichen Wirklichkeit des Okzidents verhält. Wer um das HOKsys weiß, kann den makrohistorischen Kairos eines jeden Jahrgangs erkennen und daraus die kulturell-historischen Wahrscheinlichkeiten erschließen, an denen sich jeweils das schöpferische Wirken der Menschen ausrichtet.

Der Unsicherheitsfaktor für das richtige Anlegen der Matrix liegt gemäß meinen eigenen Untersuchungen bei ± 1 Jahr. Das HOKsys ist kein neues geschichtsphilosophisches Denkmodell, sondern eine geistige Form, die, wie in der Kernphysik, eine energetische Wirklichkeit des Menschen so gut wie möglich abbildet, die wir als solche selbst nicht ausdenken könnten.

Und so sehen gemäß HOKsys die wichtigsten Knotenpunkte des okzidentalen Systems aus. Sie sind als exakte Wahrscheinlichkeiten zu verstehen. Die „Zeugung“ erfolgt mit dem Jahrgang 577||874. Den Endpunkt der Kulturation, der Selbstverwirklichung des Urmusters, markiert der Jahrgang 2053. Knotenpunkte dazwischen bilden der Jahrgang 1267, mit dem sich die A-Epoche (bekannter als „Mittelalter“) verabschiedet, und der Jahrgang 1660, mit dem sich das Muster der B-Epoche (frühe Neuzeit) vollendet. Die historische Welteroberung hebt mit dem Jahrgang 1398 an und endet mit dem Jahrgang 1922. Verknüpft sind diese eigenständigen Bewegungen über die makrohistorischen Phasen, deren Spannungen jeweils fünf Generationen bzw. 131 Jahrgänge umfassen. Was wir als Realität vorfinden, spiegelt also das Zusammenspiel von drei eigenständigen Prozessen wider: die fraktale Differenzierung des geistigen Kreativraums, die Wellenbewegungen der historischen Kräfte und das Ringen in den makrohistorischen Phasen. Jeweils ca. 50 Jahre danach hat in der Regel jeder Jahrgang seine historische und kulturelle Konstellation in bewusstes Handeln umgesetzt – und die Historiker können die realgeschichtlichen Ergebnisse sammeln und einordnen [vgl. H. 197-252].

Was das System zusammenhält

Innerhalb seines organistischen Denkens beschrieb Spengler [237] „die *faustische* Seele, deren Ursymbol der reine grenzenlose Raum und deren »Leib« die abendländische Kultur ist“. In einer rationaleren Form spricht die Kairologie vom Kairos-Code des OKS.

Der kulturelle Kairos-Code des OKS ist das UN-ENDLICHE als RAUM und ZEIT. Das Ideal ist die absolute, energetische, „himmlische“ Beziehung, die nicht mehr eingeschränkt ist durch das Relative, Träge, Erdgebundene. Es geht um den Sieg über jede Art von Schwere. Sein ist nicht, wie in der Antike, das Gegenteil von Werden, sondern sein Kern. Es ist Akt, Tätigsein, wirkende Kraft. In diesem Sinne wird alles zur Funktion. Der Körper, sofern notwendig, wird reduziert zum Zeichen, zum Punkt (Auto, Mobiltelefon, Computer), über den die Beziehung zu anderen Punkten hergestellt wird. Die

Zeit wird reduziert zum Zeit-Punkt, der in Beziehung zu einer Unendlichkeit von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft steht. Auf welcher Ebene auch immer, alles drängt auf ein reines, energetisch funktionierendes Beziehungssystem hin [H. 200].

Aus dem Kreativraum des Systems gehen die Kulturepochen, Kulturphasen und Kulturgenerationen hervor. Diese „Kulturation“ drückt sich in den Bewusstwerdungs- und Gestaltungsprozessen von Menschen aus, die stellvertretend das historische Kreativsein verwirklichen. Das geschieht etwa durch Kunst und Wissenschaft oder durch die Schaffung eines bestimmten Musters, dem andere nachfolgen (etwa Ordensregeln, Redaktionsrichtlinien). Hier gilt das „kairologische Äquivalenzprinzip“. Es besagt: In einem menschlichen Kreativfeld zeigt sich der Kairos darin, dass das Bedeutungsvolle und das Reale äquivalent sind. Wie träge und schwere Masse in der Natur gleich sind, so in der Geschichte schöpferische Bedeutung und menschliche Objektivität. Alle Objektivität ist also als repräsentatio, als Vergegenwärtigung eines Kairos zu verstehen. Das tiefste Ideal in allen okzidentalischen Objektivierungen aber liegt darin, eine reine Beziehung zu dem Urmuster des „Un-Endlichen“ aufzunehmen.

Das große ABC des Okzidents

Kairologisch sind die drei Kulturepochen als „Kreativzeiträume“ dem „Kreativraum“ und der „Kreativzeit“ nach in folgender Weise zu bestimmen:

Hinsichtlich des „Raums“ hat die A-Epoche (ca. 900 bis 1300) sein Maß im unendlichen Raum des Geistes, die B-Epoche (ca. 1300 bis 1700) im unendlichen Welt-Raum, die C-Epoche (ca. 1700 bis 2100) im unendlichen Zeit-Raum. Was vernünftig ist, wird zuerst von der göttlichen oder geistigen Vernunft, dann von der Ich-/Wir-Vernunft, schließlich von der Welt-Vernunft her begründet. Jedem „Raum“ entspricht die Dominanz eines bestimmten Denkens. In der A-Epoche ist seine Ausrichtung vertikal, seine Form die Analogie. In der B-Epoche strebt alles danach, Horizontale und Vertikale, Analogie und Kausalität in der Balance zu halten. In der C-Epoche sind Horizontale und Kausalität die Dominanten des Denkens.

Die A-Epoche strebt danach, das Unendliche als mystisches Licht in religiöse Wirklichkeit zu verwandeln. Jede Kathedrale der Gotik ist eine Art Licht-Maschine, die mittels einer speziellen Glastechnik aus Tageslicht jenes göttliche, übernatürliche Licht produziert, das der Kultur ihre innere Energie liefert. Die Schwere des Mauerwerks und der Decke werden nach außen abgeleitet, sodass das Innen wie der Himmel auf Erden wirkt.

In der B-Epoche verwandelt sich das Unendliche in die Licht-Maschine der reinen Vernunft. Diese Ich-Vernunft, in der sich die Einheit des Ganzen sammelt, sei es geistig (Humanisten), leibhaftig (Kunst), religiös (Glaube)

oder politisch (Absolutismus), materialisiert sich in Schlössern statt in Kathedralen, gehorcht nicht mehr einfach der Schöpfungsordnung, sondern schafft sie selbst gemäß der eigenen Perspektive (Park), jagt nicht mehr Dämonen, sondern falsche Bilder und metaphysische Begriffe, lebt nicht mehr in strengen geistlichen, sondern strengen „höfischen“ Beziehungen (Etikette), verfolgt nicht mehr Ketzer, sondern die Unvernunft in der Gestalt von „Hexen“ oder „primitiven“ Kulturen, erforscht nicht mehr so sehr als Theologie die Wirkungen der göttlichen Gnade, sondern als Physik und Mathematik die der irdischen Natur (Mechanik von Himmel und Erde).

In der C-Epoche wechselt erneut die Ebene, während sich dasselbe Spiel gleichsam im dritten Stockwerk des Kulturgebäudes wiederholt. Die C-Epoche richtet sich auf das Ideal der reinen Weltvernunft aus. Die rationale Ordnung der Welt wird zum Ausdruck des Unendlichen. Die Kraft der Natur ersetzt die göttliche Kraft, das Geld die Gnade. Zivilisation ist das horizontale In-Beziehung-sein. Alles Reale wird in eine objektive Form des Begreifens umgerechnet und in Beziehung dazu gewertet. Maximal zu leben heißt ein Maximum in, mit und durch Energie zu verwandeln. Gleichzeitig mit der Globalisierung verbreitet sich der Glaube an die übernatürliche Vernunft des Geldes bis in die letzten Volksschichten hinein, verbunden mit der Utopie des Perpetuum mobile des sich selbst füllenden Geldautomaten.

Die „Zeiten“ sind das andere Medium, in dem das System in Beziehung zu sich selbst und seinem Kreativsein tritt. Jede Epoche hat ihre Zeitperspektive. Die Zeiträume in der Ferne sind es, zu denen sich die Realität zu verhalten hat. Der Blickwinkel der A-Epoche ist Re-ligio, Rückbindung. Für sie ist in der Vergangenheit schon als eigentliche Wirklichkeit gegeben, was die Gegenwart erst zu verwirklichen hat. Alle bedeutsamen Muster des Lebens kommen aus dem Reich der Toten, dessen Repräsentanten zu diesem Zweck eigens konstruiert werden, sofern sie nicht direkt auffindbar sind: Karl der Große als Idealkaiser, Gregor der Große als Idealpapst, Benedikt als idealer Ordensvater. Ihnen eifern die Könige und Päpste, die „Heiligen“ und Orden so nach wie die modernen Aktiengesellschaften und Staaten, Nobelpreisträger und Medien ihren Zukunftserwartungen.

Für die B-Epoche richtet sich alles aus auf das Ideal der Re-präsentatio, Vergegenwärtigung. Die innere Gegenwart der Ich-Vernunft als Wir-Vernunft ist der Maßstab. Die Kunst eines Malers besteht darin, diesen Kairos als Stand der inneren Selbstwahrnehmung zu objektivieren. Das Porträt ist ein biografisches Kairogramm, dem der Empfänger wie seinem eigenen Muster nacheifern kann und soll. Die Künste verkörpern jenen Mehrwert, den der Einzelne und die Gesellschaft durch ihren Bezug zu ihrer wahren Gegenwart erhalten. Die Herrscher nehmen das Bild, das sie sich und anderen von sich machen, zum absolut(istisch)en Maßstab.

Die C-Epoche orientiert sich an der Hoffnung auf die Zukunft. Ihr Ideal ist das Gegenteil der Re-ligio, nämlich die Pro-jectio, der Ent-wurf. Das Plan-soll der Zukunftsprojekte trägt innerlich das Maß der Gegenwart und gibt dieser objektive Bedeutung, wie der nächste Urlaub die jetzige Arbeitsleistung begründet. All diese großen Linien „krümmen“ jeweils einen Geschichtsraum von rund 400 Jahren so, dass das Kreativfeld ganz selbstverständlich Fühlen, Denken und Handeln durchdringt [vgl. H. 201 ff.].

Kairos-Analyse

Die okzidentale Matrix ermöglicht es, beliebige geschichtliche Punkte in Beziehung zu unterschiedlichen Bedeutungsfeldern auszuloten. Ausgangspunkt ist ein „Kairogramm“. Es definiert einen Kairos in seinen Relationen. Mit Hilfe einer Reihe von Parametern werden die realen Wahrscheinlichkeiten erfasst. Solche Kairogramme haben nichts mit sonst üblichen Horoskopen zu tun. Es geht in ihnen darum, innerhalb der vielen Kausalfaktoren, die die Komplexität jedes Einzelfalls ausmachen, den Maximumfaktor Kairos zu erkennen, der sie in Beziehung zu den historischen Kreativfeldern setzt. Wir untersuchen also die Phantomzeitthese, indem wir die Codes der wichtigsten geschichtlichen Persönlichkeiten bestimmen und kurz die Fakten in Relation dazu analysieren. Dabei kommt es darauf an, so nah wie möglich an das heranzukommen, was „in statu nascendi“ geschieht [vgl. Burckhardt, 18]. In den hier relevanten Fällen ist diese Methode überall gut anzuwenden. Es sei aber nicht verschwiegen, dass die Kairologie noch eine Reihe von Problemen aus-zudiskutieren hat, wie z.B. die Frage der genauen Zugehörigkeit zu einem System.

Wir machen es uns in einem zweiten Schritt zunutze, dass eine durchgehende geistige Synchronizität der ABC-Epochen gegeben ist. Kairologisch wird nach Jahrhunderten wieder derselbe Weg mit demselben Tempo gegangen, ohne den irreversiblen Zeitpfeil und damit die einmalige Verantwortung, die auf jedem lastet, aufzuheben. Bei aller Verschiedenheit sorgt die fraktale Struktur dafür, dass alle Jahrgänge, Schichtungen, Generationen, Phasen und Epochen miteinander durch Selbstähnlichkeiten in Beziehung stehen. Dem Kreativfeld einer bestimmten Persönlichkeit entsprechen zwei analoge Konstellationen. Selbst wenn an der prognostizierten Stelle kein herausragender „Stern“ am kulturell-historischen Himmel erstrahlt, können wir das hier vorhandene Kreativfeld beschreiben und meist in der Nähe fündig werden.

Althoff schreibt im Blick auf die reale Geschichte durchaus zu Recht: „Analogieschlüsse sind in aller Regel keine gesicherte Basis für wissenschaftliche Erkenntnis“ [Althoff 1996, 116]. Hier liegt jedoch ein anderer Sachverhalt vor. Die Analogien haben ihren Grund nicht in der Intuition eines geborenen Geschichtskenners, für den z.B. ein Spengler sich hielt. Sie werden theore-

tisch kontrolliert durch das Beziehungsnetz, in dem evolutive Zeit und geistiger Raum a priori aufeinander bezogen sind. Praktisch durchdringen sie die gesamte Wirklichkeit einer Zeit.

8 Karlskult und Europakult

Dass und wie seit über 200 Jahren Karl der Große als „Vater Europas“ wieder periodisch zu Ehren kommt, ist kein Zufall, sondern folgt einer tieferen Logik. In diesem Sinne analysieren wir die historische Evolution der C-Epoche vom 18. bis zum 21. Jh. nicht nur als irreversiblen „Fortschritt“, sondern auch als reale Analogie zur A-Epoche zwischen ca. 900 und 1300.

Vor allem beziehen wir die Kaiser Otto III. und Napoleon, Friedrich I. Barbarossa und die Europapolitiker der zweiten Hälfte des 20. Jh. ein, sowie den Staufer Friedrich II. und die erste Hälfte des 21. Jh. Jeder dieser Repräsentanten ist kairologisch dreifaltig in Relation zu den geistigen Mustern, den historischen Kräften und zur jeweiligen makrohistorischen Spannung zu betrachten. Bei den wichtigsten Personen und Zeiteinheiten wird in Klammer der Jahrgang und die kairologische Kennzeichnung nach HOKsys angegeben.

Die folgende Tabelle zeigt eine Übersicht zu den drei Epochen des okzidental-systems im Blick auf die großen Spannungen, in denen die Kultur-

Abb. 1 Die Dialektik der makrohistorischen Phasen der ABC-Epochen

<i>Okzident</i>	<i>Aufbruch</i>	<i>Kampf</i>	<i>Versöhnung</i>
A-Epoche	Aa	Ab	Ac
(ca. 900 –1300)	Jg. 874–1005 Geist-Vernunft und Wir-Vernunft, Kaiser- tum und Papsttum, Hl. Röm. Reich, Cluny	Jg. 1005–1136 Kampf um die rechte Feudal- ordnung, Investiturstreit, Zisterzienser	Jg. 1136–1267 Kirchlicher Absolutismus, Staufer, Bettel- orden
B-Epoche	Ba	Bb	Bc
(ca. 1300 –1700)	Jg. 1267–1398 Wir-Vernunft und Ich-Vernunft, Konzili- arismus, Renaissance	Jg. 1398–1529 Kampf um die rechte Glau- bensvernunft, Landesherren- tum, Reformatoren	Jg. 1529–1660 Höfischer Abso- lutismus, Bour- bonen, Jesuiten
C-Epoche	Ca	Cb	Cc
(ca. 1700 –2100)	Jg. 1660–1791 Ich-Vernunft und Weltvernunft, Franzö- sische Revolution, Aufklärung	Jg. 1791–1922 Kampf um die rechte Welt- Vernunft, Kolonial- und Weltkriege, Naturwissen- schaft	Jg. 1922–2053 Rationaler Ab- solutismus, Pax Americana, Medien

idee mit den historischen Kräften um ihre Durchsetzung ringt. Dreimal wiederholt sich die Dialektik von Aufbruch, Kampf und Versöhnung. Fünf Generationen sind jeweils beteiligt. Der Prozess folgt jeweils dem Muster von vier Transformationsstufen, ehe er in einer Synthese und Beruhigung endet.

Otto III. und Napoleon

Kaiser Otto III. (980/A2b1) steht innerhalb der zweiten Kulturphase (Jg. 953–1031/A1) am Übergang von der neu aufbrechenden „Geistgeneration“ (Jg. 953–979/A1a) zur objektivierenden „Ordnungsgeneration“ (Jg. 979–1005/A2b). Der junge Kaiser, hochbegabt, für seine Zeit bestens gebildet, tatkräftig, aber selbst noch im Werden, hat mit diesem kulturellen Kairos die Chance, in seiner Person in höchstem Maß das Ganze zu repräsentieren und gleichzeitig die Weichen für eine dauerhafte Objektivierung des Neuen zu stellen [vgl. Althoff 1996: 2005, 153-201].

Otto III. gehört, zweitens, zur ersten makrohistorischen Phase des okzidentalen Systems (Aa, siehe Abb. 1), welche fünf Generationen bzw. 131 Jahrgänge (874/875=577/578 bis 1005) umfasst. In ihr ringen die führenden Kräfte um die Durchsetzung der neuen „aufgeklärten“ Ideen von Kaisertum und Papsttum als die beiden Pole einer geistigen Einheit. Otto III. steht innerhalb dieser Spannung an der Stelle, an der dieser Kampf mit maximalem Einsatz ausgetragen wird. Eine entscheidende Rolle für die Form, in der Otto III. zum „Endkaiser“ avancieren kann, spielt darin Gerbert von Aurillac (vor 945/A1c3), der von Otto III. zu seinem Lehrer und später zu Papst Silvester II. erwählte Geistliche. Er steht am Ende der dritten Schichtung der ersten „Beziehungsgeneration“ [vgl. Lindgren, 69-99; Althoff 1996, 115; Burckhardt 46 ff.]. Genauso wichtig könnte das geistige Erbe des Vaters Otto II. (955/A2a1) gewesen sein, der offenbar selbst schon die Grundidee hat [Althoff 2005, 137-152]. Dieser Wunsch ist vermutlich von Theophano (955) und Adelheid (931) weitergetragen worden. Wichtig zum Verständnis dessen, wie Otto III. wohl weiter agiert hätte, sind auch die beiden nachfolgenden Kaiser Heinrich II. (973/A2a4) – und sein Missionsbistum Bamberg [Althoff 2005, 214] sowie Konrad II. (990/A2b2) – und seine Förderung der Romanik (Speyer). Der mit knapp 22 Jahren gestorbene Otto hätte voraussichtlich in ähnlich entschiedener Weise die ottonische Renaissance überall hingetragen wie seine beiden Nachfolger – allerdings mit noch stärkerer persönlicher Ausstrahlungskraft.

Die dritte Perspektive ist die der rein historischen (hier etwas vernachlässigten) Kräfte. Auf dieser Ebene verlagert sich die politisch dominante Macht auf vier Transformationsstufen innerhalb eines Systems immer von innen nach außen und kehrt wieder zurück. Das Machtzentrum liegt in der ersten historischen Phase gleichsam im Herzen des Ganzen, in der „deutschen Nation“.

Die Zeit Ottos III. spiegelt sich kairologisch in der französischen Revolution und in Napoleon. Otto III. (980=1766/A2b1) und Napoleon (1769/C2b1) trennen in ihrem historischen Kairos analog nur drei Jahre. Beide stehen gemäß HOKSSys in der ersten von vier Schichtungen einer fünften Generation. Eine zweite Analogie erscheint wichtig: George Washington (1732/C1c3) und Silvester II. (vor 945/A1c3) sind nur ein Jahr auseinander; Immanuel Kant ist geistig nahe (1724/C1c2). Kombinieren wir den Freiheitsidealismus eines Schiller (1759) oder Fichte (1762) mit Napoleons strategischer Durchsetzungskraft, kommen wir analog der Ausrichtung des jungen Otto III. nahe.

Abb. 2 Die Generationen der makrohistorischen Aufbruchphasen der A- und C-Epoche, zu denen Otto III. und Napoleon gehören

Generation	1	2	3	4	5
Aa	874–900	900–926	926–952	953–979	979–1005
Ottonen	Heinrich I.	Otto I.	Silvester II.	Otto II.	Otto III.
Ca	1660–1686	1686–1712	1712–1738	1739–1765	1765–1791
Aufklärung	Vico	Voltaire	Kant	Goethe	Napoleon

Für die A-Epoche ist jede neue Idee Rückbindung an ein schon vorgegebenes, Person gewordenes Muster. Für die C-Epoche ist sie das 'noch nicht' eines Zukunftsentwurfs. Etwa 800 Jahre später gilt 1804 die Selbstkrönung Napoleons zum Kaiser nicht nur den Franzosen, sondern der Vision eines im aufgeklärten Geist geeinten Europas. Auch die französische Revolution versucht sich an einer Kalenderumstellung, um die Aufklärung im gesamten Leben zu verankern. Der *Code Napoleon* ist das neue Glaubensbekenntnis, für dessen europäische Durchsetzung in den Kriegen 'missioniert' wird [Helfeld, 175-200].

Hegel (1770/C2b1) liefert die geschichtsphilosophische Begründung für das bei sich selbst angekommene Bewusstsein, das endgültige Reich der Vernunft. In analoger Weise haben zuvor die Skriptorien von Cluny über Reichenau, Hirsau oder Köln die neue Zeitrechnung objektiviert.

Ottos Einheitsstiftung enthält in religiöser Form die Leitideen „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“, die fast 800 Jahre später 'gleichzeitig' in säkularisierter Form anvisiert werden. Das Kaisertum steht in dieser „ottonischen Renaissance“ für die Freiheit der Kirche (Befreiung der Päpste aus der Abhängigkeit des römischen Adels), die heilsgeschichtliche Gleichheit vor dem Ende (Zeitrechnung, mahnende Räderuhren) und die Brüderlichkeit als christliche Einheit im Geist (Gnesen, Ungarn, Moskauer Gesandtschaft, Verbindung mit Byzanz) [Illig 1999, 187-204]. Mit der zeitlichen Umstellung ist

zugleich das Weltende als „Vollendung einer innerlich notwendigen Entwicklung“ fixiert [Spengler, 547]. Die Zeitlinie richtet die Kultur – wie ein altägyptischer Prozessionsweg – auf ein unbedingtes Ziel aus. Der personale Fluchtpunkt für alle drei Ideale aber ist Karl der Große.

Weiten wir von hier den Blick aus auf die dazugehörigen Generationen bis zu den Jahrgängen um 1005 bzw. 1791, so können wir die Ähnlichkeit der Muster in der Verschiedenheit der Formen wiedererkennen. Den Ottonen entsprechen beispielsweise die aufgeklärten Herrscher (Preußen), den Reichsbischöfen das aufgeklärte Bürgertum (Voltaire, Goethe) und die neuen Philosophen der kritischen Vernunft (Kant, Hegel). Wie die fränkische Merowingertradition sich in die ottonische Aufklärung und deren Kampf für die Erneuerung des Heiligen Römischen Reichs verwandelt, so das dynastische Prinzip des Erbadels in ein Herrschertum, in dem der König sich als der „erste Bürger“ (Friedrich der Große, Josef II.) eines aufgeklärten Staatsideals versteht.

Die neue kosmopolitische Reformbewegung geht nicht mehr von Cluny oder Hirsau, sondern von der Aufklärung in England (Freimaurer), Frankreich (Voltaire, Rousseau) und Deutschland (Kant, Lessing) aus. Die Unabhängigkeitserklärung der USA (1776) ist das Werk von Thomas Jefferson (1743/C2a1), der analog zu Otto II. (955/A2a1) steht [Kinder/Hilgemann, 291]. Die Führer der französischen Revolution (Mirabeau, Robespierre) stammen aus der vierten Generation, aus der auch Otto II. kommt. Aus den Spontanaufbrüchen und der chaotischen Zerstörungswut der Jakobiner entsteht das Ideal eines aufgeklärten Europas, dessen Herrscher geheiligt und gesalbt werden durch den Eid auf eine ‚Verfassung‘. So findet die Geschichte des Karlskults sein analoges Gegenstück in der Entwicklung einer aufgeklärten Gesellschaft, für die das Urmuster nicht in einer fiktiven Vergangenheit, sondern in einer fiktiven Zukunft liegt.

Zweimal „Investiturstreit“

Genauso ist die zweite (Ab) und achte (Cb) makrohistorische Phase synchron zu betrachten. Das ottonische Grundmuster kann bis zur Synode von Sutri 1046 aufrechterhalten werden. Ab 1050 zeigt sich immer deutlicher, dass für die Kirche aus der Freiheit *von* den Feudalherren die Freiheit *für* ihren Anspruch wird, selbst zu bestimmen, wer die Interessen des Kirchenvolks vertritt. Der Investiturstreit des 19. Jh. ist der Kampf der ‚alten‘ konstitutionellen Monarchie gegen die verschiedenen Freiheits- und Befreiungsideologien wie Liberalismus, Sozialismus oder Kommunismus. Die Frage lautet nun: Haben die Vertreter der Dynastie oder das Volk, vertreten durch Presse und Parteien, das Recht, die Gesetze, die Staatsorgane, die Richtung der Politik und die Minister zu bestimmen? Gleichzeitig beginnen die „Nationen“, die

vorher vor allem Funktion dynastischer Beziehungen waren, gewisse nationale Rechte zu fordern und durchzusetzen – was der Entwicklung des Lehenserbes im 11./12. Jh. entspricht. Im Namen der Freiheit sichern sich immer mehr Geldhäuser, Versicherungen und Presseorgane besondere Rechte, wie gleichzeitig in der A-Epoche die Ordensgemeinschaften und Abteien. John Mill (1806/C2c3) und seine Schrift *On liberty* ist fast zeitgleich mit Gregor VII. (1021/A2c3) und seinem *Dictatus Papae*. Aufstände und Streiks hier, „Sozialistengesetze“ dort, also gegenseitige Bannungen, bestimmen den Umgang miteinander. Die Zeit nach dem Tod von Gregor VII. (1085) bis zum Wormser Konkordat (1122) hat sein Gegenstück in der Zeit zwischen 1871 und 1914.

Diese Gegensätze heben den gleichzeitigen gemeinsamen „Imperialismus“ nicht auf. Fast ‚synchron‘ mit dem Konzil von Clermont (1095) finden verschiedene Konferenzen statt zur gemeinsamen Weltaufteilung in ausbeutbare Rohstoffgebiete. Die englische Besetzung Ägyptens (1882) und der erste „Kreuzzug“ ab 1096 laufen gleichzeitig ab. In der A-Epoche geht es um die Befreiung der religiösen Energiequellen des Hl. Landes von den „Ungläubigen“ und die Sicherung der Wallfahrt nach Jerusalem. Der Imperialismus gegen Ende des 19. Jh. beschließt einen gemeinsamen Frieden für die Zeit, in der die Welt der Rohstoffe den „primitiven Völkern“ weggenommen und unter den Industrienationen gerecht verteilt werden sollten. Außerdem soll der Kolonialismus so geregelt werden, dass künftig jeder Zugang zu seinen Rohstoffquellen hat.

Im Widerspruch zu den modernen Strömungen von Kapitalismus und Sozialismus und im Kontrast zum technischen Fortschritt hin zu Eisen und Stahl (Eiffelturm) verfolgen Staat und Großbürgertum die Tendenz, historische Architekturformen täuschend echt nachzuahmen. Das Kaisertum setzt im letzten Drittel des 11. Jh. in Aachen, orientiert an St. Vitale in Ravenna, ein architektonisches Gegenstück zum damaligen romanischen Kirchenbau. Im 19. Jh. übernimmt diese Funktion die Architektur des Neoklassizismus, die auf den ersten Blick aussieht, als sei hier ein altgriechischer Tempel im Namen Europas erhalten geblieben. Zu denken ist auch an Leo von Klenez Europavision: *Ideale Ansicht der Akropolis und des Areopag in Athen* (1846).

Friedrich I. und die Zeit nach 1945

Aus der Matrix des HOKsys geht auch hervor, dass das 12. Jh. (stets um 786 Jahre versetzt) dem 20. Jh. entspricht. Einerseits nehmen, entgegen dem Ausgleich von Worms, die Kämpfe zwischen Papst und Kaiser im 12. Jh. nochmals an Schärfe zu und enden im Kalten Krieg des Schismas von 1159 (= 1945) bis 1185 (= 1971). Andererseits tritt mit Friedrich Barbarossa (1122/A4a2 = 1908) ein neuer entschiedener Repräsentant des Karlsmythos auf [Lau-

dage]. Während der große Abt Suger von St. Denis (1080/A3b4=1866) Karl den Großen noch für eine neue französische Monarchie benützt [vgl. Illig 1996, 376-380], gehört Friedrich I. bereits zu jener Aufbruchsgeneration, für die er das verkörpert, was im 20. Jh. UNO, Menschenrechte, die „freie Welt“ oder ein „demokratisches Europa“ bedeuten. Die Heiligsprechung Karls des Großen 1165 ist mit der Durchsetzung der Charta der Vereinten Nationen und dem Versuch, eine Weltregierung im Sinne der Menschenrechte zu etablieren, zu vergleichen [Illig 1995, 343]. Was damals die „Gottunmittelbarkeit des Kaisertums“ ist [Laudage, 112 f.], das ist im 20. Jh. das Ideal einer sozialen Marktwirtschaft.

Abb. 3 Makrohistorische Phasen des Kampfes

Generation	1	2	3	4	5
Ab	1005–1031	1031–1057	1057–1083	1084–1110	1110–1136
Investiturstreit	Gregor VII.	Anselm	Abaelard	Bernhard	Friedrich I.
Cb	1791–1817	1817–1843	1843–1869	1870–1896	1896–1922
Kolonial- und Weltkriegszeit	Bismarck	Marx	Freud	Hitler	Kennedy

Erst im 12. Jh. erhält Aachen, das damalige Brüssel oder Strassburg, seine reale Bedeutung. Alle Länder, Herrscherhäuser, Abteien oder Diözesen rechtfertigen sich durch Rechte, die sie in den erfundenen Jahrhunderten erworben haben. Genauso werden im 20. Jh. die „Rechte“ der Menschen und Völker verschriftlicht, „im juristischen Sinne der Eigentumsfixierung“ [Illig 1999, 245], um sie in der Zukunft real zu erreichen.

Wird in der A-Epoche das 'schon immer' Gewesene fixiert, so wird in der C-Epoche das 'noch nicht' zum Maß erhoben, das alle einzulösen haben. Erst aus der Orientierung an einer fiktiven Zukunft, von der französischen Revolution bis ins 21. Jh., erhalten die im Nachhinein wahnwitzigen Begründungen für die modernen Eroberungskriege, die Vernichtung ganzer Völker, den Tod von Millionen auf Schlachtfeldern, in Arbeits- und Konzentrationslagern ihre historische Kraft.

Die zweite Hälfte des 20. Jh. wird bestimmt vom starken allgemeinen Glauben an ein vereintes Europa, das nach der Entspannungspolitik unter Nixon bzw. Kissinger und Brandt ab 1970 und dem Zusammenbruch der sowjetischen 'Oboedienz' 1990 (=1204) zur Durchsetzung eines westlichen Neokapitalismus führt, dem die Universalherrschaft von Papst Innozenz III. (1160=1946/A4b4) entspricht. Die als historische Berichte verfassten Karls-

dichtungen unter Friedrich I. (Rolandslied, Einhard, Notger der Stammler [Illig 1996, 344-348]) haben ihr Pendant in einer neuen Geschichtsschreibung nach 1945, die den Pessimismus eines „Untergang des Abendlandes“ hinter sich gelassen hat und stattdessen die „offene Gesellschaft“ als objektiv notwendige Zukunft propagiert (Popper 1902/C4a1) [vgl. Illig 1995, 344]. Damit wird auch die „Zeit der Ideologien“, der moderne Investurstreit, beendet und auf eine Globalisierung zugesteuert, die der Universalität des Mittelalters auf einer neuen Ebene nahe kommt [vgl. Illig 1995, 346].

Friedrich II. und das 21. Jahrhundert

Gemäß der kairologischen Theorie verhält sich die Zeit zwischen 2000 und 2050 hinsichtlich des Tempos und der Muster, der Probleme und der Lösungsfindung analog zur Zeit zwischen 1214 und 1264.

Abb. 4 Makrohistorische Phasen der Synthese

Generation	1	2	3	4	5
Ac	1136–1162	1162–1188	1188–1214	1216–1241	1241–1267
Kirchlicher A.	Innozenz III.	Franziskus	Friedrich II.	Bonifaz VIII.	Eckhart
Cc	1922–1948	1948–1974	1974–2000	2001–2027	2027–2053
Rationaler Absolutismus	Kohl	Obama	?	?	?

In beiden Epochen sind wir in der makrohistorischen Phase der Synthese angelangt. Zu Beginn des 21. Jh. geht es nicht mehr um Orden, sondern um moderne Wissenschaft und Informationsmedien, nicht mehr um Päpste, sondern um die Kräfte eines aufgeklärten, freien und global denkenden Geistes, nicht mehr um Kaiser und Fürsten, sondern um übernationale politische Zusammenschlüsse und Nationalstaaten, nicht mehr um Gnaden-, sondern um Geldvermittlung, nicht mehr um Kathedralen, sondern um Gesellschaftssysteme, nicht mehr um Bettelmönche, sondern um Medienkonzerne, die sich von Werbeeinnahmen finanzieren. Die Bauern sind zu Arbeitern, die Krieger zu Unternehmern, die Klöster zu Redaktionen, die individuellen Seelen zu Automaten wie Autos oder Mobiltelefone geworden. Aus Ketzern wurden Terroristen, aus der Inquisition der Datenschutz, aus Diözesen Landesbanken, aus Templern Versicherungskonzerne, aus Ritterturnieren Weltmeisterschaften, aus Zisterzienserklöstern Max-Planck-Institute, aus Städten Konzerne und aus Städtebünden Dax und Dow Jones.

Im Einzelfall lässt sich über die richtige Analogie diskutieren. Wichtiger ist: Alle Formen haben sich gewandelt, gleich geblieben sind die Relationen,

die Stellung der einzelnen Phänomene im Ganzen, das Tempo der Bedeutungsveränderungen.

Kaiser Friedrich II. (1194/A5a1=1980) gehört, genauso wie Albertus Magnus (1200) oder Roger Bacon (1214), wieder zu einer Aufbruchsgeneration wie sein Großvater Friedrich Barbarossa. Dieser Kaiser verkörpert in mittelalterlicher Form das selbstbewusste weltoffene „globale“ Denken. Seine Generation ist die erste der fünften und letzten Kulturphase der A-Epoche.

Das große geistige Thema ist die abschließende Synthese von „Gnade“ und „Natur“, für die die Hochscholastik mit Thomas von Aquin (1225/A5b2=2011) und Bonaventura (1221/A5b1) steht. Den Abschluss nach über 390 Jahrgängen repräsentieren Dante, Giotto und Duns Scotus (alle um 1265).

Die Kaiserkrönung von Otto III. durch den Papst ist noch selbstverständlich, Friedrich I. erzwingt sie sich, Friedrich II. krönt sich selbst [Illig 1999, 243]. Letzterer schließt die wesentliche Ausgestaltung des Karlskultes ab, bereichert ihn unter anderem mit einem Tiergarten, an dem Karl seine Freude haben durfte. Er hat einen besonderen Sinn für die Symbolhaftigkeit der realen Natur. Sein Tiergarten versinnbildlicht offenbar die mögliche Gemeinschaft ganz unterschiedlicher 'Tiere' wie Christen, Juden und Moslems, wie die unterschiedlichen Völker der damaligen bekannten Welt – als eine politisch gedachte Vorwegnahme des endzeitlichen Zustands. Nicht minder aufschlussreich ist sein Falkenbuch *Über die Kunst, mit Vögeln zu jagen* [Jeismann 2000, 67]). Lesen wir es kairologisch, so beantwortet es in mittelalterlicher Form eine moderne Frage: Wie lässt sich der Mensch, der von Natur aus nur an seinem Vorteil interessiert ist (Falke), so erziehen, dass er für das Gemeinwohl 'jagt', und zwar in Zeiten grenzenloser unsichtbarer Kommunikationsnetze (Freiheit des Luftraums)?

Der Generation von Friedrich II. entsprechen in der C-Epoche die Jahrgänge 1974 bis 2000. Der Google-Kosmopolitismus, die Synthese von Naturwissenschaft und Holismus, sowie eine neue historische Vernunft stehen den Vorfahren sehr nahe. Beide sind jeweils die letzte Aufbruchsgeneration, für die der Geist den Vorrang vor jeder endgültigen Form hat. Damit werden aus der aktuellen Generation noch einmal 'junge Europäer' hervorgehen, die für den Vorrang menschengemäßer Politik und gegen den rationalen Absolutismus kämpfen.

Die Hochzeiten des Karlskultes als Muster für das „Heilige Römische Reich“ zeigen sich kairologisch immer verknüpft mit der geistigen Aufbruchshaltung von a-Generationen. Genauso erlebt die Idee eines geeinten Europas im Zeichen aufgeklärten Denkens in der C-Epoche dreimal einen auffälligen Schub. In der Generation, die die Französische Revolution trägt (Jg. 1739–1765), in jener, die ein „offenes Europa“ nach der Zeit der Natio-

nalismen und Weltkriege anstrebt (Jg. 1896–1922) und schließlich in der heute noch jungen Generation (Jg. 1974–2000), die auf eine sehr nüchterne Weise die Welt als ein radikales Beziehungsnetz erlebt, in dem alle 'Tiere' auf ihre Weise Platz haben.

Am Ende dieses Durchlaufs können wir vielleicht besser verstehen, auf welche imaginäre, aber nicht irrationale zweite Welt sich die Visionen der großen Kaiser beziehen, woher die Rhythmik des Karlkultes kommt und warum die Geschichtswissenschaft der C-Epoche bisher nicht in der Lage war, Karl den Großen unvoreingenommen zu bearbeiten.

9 Zur Zeiterfindung in Ost und West

Fast gleichzeitig wird in zwei kulturell-historischen Systemen, dem okzidentalen und dem orientalen, die Chronologie geändert. Die Einzelheiten sind noch nicht abschließend geklärt. Kairologisch ist es wichtig, die wesentlich verschiedene Bedeutung dieser Zeitachsenkorrektur herauszuarbeiten.

Die Erfindung einer neuen Zeitachse ist für das OKS eine Notwendigkeit, die aus der inneren Dynamik der ersten historischen Phase hervorgeht. Der Fixpunkt „1000 nach Christus“ sichert nicht nur dem neuen Kaisertum, in enger Verbindung mit dem Papsttum, seine Macht, sondern begründet in der Funktion des Kaisers als „Servus Jesu Christi“ das ewige Heil [Illig 1999, 193], weil es über diese Fixierung zugleich Macht über das künftige Weltende gewinnt. In ihrem Handeln erhalten Kaiser und Papst somit für die jenseitsbezogene Zukunft aller eine wesentliche Bedeutung.

Die chronologische Zeitachse, die später in beide Richtungen fast unendlich verlängert wird, stellt bis heute das Rückgrat des gesamten Systems dar. Verglichen mit der verwirrenden Vielfalt vorausgehender Zählungen und dem unbeirrbar nebeneinander, das im Raum des früheren orientalen Systems noch heute besteht (und das nur angesichts der Macht westlicher Zivilisation nicht so auffällt), gilt von 1000 an im Abendland ein einheitlicher Takt, der zugleich Heilsfunktion hat. Mit jedem Glockenschlag der Räderuhren, die angeblich Gerbert erfunden hat [vgl. Burckhardt, 45-52], kommt das Jüngste Gericht näher.

In den vergangenen 1000 Jahren haben sich natürlich die Formen des seelischen Drucks gewandelt. Für die A-Epoche des Mittelalters ist die Zeitzählung auf ein objektives Ende von allem ausgerichtet. Die irdische Zeit ist extrem kurz gegenüber der zu erwartenden Ewigkeit. Diese Zukunft wird in möglichst vielen „ewigen“ Strukturen vorweggenommen. Die Zeit scheint sich real zu verlangsamen. In der B-Epoche der Neuzeit synchronisieren Uhren und Kalender immer mehr die städtische Gegenwart. Ab dem 18. Jh. dient sie mehr und mehr der Planung von Zukunft und dem Konservieren der

zu Vergangenheit gewordenen Zukunft mit der damit verbundenen Zeitreliquien-Verehrung in Museen und Informationsspeichermedien. Es wächst das Bedürfnis nach „Beschleunigung“. Immer mehr an Welterfahrung ist in immer kleinere Zeiträume zu zwängen. Aber auch all das folgt aus dem Ur-Code des Systems. Maximal und frei leben heißt, die endliche Zeit soweit wie möglich zu überwinden.

So viele äußere Verflechtungen auch bestehen mögen, die byzantinische und islamische Neugestaltung der „Weltära“ erhält seine wahre Bedeutung kairologisch erst aus der Relation zu dem, was ich „Orientales System“ (ORS) nenne. Seine genaue Datierung steht noch aus. Kairologisch spricht einiges dafür, dass das System um etwa -16 begann, so dass das 6. und 7.||10. Jh. seine „Reformationszeit“ und „Gegenreformation“ darstellt [H. 189-191]. Daraus gehen, wie im Westen auch, drei dogmatische Glaubensansätze oder „Konfessionen“ hervor: eine vielgestaltige Orthodoxie, das Judentum und der Islam. Im OKS heben die lutheranische und calvinistische Richtung zwar nicht die Zeitachse auf, aber sie entleeren diese, indem sie 1.400 Jahre ‘Tradition’ streichen. Interessanterweise tilgt auch die Römisch-katholische Kirche nach dem Konzil von Trient (1545–1563) ‘Tradition’, und zwar im Bereich der Liturgie die Entwicklungen der vorausgehenden 200 Jahre [Jedin, 523]. In dieser kairologischen Rechnung entspricht das Jahr 959, in dem der maßgebliche byzantinische Kaiser Konstantin VII. stirbt [Illig 1999, 159-169], dem okzidentalen Jahr 1552. Gerade da das ORS in sehr verschiedenen geprägte Welten zu zerfallen scheint, können solche (noch korrigierbare) Vergleichszahlen Fachhistorikern helfen, die Abläufe genauer zu rekonstruieren.

Wie sehr die Zeitumstellungen von Otto III. und Konstantin VII. Porphyrogennetos auf zwei wesentlich verschiedene Bedeutungsfelder ausgerichtet sind, kann das Schisma von 1054 erhellen. In diesem Jahr wird die Differenz historisch unübersehbar. Es handelt sich um die Trennung der West- von der Ostkirche, die bis heute gilt, auch wenn inzwischen der Bann aufgehoben ist. Der Grund erscheint auf den ersten Blick spitzfindig zu sein. Für die griechisch-orthodoxe Theologie ging und geht der Hl. Geist aus dem Vater durch den Sohn hervor. Das spiegelt sich auch im Selbstverständnis eines byzantinischen Herrschers. Wie die Ikonen im religiösen Raum, so lässt der Kaiser im Machtraum das Göttliche in seinem „Bild“ durchscheinen (Epiphanie) [vgl. Wessel, 109].

Der Westen dagegen fügt in das gemeinsame Große Glaubensbekenntnis ein „Filioque“ ein, dies natürlich in dunklen Jahrhunderten. Demnach geht der Hl. Geist „aus dem Vater und dem Sohn“ hervor. Das beschwört auf symbolische Weise die absolute Stellung von Kaiser und/oder Papst. Dadurch entspringt nämlich der Hl. Geist, die für Kirche und Imperium einheitsstiftende Kraft, sowohl aus einem ewigen, wie auch aus einem geschichtlich geworde-

nen Ursprung [Müller, 458-461]. Der Westen versteht von Anfang an seine Zeitachse als objektiv und für alle geltend. Das Jahr 1000 definiert für alle Völker das künftige Ende. Die Weltmission wird, wie schon die symbolischen Akte von Otto III. zeigen, zur unbedingten Pflicht.

Aus dem grundsätzlichen Missverständnis, das sich aus den zwei Systemen ergibt, ist m. E. auch die Frage zu beantworten, warum die arabische Welt den Zeiteinsprung übernommen hat. Für sie hat jedes Bekenntnisssystem seine eigene Zeit (Weltära), mit eigenem Anfang und eigenem Ende, sodass verschiedene innerlich geschlossene Zeit-Räume nebeneinander bestehen können. Ein tiefer Widerstand regt sich erst, wenn eine dieser Zeitachsen zum absoluten Maßstab für alle erhoben wird.

10 Fälschung?

Damit fällt auch ein neues Licht auf den Begriff „Fälschung“ oder „pia fraus“. Von außen betrachtet haben die Skriptoren gefälscht. Innerhalb ihres historischen Kreativseins drücken sie jedoch gerade auf diese Weise ihre historische Wahrheit aus. Mit einem feinen Gespür für das, was ihnen als Abtei oder als Diözese zusteht, wählen sie ihren Gründer und statten ihn mit all dem aus, was tatsächlich Stärke und Ansehen der Abtei ausmacht. Was historisch Fälschung ist, ist quantenhistorisch also oft Wahrheit. Wenn das historische Kreativsein nämlich gemäß dem Muster der A-Epoche so und nicht anders ist, wenn also das Eigentliche nur in der Form der Re-ligio objektiviert werden kann und nur dieser Fluchtpunkt den Sinn des Ganzen sichert, dann ist jede andere als die gewählte Form Selbstbetrug und jeder, der sich in einer solchen Zeit gegen das Prinzip wendet, stellt sich gegen die Möglichkeit der persönlichen und gemeinsamen Seligkeit – was nichts anderes ist als seelischer Selbstmord. Karl der Große, Gregor der Große, der Hl. Benedikt und viele andere sind in dieser Epoche die Form des perspektivischen, also bedeutungsvollen Verstehens der geschichtlichen Realität. Genauso liegt in der B-Epoche die Wahrheit der Ich-Vernunft in der künstlerischen Re-präsentatio der Person und in der C-Epoche die Wahrheit der Welt-Vernunft in der nach außen und in die Zukunft projizierten wissenschaftlichen oder technischen Objektivität.

Die kairologische Analyse führt uns am Ende nochmals zur Trias Chronos, Bios und Kairos zurück. Wir stellen fest: Die Erfindung einer für das Mittelalter absoluten Chronologie hat ihren Platz innerhalb des okzidentalen Kreativzeitraums, genauso wie die Entdeckung eines absoluten Zeitpfeils in der Natur, die sie zur Naturgeschichte macht. Das für uns selbstverständliche Zeitbewusstsein (Chronos und Bios) ist ein aus dem historischen Kairos abgeleitetes.

Man wird vielleicht eines Tages, wenn das System seine Bewegung zu Ende gebracht hat, erstaunt fragen, woher man zwischen dem 18. und 21. Jh. die Kraft zu dem Wahn schöpfte, dass sich die Geschichte auf Dauer nach „Konstitutionen“, nach kommunistischen oder 1000-jährigen Endreichen, nach einem unausweichlichen Fortschritt der ganzen Menschheit ausrichten werde. Man wird möglicherweise aber auch feststellen, dass die Überzeugungskraft solcher „Universalien“ schon vor der Mitte des 21. Jh. nachzulassen schien und manchen noch früher aufgefallen war, dass schon am Anfang dieser Kultur das Ur-Muster stark genug wirkte, um Leerzeiten in phantastische Geschichte zu verwandeln.

11 Schluss

Abschließend seien die wesentlichen Thesen nochmals genannt:

- Die historische Kairologie verhält sich zur traditionellen Geschichtswissenschaft wie die Quantenmechanik zur mechanischen Physik. Sie untersucht die energetischen Grundlagen historischer Dynamik.
- Die Kairologie plädiert für ein dreifaltiges Zeitverständnis: Chronos, Bios und Kairos.
- Ein historischer Kairos ist die Relaisstation zwischen der Welt des historischen Kreativseins und der realen geschichtlichen Wirklichkeit. Dieses Kreativsein ist die dynamische Bedingung für die Möglichkeit sinnvoller historischer Bewegung.
- Die induktiv fundierte Phantomzeitthese erhält durch eine historische Kairologie eine deduktive Rechtfertigung und Vertiefung. Der bisherige Nachweis, dass unsere geglaubte Chronologie nicht ganz stimmt, wird gestützt durch die Erkenntnis, dass alles, was sich Geschichte nennen darf, Abbild bestimmter „Kreativzeiträume“ ist, von denen jeder eine andere Art von Objektivität begründet.
- Die Erfindung einer neuen Zeitachse ist für das okzidentale System eine Notwendigkeit, die aus der inneren Dynamik der ersten historischen Phase hervorgeht. Der neue Fixpunkt „1000 nach Christus“ sichert damals nicht nur dem neuen Kaisertum seine Macht, sondern begründet seine Funktion für das ewige Heil, weil es über diese Fixierung zugleich Macht über das künftige Weltende gewann.
- Die wesentlichen 'Wellen' des mittelalterlichen Karlskultes folgen einer vorbestimmten Zeitlogik. In der C-Epoche des okzidentalen Systems wiederholt sich derselbe Prozess im selben Tempo in der Gestalt des aufgeklärten 'Europakultes'. Dies eröffnet uns die Chance, nachzuvollziehen, was für das 11. bis 13. Jh. Karl der Große wirklich bedeutet.

- Die fast gleichzeitigen und äußerlich einander beeinflussenden Umstellungen der Chronologie in Ost und West gehen in der Tiefe aus zwei wesentlich verschiedenen historischen „Kreativzeiträumen“ hervor. Im Westen gehört sie an den Anfang der Entfaltung des Systems, im Osten in die „Reformationszeit“.

Die Phantomzeitthese stößt heute noch bei vielen Intellektuellen auf ungläubige Skepsis, bis hin zu der Weigerung, sich überhaupt damit zu beschäftigen. In der Tat stellt sie mehr in Frage, als bloß einige mittelalterliche Daten. Sie verunsichert das geschichtliche Weltbild. Der Widerstand ist nachvollziehbar und daher galt von Anfang an: „Auf alle Fälle ist [...] eine „kritische Masse“ vonnöten, bevor eine Kettenreaktion einsetzen kann“ [Illig 1996, 21].

Der Ansatz der Kairologie fordert nicht weniger heraus. Kann und darf es wirklich sein, dass der komplexen Kausalität der Weltgeschichte „Kreativfelder“ zugrunde liegen, an deren Dynamik sich alle führenden Repräsentanten unbewusst so ausrichten wie die Fixsterne am Gravitationsfeld ihrer Galaxie? Auch hier bedarf es einer „kritischen Masse“, um den Geist für diese Dynamik zu öffnen.

Literatur

- Althoff, Gerd (1996): *Otto III.*, Darmstadt
- (²2005): *Die Ottonen. Königsherrschaft ohne Staat*, Stuttgart u.a
- Braasch, Dieter (1997): *Pharaonen und Sumerer – Megalithiker aus dem Norden. Hinweise aus Biologie und Technik zum Ursprung früher Hochkulturen*, Tübingen
- Beaufort, Jan (2009): 30 Fragen zur Fantomzeittheorie [aktualisierte Fassung vom 26. 1. 2009]; [http://www.fantomzeit.de/?page_id=28, gelesen am 5.11.2010]
- Burckhardt, Martin (1994): *Metamorphosen von Raum und Zeit. Eine Geschichte der Wahrnehmung*, Frankfurt a. M. · New York
- Fried, Johannes (2004): *Der Schleier der Erinnerung. Grundzüge einer historischen Memorik*, München
- Friedell, Egon (¹21997): *Kulturgeschichte der Neuzeit. Die Krisis der europäischen Seele von der Schwarzen Pest bis zum Ersten Weltkrieg*, Bd. 1, München
- Gebser, Jean (1973): *Ursprung und Gegenwart*, München
- Goethe, Johann Wolfgang (2005): *Faust. Der Tragödie erster Teil*, Stuttgart
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich (1970): *Phänomenologie des Geistes*, Frankfurt am Main (= G.W.F. Hegel. *Werke in 20 Bänden*, Theorie Werkausgabe, Bd. 3)
- Heinsohn, Gunnar / Illig, Heribert (2001): *Wann lebten die Pharaonen? Archäologische und technologische Grundlagen für eine Neuschreibung der Geschichte Ägyptens und der übrigen Welt*, Gräfelfing
- Hellfeld, Matthias von (2006): *Akte Europa. Geschichte eines Kontinents*, München
- Hofmann, Karl (1992): *Eine katholische Generation zwischen Kirche und Welt. Studien zur Sturmcharakter des Katholischen Jungmännerverbandes Deutschlands*, Augsburg (Augsburg, Univ.Diss., 1992).
- H. = Hofmann, Karl (2010): *Kairos. Navigator der menschlichen Zeit*, Augsburg

- Illig, Heribert (1999): *Wer hat an der Uhr gedreht. Wie 300 Jahre Geschichte erfunden wurden*, München
- (²2001): *Das erfundene Mittelalter. Hat Karl der Große je gelebt?*, München (1996, Düsseldorf)
- Jedin, Hubert (Hg.) (1985): *Handbuch der Kirchengeschichte*, Bd.4, Freiburg i. Br. u.a.
- Jeismann, Michael (2000): *Das 13. Jahrhundert. Kaiser, Ketzer und Kommunen*, München
- Kinder, Hermann/ Hilgemann, Werner (1997): *dtv-Atlas Weltgeschichte*, 2 Bde. München
- Laudage, Johannes (2009): *Friedrich Barbarossa (1152-1190). Eine Biografie*, hg. v. Lars Hageneier und Matthias Schrör, Regensburg
- Lindgren, Uta (1976): *Gerbert von Aurillac und das Quadrivium. Untersuchungen zur Bildung im Zeitalter der Ottonen*, Wiesbaden
- Mader, Wilhelm (1980): *Max Scheler in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten*, Reinbek bei Hamburg
- Ortega y Gasset, José (1955): *Gesammelte Werke*, Bd. 2, Stuttgart
- Pinder, Wilhelm (1928): *Das Problem der Generation in der Kunstgeschichte Europas*; Berlin
- Pöppel, Ernst (1987): *Grenzen des Bewußtseins. Über Wirklichkeit und Welterfahrung*, Stuttgart
- Scheler, Max (1957): *Schriften aus dem Nachlaß I. Zur Ethik und Erkenntnislehre*, hg. v. Maria Scheler, Bern (Gesammelte Werke, Bd. 10)
- (1976): *Späte Schriften*, hg. v. Manfred S. Frings, Bern (Gesammelte Werke, Bd. 9)
- Spengler, Oswald (1923): *Der Untergang des Abendlandes. Umriss einer Morphologie der Weltgeschichte*, 2 Bde. München
- Tanner, Jakob (²2008): *Historische Anthropologie. Zur Einführung*, Hamburg
- Toynbee, Arnold (1979): *Der Gang der Weltgeschichte*, München
- Wertheim, Margaret (2000): *Die Himmelstür zum Cyberspace. Eine Geschichte des Raums von Dante zum Internet*, Zürich
- Wessel, Klaus (1979), *Byzanz*, München
- www.fantomzeit.de/?page_id=28 vom 5.11.2010

Karl Hofmann, Institut für Kairologie, 86356 Neusäß, Kopernikusstr. 3
www.kairologisches-institut.de

Entropie ist Licht

Die unvollendete Geschichte der Quantentheorie – und wie sie sich durch eine These zur Substanz von Entropie immerhin abrunden ließe¹

Christian Blöss

Einführung

Vor 145 Jahren fasste Rudolf Clausius die wichtigsten Erkenntnisse der mechanischen Wärmetheorie in zwei „Grundgesetzen des Weltalls“ zusammen [Clausius 1865, 400]:

- Die Energie der Welt ist konstant.
- Die Entropie der Welt strebt einem Maximum zu.

Obwohl diese Sätze in einer längst vergangenen, dem mechanistischen Weltbild verpflichteten Epoche geprägt wurden, bilden sie nach wie vor die ehrene Grundlage jedes wissenschaftlichen oder naturphilosophischen Diskurses. Insbesondere die Quantenrevolution der Physik, die sich 35 Jahre nach dieser furiosen Einlassung zu entfalten begann, scheinen beide unbeschadet überstanden zu haben. Das muss beim „Zweiten Hauptsatz“ verwundern. Schließlich hat dieser mit der Entropie eine physikalische Größe hervorgebracht, die prädestiniert gewesen wäre, in den Kanon quantisierter Mengengrößen aufgenommen zu werden.

Eine Quantisierung hätte der Entropie auch gut zu Gesicht gestanden, wäre sie dadurch doch endlich direkt messbar geworden. Doch ein solches revolutionsbedingtes Revirement hat es an der Basis der Wärmelehre niemals gegeben. Und so muss man sich weiterhin auf den „Zweiten Hauptsatz“ – sowie auf weitere unverzichtbare, jedoch unbemerkt gebliebene Hilfsannahmen [E 232] – stützen, um wenigstens mittelbar auf die Entropie eines Systems schließen zu können. Da sich diese Hilfsannahmen nur bei direkter Messbarkeit der Entropie überprüfen lassen, wurde auf diese Weise auch noch die bewährte Gewaltenteilung in der Wissenschaft – nur mit überprüfbaren Annahmen zu operieren – außer Kraft gesetzt.

Tatsächlich ist aus der Geschichte der Quantentheorie kein Experiment bekannt, dessen Ergebnis die Quantisierung der Entropie erzwungen hätte. Dafür begegnet uns an der Wiege der Quantentheorie eine andere physikalische Mengengröße, die als solche unerkannt blieb, obwohl ihr Quant im Jahr

¹ Hinweise wie „[E 123]“ beziehen sich auf das Buch *Entropie* des Autors [2010], welches zu diesem Thema jüngst erschienen ist.

1900 postuliert worden ist, dieses sich fünf Jahre später auch nachweisen ließ und seine Existenz heute als selbstverständlich gilt. Einiges spricht dafür, dass es sich bei dieser Mengengröße tatsächlich um die Entropie und ihr Quant handelt.

Sollte dies zutreffen, dann wäre der gordische Knoten der Wärmelehre – weder die Substanz von Entropie zu kennen, noch sie in Unkenntnis ihrer Quanten direkt messen zu können – mit einem Schläge durchhauen, und dies auch noch mit erheblichen Konsequenzen für die Energietechnik. Bei dem nun folgenden Streifzug durch die Geschichte der Quantenrevolution gilt es deshalb Ausschau zu halten nach dem Quant, das auch das der Entropie sein könnte.

Chronologische Übersicht

Die folgende Tabelle 1 gibt eine Chronologie der Schlüsselexperimente wieder, die jeweils zur Entdeckung des Quants einer bestimmten Mengensorte führten. Diese Schlüsselexperimente ließen sich entweder klassisch nicht erklären oder wurden gezielt entwickelt, um den Quantencharakter einer bestimmten Größe nachweisen zu können (insbesondere bei der elektrischen Ladung und dem Stoff).

<i>Jahr</i>	<i>Entdecker</i>	<i>Mengensorte</i>	<i>Experimenteller Befund</i> ²
1900	Planck	Licht	Hohlraumstrahlung
1905	Einstein	Stoff	Brownsche Bewegung
1905	Einstein	Licht	Photoeffekt
1907	Einstein	Phononenmeer	Dulong-Petit bei tiefen Temperaturen
1910	Millikan	Ladung	Öltröpfchenversuch
1911	Debye	Phononenmeer	Universelle Festkörpereigenschaften
1913	Bohr	Bahndrehimpuls	Absorptionslinien des Wasserstoffs
1913	Bohr	Licht	„ „ „
1920	Stern	Stoff	Geschwindigkeit eines Silberatom-Strahls
1922	Stern/Gerlach	Spin	Aufspaltung eines Silberatom-Strahls
1922	Compton	Licht	Streuung von Röntgenstrahlung

Der Wert einer jeden in Tab. 1 unter „Mengensorte“ aufgeführten physikalischen Mengengröße ist prinzipiell proportional zur Anzahl entsprechen-

² Tabelle 1: Chronologische Übersicht zur Entdeckung bzw. Postulierung der Quanten verschiedener Mengengrößen. Neuere Entdeckungen, etwa aus den Feldtheorien (Gluon, Graviton), bleiben dabei unberücksichtigt. Für die physikalische Menge, in die das Kristallgitter eines Festkörpers eingebettet ist, wurde der etwas bildhafte Ausdruck „Phononenmeer“ (analog zum „Photonenmeer“ für „Licht“) gewählt, weil unter dem „Phonon“ selbst ja das Quant dieser Menge verstanden wird.

der Elementarteilchen bzw. Quanten, die in dem zu beschreibenden System angetroffen werden. Dabei waren Stoffmenge und Ladungsmenge schon lange vor der Quantenrevolution bekannt, weil man ihre Quanten konzentrieren und „verströmen“ konnte, ohne über sie bereits konkret Bescheid wissen zu müssen.

Auf andere Mengengrößen war man dagegen noch gar nicht aufmerksam geworden, da makroskopische Effekte³, die sich aus einer Anhäufung der entsprechenden Quanten ergeben hätten, unbekannt waren. Insbesondere treten unter den üblichen Bedingungen neben Elektronen und Photonen keine weiteren Elementarteilchen mengenartig in Erscheinung, weil sie sich normalerweise sofort zu Stoff vereinigen. Deshalb wird auf die Entdeckung von Proton (1914), Neutron (1932) usw. auch nicht näher eingegangen.

Die Geburt der Quantentheorie

Trotz aller glänzenden Erfolge befand sich die Physik an der Wende vom 19. zum 20. Jh. doch in einer tiefen Krise: Nach zahlreichen Vorarbeiten von Otto Lummer und Ernst Pringsheim konnten Ferdinand Kurlbaum und Heinrich Rubens schließlich zweifelsfrei nachweisen, dass die spektrale Energiedichte des Lichts in einem „Hohlraum“ – der sog. „Hohlraumstrahlung“⁴ – jenseits eines temperaturabhängigen Strahlungsmaximums offenbar gegen Null ging [E 204].

Dagegen sagte die klassische Theorie der elektromagnetischen Strahlung voraus, dass sich die spektrale Energiedichte mit der Frequenz immer weiter steigern sollte, was im übrigen mit einem unendlich großen Energieausstoß verbunden gewesen wäre. Auch ein alternativer Ansatz von Wilhelm Wien, den Max Planck aus thermodynamischer Sicht zu begründen versucht hatte, konnte nur für einen Teil des Spektrums richtige Vorhersagen machen.

Während die klassisch vorhergesagte „Ultraviolett-Katastrophe“ ganz offenbar nicht stattfand, wurde das Versagen der klassischen Physik bei der Ableitung dieser Hohlraumstrahlungskurve zunehmend als Katastrophe im übertragenden Sinne empfunden.

Schließlich gelang es Max Planck, die gemessene Strahlungskurve korrekt

³ So konnte aus den omnipräsenten Drehimpulsen gebundener Elektronen erst mit dem Experiment von Albert Einstein und Wander Johannes de Haas (1915) ein makroskopischer Effekt abgeleitet werden, nämlich die Kompensation einheitlich in einem Magnetfeld ausgerichteter mikroskopischer Drehimpulsquanten durch eine messbare makroskopische Drehimpulsmenge.

⁴ Unter „Hohlraumstrahlung“ versteht man elektromagnetische Strahlung im thermischen Gleichgewicht mit einem Hohlraum, der sie einschließt.

zu modellieren⁵, indem er – in einem „Akt der Verzweiflung“ [Hoffmann 2008, 61] – das klassische Modell des Strahlungskontinuums aufgab, und stattdessen eine begrenzte Menge an Trägern von Lichtenergie postulierte. Diese These war so befremdlich, dass Planck sie nur als „formale Annahme“ gelten ließ und (vorerst) keinen Anlass sah, diese anschaulich, womöglich noch im Wortsinne zu interpretieren.

Verteilte sich nun die Lichtenergie eines Hohlraums auf eine endliche Zahl von Trägern nach den bewährten Gesetzen der statistischen Physik, so stimmten vorhergesagte und gemessene Verteilung der spektralen Energiedichte des Lichts endlich im gesamten Frequenzspektrum vollständig überein. So wird heutzutage der 14. Dezember 1900, an dem Planck sein Referat mit dem Titel „Zur Theorie des Gesetzes der Energieverteilung im Normalspektrum“ auf einer turnusmäßigen Sitzung der Deutschen Physikalischen Gesellschaft in Berlin gehalten hatte, als „Geburtsstunde (sic!) der Quantentheorie“ [Ingold 2008, 16] gefeiert. Bis die eingangs noch „rein formale“ Annahme Plancks schließlich als konzeptioneller Durchbruch verstanden und auch gefeiert werden sollte, mussten allerdings noch einige Jahre ins Land gehen.

Der Entrepreneur

Das Jahr 1905 sah zwei Quantenrevolutionen: Einstein erklärte die „brownische Bewegung“⁶ mit der Existenz kleinster Stoffteilchen, den „Photoeffekt“⁷

⁵ Das plancksche Strahlungsgesetz ist unabhängig von den Eigenschaften des Hohlraums, was als unmittelbare Konsequenz des kirchhoffschen Strahlungsgesetzes gilt. Dieses Gesetz würde eine Revirement an der Basis der Wärmelehre, in die die Entropie nunmehr als eine quantisierte, zumal „reversibel“ quellfähige Mengengröße einging, jedoch nicht überleben können und von daher wäre auch das plancksche Strahlungsgesetz nur als Grenzfall zu verstehen. Diese Aussichten sind für die hier dargelegten historischen Betrachtungen nicht von Belang. Von daher soll dieses Fass hier auch gar nicht erst aufgemacht werden [s. dazu E 117 sowie E 228].

⁶ Der schottische Botaniker Robert Brown beobachtete im Jahre 1827 unter dem Mikroskop, wie Pollen in einem Wassertropfen unregelmäßig zuckende Bewegungen machten. Albert Einstein konnte mit einer Gleichung für die mittlere quadratische Verschiebung (pro Zeiteinheit) einer solchen Bewegung den universellen Wert der Stoffelementarmenge nachweisen [E 167].

⁷ Reine Metalloberflächen geben im negativ geladenen Zustand Elektronen ab, wenn ihre Oberfläche mit Licht bestrahlt wird. An der Erklärung dieses „Photoeffekts“ scheiterte die klassische Theorie des Elektromagnetismus, weil für den Effekt (wie klassisch vorhergesagt) nicht die Intensität des Lichts, sondern seine Frequenz entscheidend ist. Dagegen korrelierte Einsteins von Planck übernommener Ansatz „ $h\nu$ “ für die Energie eines Lichtteilchens einwandfrei mit der kinetischen Energie der herausgeschlagenen Elektronen.

mit der Existenz kleinster Lichtteilchen. Dass er mit letzterem die plancksche Quantenhypothese erneuerte, wurde weder von ihm noch von irgendeinem anderen Mitglied der Gemeinde der Physiker wahrgenommen.

Die Stoffteilchen-Hypothese zur (statistischen) Erklärung der brownischen Bewegung vermochte zahlreiche Skeptiker – insbesondere Wilhelm Ostwald und Ernst Mach – von der Realität der Atome zu überzeugen [Schilpp 1979, 18]. Der direkte Nachweis des Quantencharakters einer Stoffmenge gelang 1920 mit der Messung der Geschwindigkeiten einzelner Atome durch Otto Stern, wodurch ebenfalls die universelle Gültigkeit der avogadroschen Konstanten bzw. der Elementarmenge des Stoffs belegt wurde [E 168].

Dagegen sollte Einsteins Lichtteilchen-Hypothese ihren Durchbruch erst 1922 erleben, nachdem Arthur Compton zeigen konnte, dass sich Röntgenlicht, das an Graphit gestreut wurde, wie ein Strom aus Teilchen verhält. Diese enorme zeitliche Verzögerung unterstreicht jedoch nur, wie unverständlich die ursprüngliche plancksche Quantenthese geblieben war, die ja selbst nichts anderes als die Existenz von Lichtteilchen voraussetzte und sich experimentell doch so glänzend bewährt hatte (nicht anders die einsteinsche Erklärung des Photoeffekts).

Das wohl stärkste Indiz, dass die tatsächliche Stoßrichtung der planckschen Quantenhypothese nicht vollends verstanden worden war, liefert uns Max Planck selbst: In seinem 1913 gestellten Antrag zur Aufnahme von Albert Einstein in die Preußische Akademie der Wissenschaften nahm er diesen dafür in Schutz, mit seiner Lichtquanten-Hypothese wohl „über das Ziel hinausgeschossen zu haben“. Man dürfe ihm dies nicht allzu sehr anrechnen, denn „ohne einmal ein Risiko zu wagen, lässt sich auch in der exaktesten Wissenschaft keine wirkliche Neuerung einführen“ [Pietschmann 2003, 18].

Ende 1906 legte Einstein schließlich auch noch eine (dann 1907 veröffentlichte) quantenhypothetische Erklärung vor für die systematische Abweichung, die die Wärmekapazität von Festkörpern bei tiefen Temperaturen gegenüber dem dulong-petitischen Gesetz aufwies. Diese Erklärung beruhte auf der Annahme, dass sich die Schwingungsenergie der Bausteine eines Festkörpers nur in diskreten Beträgen ändern kann. Die Träger dieser „Energiepakete“ wurden 1932 von Jakob Frenkel in Analogie zu den Schwingungsquanten des elektromagnetischen Feldes als „Phononen“ bezeichnet. Einsteins Modell wurde 1912 von Peter Debye zu einer tragfähigen Theorie der spezifischen Wärme von Festkörpern ausgearbeitet.

Schlag auf Schlag

Die Zerlegbarkeit einer Stoffportion in Atome, also in unteilbare identische Stoffelementarmengen, legte es nahe, auch von der Quantisierung der Ladung

auszugehen, zumal die faradayschen Gesetze der Elektrolyse (1834) schon immer einen entsprechenden Zusammenhang zwischen der Natur des Stoffs und der von elektrischer Ladung nahegelegt hatten. So unternahm Robert Millikan 1910 seine „Öltröpfchenversuche“⁸ mit dem erklärten Ziel, die Existenz elektrischer Elementarladungen direkt nachzuweisen. Ähnlich wie bei der brownischen Bewegung wurde die Quantisierung einer Größe hier nicht durch einen experimentellen Befund erzwungen. Vielmehr wurde nach einem Beleg gesucht, um die vermutete Quantisierung nachweisen zu können.

Mit der wohl folgenschwersten Quantenthese wartete Niels Bohr 1913 auf. Er leitete die schon länger bekannte Systematik in den Linien des Absorptionsspektrums von Wasserstoffgas (Balmer 1885) aus einer Quantisierung des Bahndrehimpulses ab, den das Elektron eines Wasserstoffatoms innehat. Im Widerspruch zu den Grundgesetzen der klassischen Elektrodynamik sollten die so ausgezeichneten Elektronenbahnen stabil sein.

Entsprechend wurde diese Quantenthese anfangs von vielen als ein Schlag ins Gesicht empfunden. Max von Laue reagierte so: „Das ist Unsinn. Die maxwellschen Gleichungen gelten unter allen Umständen, ein Elektron auf Kreisbahn muss strahlen“ [Simonyi 2001, 437]. Doch die Übereinstimmung zwischen experimentellem Befund und der quantentheoretischen Vorhersage war zu signifikant, um sie einfach ignorieren zu können. So avancierte das bohrsche Atommodell sehr rasch zum Ausgangspunkt aller weiteren theoretischen Überlegungen über den Bauplan der Atome, der sich immer detaillierter aus den atomaren und molekularen Spektrallinien ableiten lassen sollte.

Bohr hatte nicht nur die Quantisierung des Bahndrehimpulses eines Bindungselektrons postuliert, sondern mit seinem 2. Postulat auch die Quantisierung des Lichts: Der Übergang zwischen zwei stabilen Bahnen müsse mit der Emission bzw. Absorption eines Lichtquants⁹ einhergehen. Dies macht einmal mehr deutlich, dass die Lichtquantenhypothese auch 13 Jahre nach ihrem so überaus erfolgreichen Einstand immer noch nicht im Gebäude der Physik angekommen war.

Die Quantisierung des Eigendrehimpulses der Elementarteilchen, ihres „Spins“ bildete den Höhepunkt und vorläufigen Endpunkt der Quantisierungswelle, die zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts die physikalischen Mengengrößen erfasst oder überhaupt erst hervorgebracht hatte. Der

⁸ Robert Millikan maß die Steig- bzw. Sinkgeschwindigkeit elektrisch geladener Öltröpfchen, die in das ein- und ausgeschaltete elektrische Feld eines Kondensators geleitet wurden, und konnte so nachweisen, dass die jeweilige Ladung der Öltröpfchen ein ganzzahliges Vielfaches einer gewissen Elementarladung betragen müsse.

⁹ Der damit einhergehende Massendefekt des Atoms legt es nahe, dass dies auch mit der Absorption bzw. Emission von Quanten des Gravitationsfeldes verbunden ist.

Stern-Gerlach-Versuch¹⁰ erbrachte einen experimentellen Befund, der sich jeder klassischen Deutung entzog, in deren Rahmen physikalischen Größen ein kontinuierlicher Wertevorrat zusteht. Das Ergebnis dieses Versuchs ließ sich erst ableiten, nachdem der Wertevorrat des Eigendrehimpulses für das Bindungselektron (5s-Elektron) von Silber auf „Spin Down“ und „Spin Up“ beschränkt wurde.

Wieso blieb die Entropie von der Quantenrevolution verschont?

Diese Frage mag im Kontext des konventionellen Verständnisses der Wärmelehre ungewöhnlich oder sogar illegitim erscheinen. Doch sie verlangt eine stichhaltige Antwort, weil es sich bei den (bereits) quantisierten Größen und bei der Entropie gleichermaßen um sogenannte „physikalische Mengengrößen“ handelt, d.h. um Größen, deren Wert sich jeweils mit dem Ausmaß des Systems ändert. Was an der Entropie sollte anders sein als bei den „Anderen“? Oder was hat verhindert, dass diese Frage überhaupt gestellt wurde? Hier lassen sich verschiedene Antworten entwickeln.

Zum Beispiel wird selbst im Rahmen dieser kurzen Entdeckungsgeschichte deutlich, dass sich mit der Entdeckung der Elementarteilchen ein völlig neues Forschungsgebiet auftat, nämlich die Atom- und Kernphysik. Und hier scheint Wärme im herkömmlichen Sinne gar keine Rolle zu spielen. Ohnehin hatte man sich mit dem Konsens, dass Wärme nichts anderes sei als die kinetische Energie aus der ungeordneten Bewegung von Atomen oder Molekülen [E 197], den Weg für eine Suche nach den Quanten der Entropie allein von der Anschauung her gründlich verbaut.

Weiterhin hatte sich die statistische Interpretation der Entropie schon längst durchgesetzt, als die Quantenrevolution jenes Stadium erreicht hatte, in dem man aus der anfänglichen Not bereits eine Kardinaltugend der Physik gemacht hatte und bereit war, ‘Alles und Jedes’ als aus Quanten zusammengesetzt zu denken. Warum sollte sich eine Größe, die für etwas so Abstraktes wie die Unordnung eines Systems stand, auf eine Ansammlung letzten Endes substanzialer Quanten zurückführen lassen?

Eine gewisse Rolle spielte vielleicht auch der Reflex, sich gegenüber all jenen ‘mittelalterlichen’ Theorien abzugrenzen, die einen Substanzcharakter der Wärme vorausgesetzt hatten, dabei in unauflösbare Widersprüche mit bestimmten experimentellen Ergebnissen gekommen waren und deswegen –

¹⁰Beim Stern-Gerlach-Versuch durchläuft ein Strahl aus Silberatomen ein inhomogenes Magnetfeld und erzeugt auf einem Schirm nicht den klassisch erwarteten zusammenhängenden, sondern zwei voneinander getrennte „Silberflecken“. Dieses Phänomen konnte nur durch die Richtungsquantelung des Eigendrehimpulses des Bindungselektrons eines Silber-Atoms erklärt werden.

nicht zuletzt in Konkurrenz zu konsequent erfolgreichen 'modernen' Ansätzen – aufgegeben werden mussten. Entsprechende Stichworte sind: „Phlogiston- vs. Oxidationstheorie“ [E 36] bzw. „kalorische vs. mechanische Theorie der Wärme“ [E 37]. Nach den Quanten der Entropie zu fragen, hätte durchaus den Vorwurf des Revisionismus nach sich ziehen können.

Nicht zuletzt muss auch berücksichtigt werden, dass die Wärmelehre von den meisten Physikern als ausgesprochen unanschauliche Theorie wahrgenommen wird, die sich entweder erfolgreich meiden lässt oder in ihrer Abstraktheit (um das Wort „Unverständlichkeit“ zu vermeiden) hingenommen werden muss. Der Drang, dem Lehrgebäude der Wärmelehre ein befriedigendes Maß an Verständlichkeit und Anschaulichkeit abzurufen – auch durch einen einheitlichen Quantisierungs-Ansatz für die physikalischen Mengengrößen – ist entsprechend wenig ausgeprägt.

Was genau hatte Max Planck eigentlich quantisiert?

Unter Physikern besteht die einhellige Meinung, dass Planck die Energie „diskretisiert“ [Ehlotzky 2004, 2] bzw. quantisiert habe: Elektromagnetische Strahlung würde in „Energiepaketen“ absorbiert oder emittiert [Schwister 2008, 27]. Selbst Einstein [1917, 121] sprach von „diskreten Energie-Elementen“, aus denen sich elektromagnetische Strahlung zusammensetzen würde.

Diese Interpretation ist physikalisch gesehen jedoch haltlos. Tatsächlich tritt Energie nur dann „quantisiert“, d.h. mit diskreten Werten auf, wenn die Größe, aus der sie sich ableitet, quantisiert ist. So drückt sich der Wechsel eines Bindungselektrons zwischen zwei Bahnen letztlich nur deswegen in diskreten Emissions- bzw. Absorptionslinien eines Spektrums aus, weil dessen Bahndrehimpuls quantisiert ist. Ein kontinuierliches Spektrum kommt zustande, wenn sich die zugrundeliegende Größe in beliebigem Maße ändern kann, wie es beispielsweise beim Impuls ungebundener Teilchen der Fall ist.

Wäre die Energie selbst eine quantisierte Größe, so müssten sich auch entsprechende Quanten bzw. Elementarteilchen nachweisen lassen, die jeweils die Elementarmenge der Energie repräsentierten. Dafür gibt es jedoch keinerlei Anzeichen. Die Wärmelehre errechnet die Energie eines Systems auch nicht aus der Anzahl von „Energieteilchen“, sondern bezieht sie auf sein Inventar an „substanziellen“ physikalischen Mengen bzw. auf *deren* Quanten [E 57]. Der Konsens über die vermeintliche Stoßrichtung der planckschen Quantenthese, nämlich auf die Energie gerichtet zu sein, ist um so unverständlicher, als der experimentelle Befund zur Hohlraumstrahlung ja „Energiepakete“ *beliebigen* Ausmaßes anzeigt. Von diskreten Eigenwerten der Energie kann gerade hier also gar keine Rede sein.

Wenn die plancksche Quantenthese also nicht der Energie galt, an welche physikalische Größe richtete sie sich stattdessen? Diese Frage muss folgendermaßen beantwortet werden:

- Indem Planck das Modell des Strahlungskontinuums aufgab und dafür eine begrenzte Menge an Trägern von Lichtenergie postulierte, formulierte er eine Quantisierungsbedingung an die physikalische Menge Licht.

Damit stellte Planck „Licht“ auf dieselbe Stufe wie Ladung, Stoff sowie den Bahn- und Eigendrehimpuls von Elementarteilchen: „Licht“ bezeichnet damit eine physikalische Menge, die sich aus einer Anzahl entsprechender Elementarteilchen – hier den Photonen – zusammensetzt und sich auch entsprechend berechnen lassen muss, nämlich als Vielfaches einer Lichtelementarmenge. Dass der Begriff „Lichtelementarmenge“ noch nie gefallen ist, darf als Indiz dafür gewertet werden, dass die Geburt der physikalischen Menge „Licht“ vor nunmehr 110 Jahren an den Physikern komplett vorbeigegangen ist.

Die Vollendung der planckschen Quantenrevolution

Obwohl sich die Quantisierungsbedingung Plancks also eindeutig an Licht richtete, kommt deren Menge in der Wärmelehre, die sämtliche physikalischen Mengengrößen nach einem einheitlichen Schema zu behandeln hat [E 57], definitiv nicht vor. Zu dieser Verwunderung passt natürlich die bereits virulente Verwunderung, dass im Kanon der quantisierten physikalischen Mengengrößen ausgerechnet diejenige Größe fehlt, die das Wesen der Wärmelehre bestimmt, nämlich die Entropie.

Eine denkbar einfache Auflösung erführe diese ‘Doppelverwunderung’, sollte sich am Ende herausstellen, dass Entropie- und Lichtmenge identisch sind. In diesem Falle wären die Quanten des Lichts, also die Photonen, auch als Quanten der Entropie zu betrachten. Ein massiver Hinweis, dass wir uns mit dieser Vermutung auf der richtigen Fährte befinden, ist mit folgendem Umstand verbunden:

- Die Physik kennt von Entropie nur seine Menge, von Licht dagegen nur die Anzahl seiner Teilchen.

Dabei muss sich die Menge einer quantisierten Größe (= Entropie) aus der Anzahl der enthaltenen Quanten (= Photonenanzahl) mal ihrer Elementarmenge ergeben, wobei die Elementarmenge eine universelle Konstante ist.

Handelte es sich bei der Entropiemenge also tatsächlich um die Menge des Lichts, dann müsste das Verhältnis aus Entropiemenge einerseits und der Anzahl enthaltener Photonen bzw. Entropiequanten andererseits für beliebige

Systeme stets eine Naturkonstante¹¹ ergeben, die dann die Elementarmenge des Lichts bzw. der Entropie repräsentierte.

Tatsächlich gibt es ein System, für das die universelle Konstanz des Verhältnisses aus Entropie- und Photonendichte schon längst nachgewiesen wurde, ohne dass diese Tatsache ein kritisches Maß an Aufmerksamkeit hervorgerufen hätte. Dabei handelt es sich um dasselbe System, dessen Charakteristik einst die Quantenrevolution der Physik ausgelöst hatte, nämlich um „Hohlraumstrahlung“.



Abb. Beim Bau des neuen Rathauses von Schilda wurden die Fenster vergessen [Labbé]. Der Versuch, es taghell zu machen, indem man Licht wie Wasser in Eimern ins Rathaus trug, schlug nur fehl, weil man vergessen hatte, die Entropiedichte in den Eimern zu optimieren (etwa durch eine angemessene Temperierung ihrer Wandungen).

Aus dem Strahlungsgesetz für die spektrale Energiedichte von Hohlraumstrahlung, das Max Planck 1900 gefunden hatte, ergibt sich, dass die Anzahl ihrer Lichtteilchen (je Volumeneinheit) mit T^3 wächst [E 223]. Bereits im Jahre 1884 hatte Ludwig Boltzmann die Entropiedichte dieser Hohlraumstrahlung berechnet und dieselbe Temperaturabhängigkeit gefunden [E 224]. Tatsächlich ergibt sich das Verhältnis aus Entropie- und Photonendichte der Hohlraumstrahlung als Naturkonstante, nämlich als ein gewisses Vielfaches der boltzmannschen Konstanten¹² k_B [E 224].

¹¹Entsprechend leitet sich auch die Elementarmenge des Stoffs (der Kehrwert der avogadroschen Konstante) für ein beliebiges System aus dem Verhältnis seiner Stoffmenge und der Anzahl der in ihm enthaltenen Atome ab.

¹²Dass gerade die boltzmannsche Konstante in die Elementarmenge der Entropie eingeht, ist am Ende keine riesengroße Überraschung. Schließlich sind die Einheiten von boltzmannscher Konstante und Entropie identisch, weswegen erstere ohnehin als Kandidat für die Entropieelementarmenge in Frage gekommen wäre [E 224].

Sollte die gesuchte, über die Photonendichte bestimmbare Lichtmenge tatsächlich mit der bereits bekannten, als unmessbar geltenden Entropiemenge identisch sein, so würde im wahrsten Sinne des Wortes völlig neues Licht auf die Entropie als den „Wärmestoff“¹³ der Physik fallen. Vor allem ließe sie sich nunmehr grundsätzlich am Zustand bestimmen, nämlich aus der Anzahl der im System enthaltenen Photonen bzw. Lichtteilchen.

Die spektrale Energiedichte der Hohlraumstrahlung konnte von Albert Einstein schließlich auch durch ein Quantenmodell der Wechselwirkung zwischen Materie und Strahlung abgeleitet werden [Einstein 1916]. Damit wies er auch einen Weg, wie die Entropie eines Systems zukünftig modellhaft bestimmt werden kann. Andererseits werden natürlich verfeinerte Methoden zur Messung der Photonendichte eines Systems benötigt, um die Entropie eines Systems direkt messen zu können.

Konsequenzen

Da die Elementarteilchen des Lichts, die Photonen, innerhalb eines Systems permanent durch Absorption vernichtet bzw. durch Emission erzeugt werden, liegt die Vermutung nahe, dass sich die (mittlere) Anzahl von Photonen eines Systems verringern bzw. erhöhen lässt, ohne dass dieses dafür Licht bzw. „Wärme“ austauschen muss. Sollte diese Vermutung zutreffen, dann darf die Entropie nicht mehr wie bisher als Erhaltungsgröße¹⁴ behandelt werden.

Das hätte zur Folge, dass die Standard-Definition der Entropie nicht mehr aufrechtzuerhalten wäre, bzw. einem allgemeineren Ansatz weichen müsste – steht oder fällt diese doch mit der impliziten Annahme, dass sich Entropie „reversibel“ weder erzeugen noch vernichten lässt [E 255]. Das wiederum bedeutete, dass damit auch eine entscheidende Randbedingung für die Konstruktion von Wärmekraftmaschinen entfiel: Die direkte theoretische Begrenzung ihres thermischen Wirkungsgrades durch die Temperaturen der beiden Wärmeübertrager, die für ihren Betrieb benötigt werden [E 18].

¹³Es ist nicht ohne Ironie, dass die als ‚mittelalterlich‘ empfundenen und letztlich überwunden geglaubten Wärmestofftheorien im Hinblick auf ihre Unterstellung, dass Wärme eine Substanz sei (Phlogiston, Caloricum), zu rehabilitieren sein werden.

¹⁴Die Entropie eines Systems wird für alle seine „reversiblen Prozesse“ als Erhaltungsgröße behandelt. Dies nicht etwa aufgrund evidenten empirischer Befunde (wie auch, wenn sich Entropie gar nicht direkt bestimmen lässt), sondern implizit, weil jede Änderung im Entropie-Inventar eines Systems mit einem äußeren Entropiestrom gleichgesetzt wird. Alle Änderungen des Entropie-Inventars eines Systems ohne Abgabe oder Aufnahme eines Entropiestroms werden deshalb als „irreversible Prozesse“ aus der Wärmelehre ausgelagert. Diese schizophrene Situation [E 280] endete, wenn der Entropie dieselbe „Quellfähigkeit“ wie dem Stoff zugebilligt würde.

Mit anderen Worten: Rein theoretisch sollte es dann möglich sein, selbst Niedertemperaturwärme mit ökonomisch interessantem, hohem Wirkungsgrad in nutzbare Energie zu verwandeln – eine nicht unbedeutende Möglichkeit zur Steigerung der Energieeffizienz, wie sie auch von höchster politischer Stelle als Beitrag zur Sicherung der zukünftigen Energieversorgung gefordert wird [BMWI/BMU 2010, 11].

Damit aber nicht genug, denn es steht nunmehr auch im Raum, dass die Konstruktion eines „Perpetuum mobile¹⁵ zweiter Art“ möglich wäre. Schließlich hat bislang nur die Standard-Definition der Entropie dafür garantieren können, dass es ein reines Gedankenexperiment bleiben muss. Ist diese Definition umgekehrt nicht mehr gewährleistet, dann scheint die Logik zu gebieten, dass die Konstruierbarkeit eines „Perpetuum mobile zweiter Art“ nicht mehr ausgeschlossen werden kann.

Doch so einfach ist die Sache (leider) nicht, denn es muss auch ein Preis für die Erkenntnis, dass eine Theorie fehlerhaft bzw. zu einschränkend ist, entrichtet werden: Deren Schlussfolgerungen – und seien sie noch so verlockend – können nicht mehr ohne weiteres in Anspruch genommen werden. Deshalb wird uns die Vision vom „Perpetuum mobile zweiter Art“ möglicherweise in dem Moment aus den Händen gleiten, in dem wir die Fehlerhaftigkeit derjenigen Theorie erkennen, die sie hervorgebracht hat (wenn auch nur zu dem einzigen Zweck, diese Vision mit Abscheu belegen zu können).

Dieser bedauerliche Verlust wird sich gewiss durch ein tieferes Verständnis der Substanz von Wärme bzw. dem „Stoff“, aus dem sie erwächst, wettmachen lassen. Auf eine Physik der Lichtkraftmaschinen, die dann die bisherige Physik der Wärmekraftmaschinen als Grenzfall beinhaltet, wird man hoffentlich nicht lange warten müssen.

¹⁵Eine ‘normale’ Wärmekraftmaschine benötigt zwei Wärme-Reservoir, um mechanische Arbeit leisten zu können – eines um Wärme (bei hoher Temperatur) zu empfangen und eines um Wärme (bei niedrigerer Temperatur) abgeben zu können. Ein „Perpetuum mobile zweiter Art“ dagegen leistet mechanische Arbeit, indem es lediglich einem Reservoir Wärme entzieht. Weil dieses grundsätzlich eine beliebige Temperatur haben kann, würde es an einem beliebigen Ort ohne Einsatz von Primärenergie, nur unter Ausnutzung der Umgebungswärme wirken können.

Literatur und Abbildung

- Blöss, Christian (2010): *Entropie. Universelle Aspekte einer physikalischen Mengengröße*; Norderstedt (Books on Demand)
- (2010a): *Crashkurs Entropie. Nachgereichte Vorrede zu einer bereits erschienenen Würdigung der Prinzipie der Wärmelehre*; Norderstedt (Books on Demand)
- Bundesministerium für Wirtschaft und Technologie und Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz und Reaktorsicherheit (2010): *Energiekonzept für eine umwelt-schonende, zuverlässige und bezahlbare Energieversorgung*
<http://www.bmwi.de> bzw. <http://www.bmu.de>
- Clausius, Rudolf (1865): „Über verschiedene für die Anwendung bequeme Formen der Hauptgleichungen der mechanischen Wärmetheorie“; *Annalen der Physik* CXXV, 7
- Ehlotzky, Fritz (2004): *Quantenmechanik und ihre Anwendungen*; Berlin etc.
- Einstein, Albert (1916): „Strahlungs-Emission und -Absorption nach der Quantentheorie“; *Verhandlungen der Deutschen Physikalischen Gesellschaft* 18: 318-323
- Falk, Gottfried (1978): *Was ist eigentlich Atomistik? – oder: Die physikalische Größe „Menge“*. *Konzepte eines zeitgemäßen Physikunterrichts Heft 2: Thermodynamik – nicht Wärmelehre, sondern Grundlage der Physik, 2. Teil: Das Größenpaar Menge und chemisches Potential*. Hannover
- Hoffmann, Dieter (2008): *Max Planck: Die Entstehung der modernen Physik*; München
- Ingold, Gert-Ludwig (2008): *Quantentheorie: Grundlagen der modernen Physik*; München
- Labbé = Labbé GmbH; Verlag: Walter-Gropius-Str. 16, D- 50126 Bergheim. Freundschaftliche Abdruckgenehmigung durch Britta Waldmann, Redaktion & Webdesign www.labbe.de
- Pietschmann, Herbert (2003): *Quantenmechanik verstehen: Eine Einführung in den Welle-Teilchen-Dualismus für Lehrer und Schüler*; Berlin etc.
- Schilpp, Paul Arthur (1979): *Albert Einstein als Philosoph und Naturforscher (Philosophen des 20. Jahrhunderts)*; Stuttgart
- Schwister, Karl (32008): *Kleine Formelsammlung Chemie*; München
- Simonyi, Károly (32001): *Kulturgeschichte der Physik: Von den Anfängen bis heute*; Thun etc.

Berlin, 10. November 2010 post@cbloess.de

Dieser Aufsatz ist aus meinem kürzlich erschienenen Buch *Entropie* [Blöss 2010] hervorgegangen, für das auch ein „Crashkurs“ existiert [Blöss 2010a]; zusätzliches Material finden Sie unter www.cbloess.de/entropy/de/

Wie kommt Neues in die Welt ?

Anmerkungen anlässlich eines Sammelbandes

Stefan Diebitz

Gerhardt, Volker / Nida-Rümelin, Julian (Hrsg., 2010): *Evolution in Natur und Kultur (Humanprojekt 6)*. De Gruyter, Berlin, 311 S.

Auch Kritiker der Evolutionstheorie von Charles Darwin betonen immer wieder, dass der Gedanke einer allmählichen Entwicklung der Natur für sie eine bare Selbstverständlichkeit ist, über die zu diskutieren sich kaum lohnt. Diejenigen, die an die Wahrheit der Genesis und damit an die Schöpfung der Welt in nur einer Woche glauben, dürften längst eine verschwindend kleine Minderheit bilden, auch wenn sie immer wieder als der einzige Gegner der Evolutionstheorie dargestellt werden. Entgegen der öffentlichen Wahrnehmung ist für die meisten Kritiker und Gegner der Evolutionstheorie aber keinesfalls die Vorstellung, dass sich die Natur über einen sehr langen Zeitraum hinweg entwickelt hat, der Stein zum Anstoß. Vielmehr hegen sie die Vermutung, dass die Gesetze der Evolution bis heute noch nicht vollständig beschrieben und verstanden wurden. Die „*holy trinity* von Variation, Selektion und Zufall“ [Weigel, 111] gilt den Kritikern des Darwinismus nicht als der Weisheit letzter Schluss, sondern sie erkennen immer noch Forschungsbedarf. Ein weiterer Kritikpunkt ist die Ausdehnung der Evolutionstheorie auf alles und jedes, also der Hang zum Monismus, der schon ausgangs des 19. Jahrhunderts Ernst Haeckel zur Niederschrift seiner Bestseller und seine Anhänger zur Gründung zahlreicher Fanclubs („Monistenvereine“) trieb. (Heute haben sich ähnlich ausgerichtete Vereine in der Giordano-Bruno-Stiftung zusammengeschlossen.) Eine derart einseitige und – bei aller Gelehrsamkeit im Einzelfall – im Grunde unintelligente ideologische Interpretation dominiert leider die heutige Diskussion, wie sie die breite Öffentlichkeit in Form unzähliger Zeitungsartikel oder Fernsehdokumentationen erreicht. Aber die Wissenschaft ist darüber hinaus.

In einer Reihe, die der philosophischen Anthropologie gewidmet ist und im renommierten Berliner Wissenschaftsverlag De Gruyter erscheint, wurde jetzt ein Sammelband zum Thema *Evolution in Natur und Kultur* vorgelegt. Herausgeber sind mit Julian Nida-Rümelin und Volker Gerhardt zwei der prominentesten deutschen Philosophieprofessoren, und sie haben eine ganze Reihe größtenteils sehr bekannter und angesehener Autoren unter einem Dach versammeln können.

Das mit auffallender Sorgfalt lektorierte und gedruckte Buch gliedert sich in drei Hauptteile; der erste, eingeleitet von Nida-Rümelin, ist der Kritik des Naturalismus gewidmet, der nur zu oft mit der Evolutionstheorie assoziiert ist, im zweiten wird mehr naturwissenschaftlich als philosophisch argumentiert und es finden sich Beiträge, die neueste Ergebnisse der Forschung skizzieren; im dritten Teil endlich geht es um die „kulturelle Evolution“. Erst hier werden dezidiert darwinistische Positionen vertreten, und eben mit diesen Beiträgen möchte ich mich kritisch beschäftigen, bevor ich kurz auf die Aufsätze von Sigrid Weigel und Joachim Bauer aus dem zweiten Teil eingehe.

Nachdem eingangs des Bandes dem Naturalismus die Grenzen aufgezeigt wurden, unternimmt es mit Volker Gerhardt einer der beiden Herausgeber, der Natur ihr Recht zurückzugeben, sprich: den Menschen als Teil der Natur zu interpretieren. Sein den dritten Teil eröffnender Beitrag rekonstruiert den Bedeutungswandel des Evolutionsbegriffes seit Leibniz. Gerhardt betont nicht allein unsere Kreatürlichkeit, sondern er verteidigt und begründet ausdrücklich die Übertragung der Evolutionsgesetze auf die Kultur. Schließlich sei „auch die Kultur zur Natur als Ganzes“ [Gerhardt, 203] zu rechnen. Eine ziemlich ungenaue Formulierung, die die Frage nach dem Verhältnis von Kultur und Natur keineswegs beantwortet. Darf denn die Kultur als Ganzes zur Natur gerechnet werden? Was überhaupt wird unter Kultur verstanden? Sind nur unsere Kulturtechniken gemeint, oder schließt die Kultur auch die Hochkultur mit ein? Es gibt kaum einen vieldeutigeren Begriff, und allein die Antwort auf die Frage nach seinem Umfang und seiner genauen Bedeutung vermag bei der Beantwortung der Frage zu helfen, ob es überhaupt Sinn macht, die Gesetze der Evolution auf die Kultur zu beziehen. Nichts, so Gerhardt, liege

„näher als die Annahme, dass die Bewegungsgesetze einer Entwicklungsgeschichte der lebendigen Natur, also die Prinzipien der Evolution, sich auch in der Natur- und Kulturgeschichte des Menschen wiederfinden. Das schließt nicht aus, dass die Evolution in menschlichen Kulturen auf andere Weise wirkt.“ [Gerhardt, 186]

Auch diese Formulierung ist in mehr als einer Hinsicht merkwürdig unscharf und vieldeutig. Dieselben Gesetze, aber sie wirken anders? Was ist überhaupt mit Evolution gemeint? Nur eine „Tendenz zu wachsender Komplexität“ [Hazen, 87]? In diesem Fall lässt sich auch von der Evolution von Computerprogrammen oder Mineralien sprechen. Gerhardts Behauptung wird mit einem Spiel vorbereitet, das nur verwirren kann, weil es den Geschichtsbegriff in höchst fragwürdiger Weise sowohl auf die Natur als auch auf den Menschen als politisches Wesen bezieht. Aber natürlich besitzt der Begriff in beiden Bereichen einen ganz anderen Sinn. Gerhardt setzt mit seiner Formulierung voraus, was er in seinem Beitrag doch eigentlich erst zeigen will – dass es eine Evolution der Kultur gibt. Wenn die Kultur allerdings von vorn-

herein als Teil der Natur verstanden wird, ist die Frage entschieden. Dann handelt es sich bei seiner Beweisführung um einen schlichten Zirkel.

Aber auch sonst kann der Autor nicht überzeugen, denn er versäumt es, seine Behauptung auf die Probe zu stellen. Er hätte dem Leser demonstrieren sollen, dass sich tatsächlich irgendetwas, wenigstens ein einziges Ereignis oder irgendein Geschehen, in der Geschichte der Kultur aufzeigen lässt, das wir einzig und allein dank der Evolutionstheorie verstehen können. Denn allein unter dieser Voraussetzung besäße die Evolutionstheorie ja einen gewissen Erklärungswert für die Kultur. Nur weil der Evolutionsbegriff ursprünglich aus der Theorie der Kultur stammt, wie Gerhardt umständlich zeigt, muss er sich nicht unversehens zurückübertragen lassen, denn er hat auf seinem Weg einen nicht ganz unbeträchtlichen Bedeutungswandel erfahren. Und selbst wenn dies nicht der Fall wäre, könnte eine begriffsgeschichtliche Argumentation niemals einen Beweis in der Sache ersetzen.

Was die auf die Entwicklung der Kultur zu übertragenden „Prinzipien“ der Evolution im einzelnen sind, wüsste man in jedem Fall gern. In erster Linie wird es die Allmählichkeit der Entwicklung sein. Möglicherweise, ja wahrscheinlich war Darwins ausgeprägte Abneigung gegen Revolutionen eines seiner Hauptmotive, aber er hat dieses Motiv nicht mit der staunenswerten Naivität Gerhardts ausgesprochen. Gerhardt nämlich konzentriert sich in seiner Darstellung auf einen Aspekt, der expressis verbis politisch ist.

Alles läuft auf eine Pointe hinaus, die er selbst reformistisch nennt und in „Opposition zur ‚Revolution‘“ sieht. Man kann deutlich sehen, dass es für diesen Autor die Langsamkeit und sanfte Allmählichkeit des Evolutionsprozesses ist, die den Hauptreiz der Evolutionstheorie bildet:

„So wenig die Natur Sprünge macht, so selbstverständlich hat sich die Kultur um Kontinuität, um gewaltlose Übergänge und um eine ‚Reform nach Prinzipien‘ zu bemühen. Darin liegt das Ziel einer republikanischen Politik, der alle zivilisatorischen Anstrengungen zu folgen haben“ [Gerhardt, 201 f.].

Der Autor fordert tatsächlich, die Theorie der Naturgeschichte möge Sprünge ausschließen, weil Sprünge in der Entwicklung schlecht sind für unser Zusammenleben! Im Grunde ist seine Argumentation eines der ganz seltenen Beispiele für den sogenannten „naturalistischen Fehlschluss“, als dessen Haupt- und Kardinalbeispiel seit den *Principia ethica* des englischen Philosophen George Edward Moore die Gleichsetzung von „gut“ und „natürlich“ gilt. Das ist zwar, bei Lichte betrachtet, überhaupt kein Schluss und deshalb auch kein Fehlschluss, aber verkehrt ist eine solche Gleichsetzung zweifellos, ganz gleich, ob wir mit diesem Argument Homosexualität ablehnen oder fordern, wie die Politik möge die Naturgeschichte Brüche und Gewalttätigkeiten ausschließen.

Es gibt, wenn ich es richtig sehe, in diesem Buch keinen einzigen Beitrag, in dem versucht wird, den Begriff der kulturellen Evolution zu klären. Wird er vorausgesetzt? Banalerweise läuft dieser Begriff darauf hinaus, dass dem Gehirn bei der Entwicklung des Menschen eine nicht ganz unwichtige Rolle zugesprochen wird. So unterscheidet in einem durchaus beachteten Buch ein Autor zwischen phylogenetischer und kultureller Evolution. Die kulturelle Evolution wird gelenkt vom

„Gehirn, dem ‚phänotypischen Steuerorgan‘. Dementsprechend muss es für den Evolutionsbiologen oder Anthropologen von höchstem Interesse sein, das funktionale Verhältnis zwischen Genom und Gehirn zu definieren.“ [Wieser, 13]

Winfried Menninghaus und Gerhard Vollmer sind zwei der Autoren, die in diesem Teil des Buches darwinistische Positionen vertreten und wirklich an alles und jedes den Maßstab der Evolutionstheorie anlegen. So lernen wir von Menninghaus unter dem Stichwort „Funktionen der Kunst“, dass es allein um den „tendenziell exklusiven Zugang zu nicht-teilbaren Ressourcen (weibliche Eier)“ [Menninghaus, 220] geht. (Männliche Eier würden allerdings auch den Geisteswissenschaftler überraschen.) Auf einem ähnlichen Niveau und wie Gerhardt auf den Spuren des naturalistischen Fehlschlusses argumentiert auch Vollmer, seit langem als Protagonist der „evolutionären Erkenntnistheorie“ bekannt, der ein ethisches Konzept mit dem Argument ablehnt, dass es „unseren stammesgeschichtlich erworbenen Verhaltensmustern“ widerspreche, und der angesichts der Forderung, Ethik möge universell sein, von einer „recht unbiologischen Forderung“ spricht [Vollmer, 249]. „Nach der Soziobiologie [...] Sorge ich nicht für mich“, schreibt er und klingt wie der englische Hardcore-Darwinist Dawkins oder wie der „auf weibliche Eier“ fokussierte Menninghaus, „sondern für die Verbreitung meiner Gene“ [Vollmer, 247].

In unseren Tagen wird als Hauptgegner des Darwinismus der Kreationismus ausgerufen, also eine Position, die weder wissenschaftlich noch philosophisch ernstzunehmen ist und von der sich der Mediziner Joachim Bauer – in Deutschland der bekannteste Vertreter der Epigenetik – trotzdem immer wieder prophylaktisch zu distanzieren gezwungen sieht (sowohl in seinem Beitrag für den Sammelband als auch in dem für die *Zeitensprünge* 2009). Seine in meinen Augen ganz überflüssige Distanzierung – überflüssig deshalb, weil diesen Autor kein denkender Mensch für einen Kreationisten halten wird – ist schon ein Hinweis auf eine sehr ideologisch geführte, Kritiker gern ausgrenzende oder sogar diffamierende Atmosphäre.

Kreativität ist für viele deshalb ein so anstößiger Begriff, weil man ihn gern mit Intelligenz verknüpft und unterstellt, wer im Zusammenhang mit der Evolution von Kreativität spreche, der spreche von einer schöpferischen Intelligenz – und das sei bloß ein anderer Name für Gott.

Ich sehe den Grund für die Ablehnung des Begriffes aber woanders. Kreativität bedeutet, dass im Evolutionsprozess immer wieder etwas Neues entsteht – zum Beispiel eine Art –, und eben dies mag die Evolutionstheorie nicht akzeptieren, weil sie es bis heute nicht erklären kann. Bis heute nämlich kann sie keine schlüssige Theorie der Entstehung der Arten vorlegen. Deshalb wurde in der neueren Literatur ohne jeden kritischen Unterton vorgeschlagen, Darwins Hauptwerk in *Vom Ende aller Arten* umzutaufen [Höfle/Illies, 60], mithin den Artbegriff überhaupt abzuschaffen. Überhaupt sehen sich zahlreiche Darwinisten dazu genötigt, von evolutionärer Kontinuität zu sprechen: Nach ihrer Ansicht gehen die Arten übergangslos ineinander über. Pflanzen wird Intelligenz, Wahrnehmung und Bewegung zugesprochen [Vgl. Scheppach 2009], sie werden also als animalisches Leben angesehen, oder Affen werden Menschen gleichgestellt und sollen deren Rechte zugesprochen bekommen. Wer dagegen die Sonderstellung des Menschen betont, der macht sich eines „Speziesismus“ schuldig – ein Begriff, der nach dem Vorbild des Rassismus gebildet wurde.

Die Behauptung einer evolutionären Kontinuität ist die Antwort auf die Schwierigkeit, die Existenz von etwas Neuem in der Natur zu erklären. Oder von Stufen, Brüchen, Unterschieden. Dass es einen großen Ring des Seins gibt („the great chain of being“), das ist das Credo eines dogmatischen Darwinisten, der deshalb in letzter Konsequenz die Existenz eines Stufenbaus der Natur als auch der Arten bestreiten muss, die uns das Leben doch täglich vor Augen stellt und die zu bestreiten ohne ein Höchstmaß an Realitäts- und Selbstverleugnung überhaupt nicht möglich ist. Es sind keine „Barrieren im Kopf“, sondern Tatsachen des Lebens, an denen sich diese Ideologen den Kopf einrennen. (Ich selbst habe diese Tatsachen und mit ihnen die Sonderstellung des Menschen in meinem Buch *Spiel und Widerspiel. Der Mensch in seiner Natur* unvoreingenommen zu beschreiben und auszudeuten versucht.)

Mit Richard Dawkins gibt uns der Hohepriester des Darwinismus ein Beispiel für eine ganz lebensfremde, längst in Ideologie umgeschlagene Naturbetrachtung, wenn er aus einem einzigen Beispiel, der sich rings um die Welt vollziehenden angeblichen Metamorphose einer Möwenart, auf die Nichtexistenz von Arten überhaupt schließt. Dawkins [128] trägt den Fall „der Silbermöwe und der Mantelmöwe“ vor,

„zwei völlig verschieden gefärbte Spezies [...]. Verfolgt man jedoch die Population der Silbermöwen nach Westen über den Nordpol und dann weiter nach Alaska und Sibirien hinweg zurück nach Europa, stößt man auf eine seltsame Tatsache. Die Silbermöwen verlieren allmählich das Aussehen von Silbermöwen, und nähern sich dem der Mantelmöwe, bis es sich schließlich zeigt, dass unsere europäische Mantelmöwen das andere Ende eines Ringes sind, der mit der Silbermöwe begonnen hat.“

Es ist vielleicht angemessen, einen Blick auf einen Text unmittelbar vor Darwin zu werfen, in dem diese Problematik in denkbar kurzer, schon fast aphoristischer Form diskutiert wird. Im Paragraphen 249 seiner *Enzyklopädie* spricht Hegel [202] ganz unbefangen davon, dass die „Natur als ein System von Stufen zu betrachten“ ist, „deren eine aus der anderen notwendig hervorgeht“. Er kritisiert den Begriff der Metamorphose, der allein dem Individuum zukomme. Hegel weist daraufhin, dass sich nicht eine Art verwandeln könne, sondern nur ein einzelnes Wesen, etwa die Raupe in den Schmetterling. Hegel spricht es nicht aus, aber seine Ablehnung des Metamorphose-Begriffes bedeutet, dass in dem betreffenden und nun namenlosen Vorgang etwas Neues entsteht – der Schmetterling ist lediglich die Verwandlung der Raupe, er ist in ihr schon von vornherein vorhanden. Anders als bei der Metamorphose des Schmetterlings handelt sich bei der Entstehung einer Art um einen kreativen Prozess, und hier, nicht etwa bei der Tätigkeit der menschlichen Intelligenz, ist der Ausdruck auch wirklich angebracht. Der Mensch hingegen ist niemals kreativ.

Wie dieses Neue (die Art, die neue Stufe) entsteht, das ist für Hegel das Problem. Zunächst leuchtet ihm nicht ein, dass die aristotelische Entelechie das Problem löst, weil nach ihr die neue Form immer schon in der alten enthalten ist, also nicht neu wäre und höchstens geeignet, das Wachstum einer Pflanze oder die Verwandlung einer Raupe zu beschreiben. Der Gedanke der Entelechie führt im Grunde zu einem regressus ad infinitum: Wenn man im steten Rückschritt irgendwann auf den allerersten Anfang stieße, dann müsste in diesem schon der späteste Zustand enthalten sein, weil es ja in der Zwischenzeit nichts Neues gegeben hat.

Genauso wenig findet bereits Hegel den Typus der Theorie überzeugend, in den sich nur wenig später die Evolutionstheorie flüchten wird:

„Es ist eine ungeschickte Vorstellung älterer, auch neuerer Naturphilosophie gewesen, die Fortbildung und den Übergang einer Naturform und Sphäre in eine höhere für eine äußerlich-wirkliche Produktion anzusehen, die man jedoch, um sie *deutlicher* zu machen, in das *Dunkel* der Vergangenheit zurückgelegt hat“ [Hegel, 202; die zweifellos höchst sarkastische Kursivsetzung stammt von Hegel].

Der „dialektische Begriff, der die Stufen fortleitet, ist das Innere derselben“, schreibt Hegel weiter, und was das bedeutet, darüber lässt sich wohl trefflich streiten. Eine überzeugende Antwort auf die Frage nach den Entwicklungsprinzipien der Natur finden wir jedenfalls nicht in der Philosophie Hegels – aber das wäre auch angesichts der Zeit, in der er schrieb, ein wenig viel verlangt.

Anders als heute war der historische Hauptgegner des Darwinismus für mehr als hundert Jahre der Lamarckismus, im Biologieunterricht vergangener

Jahrzehnte allein mit dem Ausdruck tiefster Verachtung angesprochen. Der Lamarckismus galt als eine Sackgasse der Wissenschaft, weil er als *ein* Element seiner Theorie die Vererbung erworbener Eigenschaften vertrat, und eben dieses Theorem stieß seit Darwin auf breite Ablehnung. Alle Anti-Lamarckisten müssen aber wohl umlernen, denn wie wir aus den von Sigrid Weigel referierten Zusammenhängen lernen, lässt sich heute – entgegen allen Lehrsätzen der klassischen Evolutionslehre – ein funktioneller Zusammenhang zwischen Gedächtnis und Vererbung nachweisen:

„Wenn nun dieselben biochemischen Vorgänge bei der Formierung des Gedächtnisses wirksam sind, die auch für die Embryonalentwicklung eine zentrale Rolle spielen, dann wirft das ein neues Licht auf das Verhältnis von Gedächtnis und Vererbung bzw. von Hirnplastizität und Embryonalentwicklung.“ [Weigel, 105]

Schon 2006 hat Joachim Bauer in seinem Buch *Prinzip Menschlichkeit* einen Zusammenhang zwischen Gedächtnis und Vererbung hergestellt und herausgearbeitet, dass Gene über die Möglichkeit verfügen, „Erfahrungen des Organismus in seiner Umwelt in Form eines biochemischen Skripts abzuspeichern. Dies kann eine längerfristige Änderung der Arbeitsweise eines Gens bewirken“ [Bauer 2006, 161]. Damit hat sich ein Dogma, das nicht allein in Spitzenforscherkreisen unumstößlich galt, sondern über Jahrzehnte hinweg mit studienrätlicher Strenge in die Köpfe sämtlicher Schulkinder verpflanzt, um nicht zu sagen geprügelt wurde, als vollkommen falsch herausgestellt. Eigentlich wäre eine Entschuldigung überfällig.

Die Funktionsweise des Gedächtnisses ist seit sehr langer Zeit ein Rätsel, und es sieht nicht so aus, als sei viel damit gewonnen, wenn man seinen Ort im Gehirn bezeichnen kann. Denn auch dann ist noch nicht die Frage aller Fragen geklärt, wie man den Hiatus zwischen Materie und Geist, wie man die Kluft zwischen einem organischen Träger und einem immateriellen Gedanken überwinden kann [vgl. hierzu Diebitz, 303 ff.]. Seit mehr als hundert Jahren wird zu diesem Thema geforscht, aber erst jetzt wendet sich die Aufmerksamkeit der Erbsubstanz zu:

„Intensive, prägende Erfahrungen, die in der frühen Zeit des Lebens in das epigenetische Muster eingehen, hinterlassen ihre Spuren unabhängig davon, ob die Erfahrungen mit genetisch verwandten oder nicht verwandten Bezugspersonen gemacht wurden. Daraus folgt, daß wir außerhalb des eigentlichen Erbgangs nachhaltig biologisch geprägt werden können“ [Bauer 2006, 165].

Die beiden in aller Regel in den Vordergrund geschobenen Aspekte der Evolutionstheorie Darwins, Mutation und Selektion, werden durch diese vielleicht wirklich revolutionäre Entdeckung in ihrer Bedeutung erheblich relativiert, und deshalb lautete eine Kapitelüberschrift in Weigels Beitrag „Veränderung

jenseits von Zufall und Selektion“. Der Schlüssel für das Verständnis aller Veränderungen liegt für die Autorin in der Epigenetik, mit der sich der anschließende Beitrag von Joachim Bauer beschäftigt.

In seinem Aufsatz macht Bauer plausibel, dass und vor allem wie es zu der Vererbung erworbener Eigenschaften kommen kann. Während er in seinem Beitrag für die *Zeitensprünge* auf die kooperative „Zusammenführung von miteinander kommunizierenden Akteuren“ [Bauer 2009, 720] abhebt, stellt er jetzt die dort ebenfalls angesprochene Duplikation ausgewählter Genabschnitte in den Mittelpunkt. Es gelingt ihm damit zu zeigen, mit welchen Mechanismen der Organismus auf Katastrophen und andere Situationen reagiert, in denen die Notwendigkeit einer schnellen Anpassung gegeben ist. Ein Mittel dafür ist die Verdoppelung ausgewählter Abschnitte des genetischen Materials, ohne die nicht immer komplexere Arten hätten entstehen können. Derartige Genverdoppelungen entstanden und entstehen als Antworten „von Biosystemen auf schwere externe, ökologische Stressoren“, worunter man sich Meteoriteneinschläge und ähnliche planetenweite Megakatastrophen vorstellen muss. „Denn dupliziert werden vorzugsweise solche genetischen Sequenzen, die in starkem Gebrauch sind.“ [Bauer 2010, 129]

Es ist seit langem ein Einwand gegen die Evolutionstheorie, dass es kein evolutionäres Kontinuum gibt, also die Zeugnisse der Erdgeschichte keine übergangslosen und entsprechend sanften Veränderungen der Fauna und Flora überliefern, sondern entgegen dem Wunschenken Sprünge, oft sogar große Sprünge und damit das Entstehen von etwas Neuem dokumentieren. Das alles lässt sich keinesfalls mit der aus der Ratlosigkeit geborenen, längst rein ideologisch gewordenen Forderung nach evolutionärer Kontinuität vereinbaren und wird eben deshalb bis heute noch nicht richtig akzeptiert. Dank der Epigenetik lässt sich dieses Geschehen – das Entstehen von etwas Neuem, also ein wirklich kreativer Prozess – erstmals in seinen Grundzügen verstehen. Es ist die Selbstorganisation des Lebens, die auf veränderte Anforderungen reagiert.

Literatur

- Bauer, Joachim (2006): *Prinzip Menschlichkeit. Warum wir von Natur aus kooperieren*; Hamburg
- (2009): Kreative Strategien in der Biologie. Neue Erkenntnisse aus den Genom-Projekten, in *Zeitensprünge* 21 (3) 705-721
- (2010): Kreative Biosysteme. Zur Koevolution von Natur und Kultur; in *GN* 125-133
- Dawkins, Richard (1993): Barrieren im Kopf; in Cavalieri, Paola / Singer, Peter (Hrsg.), *Menschenrechte für die Großen Menschenaffen. Das Great Ape Projekt*; München, 125-135

- Diebitz, Stefan (2009): *Spiel und Widerspiel. Der Mensch in seiner Natur*; Stuttgart
- Eibl-Eibesfeldt, Irenäus / Sütterlin, Christa (2007): *Weltsprache Kunst. Zur Natur- und Kunstgeschichte bildlicher Kommunikation*; Wien
- Gerhardt, Volker (2010): Philosophische Anmerkungen zu einem nicht erst seit Darwin aktuellen Programm. in **GN** 185-204
- GN** = Gerhardt, Volker / Nida-Rümelin, Julian (Hrsg., 2010): *Evolution in Natur und Kultur (Humanprojekt 6)*; Berlin. Daraus:
- Hazen, Robert H. (2010): Die Evolution der Minerale; in *Spektrum der Wissenschaft* 8/2010, 80-87
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich (1969): *Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundrisse* (1830). Hrsg. Nicolin, Friedhelm / Pöggeler, Otto; Hamburg
- Hösle, Vittorio / Illies, Christian (2005): *Darwin*; Bamberg
- Menninghaus, Winfried (2010): Zur Evolution der Künste; in **GN** 205-222
- Scheppach, Joseph (2009): *Das geheime Bewusstsein der Pflanzen. Botschaften aus einer unbekanntten Welt*; München
- Vollmer, Ulrich (2010): Gibt es einen sozialen Mesokosmos? in **GN** 241-260
- Weigel, Sigrid (2010): An der Schwelle von Kultur und Natur. Epigenetik und Evolutionstheorie. in **GN** 103-123
- Wieser, Wolfgang (2007): *Gehirn und Genom. Ein neues Drehbuch für die Evolution*; München

Stefan Diebitz, 23568 Lübeck, Wilhelm-Wisser-Weg 49
 stefandiebitz@gmx.de

Register für den 22. Jahrgang, 2010

1. Aufsätze

Erläuterung: Die durchlaufenden Seitenzahlen verteilen sich auf die drei Hefte wie folgt: Heft 1 bis S. 258, Heft 2 bis 514. Das jeweils aktuelle Gesamtregister findet sich auf der Home-page, s. Impressum.

Altinger, Florent: Bei der Küstenforschung: Anzeichen einer Katastrophe ohne Auslöser? 247-253

Amann, Peter: Das Ries – Impakt oder doch Gas? 235-246

Anwander, Gerhard: Planet UnWissen: Wie man mit Hilfe Karls d. Gr. das Fernsehpublikum weiter ver dummen kann 477-488

Beaufort, Jan: Eine Sonnenfinsternis Theons von Alexandria. Vom Umgang mit antiken Finsternisberichten 99-108

- : In memoriam Prof. Dr. Hans-Ulrich Niemietz [mit H. Illig/ A. Otte] 521

Blöss, Christian: Entropie ist Licht. Die unvollendete Geschichte der Quantentheorie – und wie sie sich durch eine These zur Substanz von Entropie immerhin abrunden ließe 734-746

Boulanger, Nicolas: Kurze Wiederholung und Beschluss [aus *Das durch seine Gebräuche aufgedeckte Alterthum*] 573-578

Diebitz, Stefan: Wie kommt Neues in die Welt? Anmerkungen anlässlich eines Sammelbandes 747-755

Ernst, Ewald: Haruns Münzen im Hafen von Haithabu. Jahrgenaue Datierung des Hafens durch Dendrochronologie? 428-434

Ernst, Otto: Zu den DNA-Analysen an Mumien aus der Amarna-Zeit [und eine Ergänzung durch HI] 65-68

Frank, Werner: Bemerkungen zur Gregorianischen Kalenderrestitution und zu den Jahreseckpunkten unter Augustus 457-464

Friedrich, Volker: Der Stern von Bethlehem. Himmelsereignisse des 4. Jahrhunderts untermauern Illigs Phantomzeit 69-95

Glahn, Alexander: Die Besiedlung Britanniens durch Germanen 116-136

Heinitz, Volker: Rätselhaftes Zinn 579-586

Heinsohn, Gunnar: Dreimal verbrannt: Schahr-e Suche im Sistan-Becken 7-17

- : Also doch Sex mit dem Neandertaler 260-264

- : Die Enttäuschung der Arbela-Ausgräber in Kilik Mishik 299-302

- : Qatna: -2600, -1600 oder -600 ? 587-608

Hofmann, Karl: Karlskult in neuer Perspektive. Phantomzeitthese und historische Kairologie 705-733

Illig, Heribert: Chronologie – die Schande der Ägyptologen. Zur Ehrenrettung von August Knötel 44-51

- : Weihnachten und Ostern – ihre heutigen Datierungen. Eine Hilfestellung 96-98

- : Bayern unter den Römern. Eine Rezension 109-115

- : Beda multiplicabilis: Ein Wissenschaftler des 11. Jh. als Sammelbegriff 163-168
- : Jubiläum: Zehn Jahre Warten auf Schütte. Eine Würdigung 198-208
- : Fomenko und die Folgen. Pompeji als Beispiel für historisches Freibeutertum 218-234
- : Bunte Vielfalt 253-258
- : Die Erfindung des jüdischen Volkes. Rezension 303-309
- : Vorsicht: Fischgenuss lässt Ihre Knochen altern! Eine C14-Glosse 425-427
- : Münzen zur Wikingerzeit. Drei Bezugsjahre für die Hidschra-Rechnung 435-456
- : J. Fried widerlegt eigene Memorik und missachtet Prioritäten. Auch M. Kerner beginnt zu fiktionalisieren 465-476
- : WikipediA und die Wahrheit. Erfahrungen mit einem Mammutprojekt 489-496
- : August H. C. Gelpke, Katastrophist 503-507
- : Diverses 510-514
- : Chiemseefreuden in Aiterbach. Das Jahrestreffen am 30./31. Oktober 517-520
- : In memoriam Prof. Dr. Hans-Ulrich Niemietz [J. Beaufort/ A. Otte] 521
- : Ötzi im Hochgebirge bestattet? Römische Wissenschaftler bieten Bozen Paroli 525-527
- : Boulanger und Adam Weishaupt. Katastrophistisches bei den Illuminaten 554-572
- : Germania und/oder Ultima Thule? Eine Rezension 608-611
- : Mittelalterliche Aktivitäten von Aachen bis Wien 640-647
- : Logik und Ökonomie der Fälscher: Primat des Papstes · Heiraten und Kinder bei Merowingern und Karolingern · Photos I. 662-685
- : Abwehr(r)ämpfe bei WikipediA. Wissenschaftler diffamieren inkognito 694-704
- : Nicht zuletzt 769-770
- Kämmerer, Jens: „*Bedenken zur Vorgeschichtsforschung*“. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des Zweifels 522-524
- Koch, Marianne: Glaube – Kredit. Ein rechtsgeschichtlicher Blick auf die Eigentumsverhältnisse von Kirche und Tempel 339-358
- Laszlo, Renate: Der ehrwürdige Beda und der heilige Cuthbert 137-162
- : Der altenglische Gelehrte Alkuin von York 359-388
- Meisegeier, Michael: Phantomzeitliche und phantomzeitnahe Bauten in Thüringen und Sachsen-Anhalt 177-197
- : Frühchristlicher Kirchenbau – zu früh! (I) Rom, Jerusalem, Bethlehem, Konstantinopel 612-639
- Müller, Zainab-Angelika: - [Leserbrief] 254
- : Caesar, der Elefant und die 'arabische Ära' 411-424
- : - [Leserbrief vs. Weissgerber] 508 f.
- Otte, Andreas: mantis-verlag.de – runderneuert 4-6
- : Bischof Meinwerk. Gedanken im Umfeld einer Ausstellung 209-217
- : Ausstellungspotpourri 310-320
- : Erkundung des Elektrischen Universums. Ein Vortragstag mit Wallace Thornhill 497-502
- : In memoriam Prof. Dr. Hans-Ulrich Niemietz [J. Beaufort/ H. Illig] 521
- Schieß, Norbert: Drei verschiedene Stammbäume zur DNA-Analyse des Zahi Hawass an Mumien der Amarnazeit 289-298

- Weissgerber, Klaus: Die frühen Pharaonen III (Aegyptiaca XVII) 18-43
- : War Tutanchamun ein Inzest-Kind? Erste Bemerkungen zu einer neuen These (Aegyptiaca XIV/3) 52-64
 - : Zur jüngsten Islam- und England-Diskussion. Persönliche Bemerkungen (Islamica VIII / Britannica I) 169-176
 - : Die frühen Pharaonen IV (Aegyptiaca XVIII) 265-288
 - : Zur polnischen Frühgeschichte (Polonica I). Allseitige Überlegungen unter besonderer Berücksichtigung Krakaus 389-410
 - : Die frühen Pharaonen V (Aegyptiaca XIX) 528-553
 - : Plädoyer für die „Arabische Ära“. Mit Gedanken zur Münzproblematik (Islamica IX) 648-661
 - : Die Slawenapostel und das Mährische Reich. Chronologische Überlegungen (Slavica V) 686-693
- Zuberbühler, Robert: Vorschlag für ein erweitertes Konzept 321-338

2. Stichwortverzeichnis

Jede Seitenzahl steht für die erste aller Nennungen innerhalb eines Artikels. Autorennamen werden nur im Zusammenhang mit Hinweisen oder Rezensionen aufgelistet, ansonsten siehe S. 746 unter „Aufsätze“.

Die Stichwortverzeichnisse für alle Zeitschriftenausgaben/*Bulletins* finden sich (ab 1984) genauso wie die Stichwortverzeichnisse aller Mantis-Bücher zusammengefasst unter www.chrono-rekonstruktion.de

- | | |
|--|--|
| <p>Aachen: Dom 510
 Gewölbe 701
 Karlsgrab 257, 510
 Karlsmedaille 257
 Kuppel 698
 Thron 199, 481
 <i>Zeitsprünge</i> 640</p> <p>Abd al-Malik. Kalif 632</p> <p>Abraha, jemenit. König 171, 411, 652</p> <p>Abraham, Stammvater 632</p> <p>Abydos 534, 602</p> <p>Achämeniden 14, 588</p> <p>Adler, Alfred 571</p> <p><i>Aeneis</i> 115</p> <p>Ägypten. Chronologie 45, 286</p> <p style="padding-left: 20px;">0. Dyn. 533</p> <p style="padding-left: 20px;">1. Dyn. 543, 590, 770</p> <p style="padding-left: 20px;">2. Dyn. 543</p> <p style="padding-left: 20px;">3. Dyn. 23, 598</p> | <p style="padding-left: 20px;">4. Dyn. 34</p> <p style="padding-left: 20px;">5. Dyn. 265</p> <p style="padding-left: 20px;">6. Dyn. 271</p> <p style="padding-left: 20px;">7./8. Dyn. 280</p> <p style="padding-left: 20px;">9./10. Dyn. 282</p> <p style="padding-left: 20px;">12. Dyn. 278, 590, 770</p> <p style="padding-left: 20px;">13. Dyn. 283</p> <p style="padding-left: 20px;">14. Dyn. 284</p> <p style="padding-left: 20px;">18. Dyn. 50, 770</p> <p>Ägyptologie 44</p> <p>Äquinoktie 457</p> <p>Ära. arabische 171, 393, 411, 509, 648</p> <p style="padding-left: 20px;">Chosroen- 655</p> <p style="padding-left: 20px;">Hidschra- 175, 393, 435, 648</p> <p style="padding-left: 20px;">himyarische 411, 652</p> <p style="padding-left: 20px;">Jezdegird- 570, 657</p> <p>Aha (Herrscher) 545</p> <p>A'ischa, Lieblingsfrau Mohammeds 653</p> <p>Alarich 618</p> |
|--|--|

Alkimoennis, Oppidum 111
 Alkuin v. York 359
 Almagest 100
 al-Mansur, Kalif 175
 Althoff, Gerd 466, 719
 Amann, Peter 112, 609
 Amarna 52, 65, 540
 Amenemhet II. 592
 Amenemhet III. 595
 Amenophis III. 57, 65, 278, 293
 Amoriter 587
 Angeln 117, 364
 Anklam, Münzhort v. 640, 649
 Annalenstein 22, 546
 Antiquitätentheorie 587
 Anwander, Gerhard 213, 258, 671
 Apfelstädt-Grab 580
 Apokalypse 559, 574
 Apophis, Pharao 50, 540
 Apsis 636
 Arbeit 330
 Arbela 299
 Archäologie, unfreie 304
 Ariadne 255
 Arianer 619
 Arier 533
 Arius 256
 Arnulf von Metz 663
 Artus, König 132
 Assur 302, 602
 Assurnasirpal 593
 Assyrer, Alt- 590
 Neu- 590
 Assyrien 299
 Astyages 587
 at-Tabari 653
 Aufklärung 567, 720
 Augustus 69, 106, 115, 457
 Aunjetitzer Kultur 579
 Aziru 590

 Babylon 517
 Bachofen, Johann Jakob 532
 Bad Oldesloe (Treva) 610
 Basaltstatuen 591
 Basileus I. 406

 Basilika-Form 614
 Bauer, Joachim 750
 Bayern im -1. Jh. 109
 5. Jh. 112
 Beaufort, Jan 257, 490, 638, 650, 709
 Becher, Matthias 641
 Beckerath, Jürgen v. 25, 45, 426
 Beda Venerabilis 116, 137, 163, 173,
 363
 Belisar 619
 Benedikt, hl. 465, 718
 Bergmann, Werner 703
 Berndt, Guido M. 210
 Bernstein 592, 769
 Bernstorff 255
 Bernward-Ziegel 216
 Besitz (juristisch) 340
 Bethlehem, Geburtskirche 631
 Bevölkerungstheorie 568
 Birken, Andreas 518, 619
 Blocktransport im Meer 247
 Blöss, Christian 521
 Bohr, Niels 739
 Bonifaz, hl. 160, 382, 611, 664
 Bonifaz VIII. 676, 726
 Borgolte, Michael 493, 695
 Boulanger, Nicolas 516, 519, 554
 Brätz, Herwig 233
 Brandenburg, Hugo 615
 Brier, Bob 61
 Britannien 116, 137, 611
 germanische Königreiche 130
 Bronze 579
 -ausbreitung 581
 Bronzezeit 327
 frühe 579, 592
 mittlere 12, 299, 592
 späte 314, 592
 Brunner, Karl 646
 Buchara 453
 Büscher, Detlev 450
 Büttner, Manfred 255
 Bulgarien 687
 Burchhardt, Clemens 645
 Burckhardt, Jacob 524
 Burnt city 9

- Buto 539
 Byzanz 412, 439, 613
 Caesar (Titel) 420
 Gaius Iulius 421, 459, 518
 Caistor-by-Norwich 122
 Canyon Lake 514
 Carlé, Walter 239
 Cassius Dio 69
 Castrop-Rauxel (Ickern) 426
 Ceolwulf, König 140
 Chalkolithikum s. Kupfersteinzeit
 Chao, Edward C.T. 236
 Chasaren 309
 Chasechemui, Pharao 31, 538
 Cheops, Pharao 38, 47
 Chephren, Pharao 38, 47
 Chicxulub-Krater 252
 Childerich III. 664
 Chlodwig II. 376
 Chorwaten s. Kroaten
 Chosrau II. 657
 Christentum: Ausbreitung des 612
 frühes 612
 Reichsreligion 612
 Chronologiekorrektur 587
 Ciompi, Luc 321
 Clark, Francis 465
 Claudius, Rudolf 734
 Clavius, Christophorus 459
 Coelestin I. 626
 Columella 459
Continuatio Bedae 148
 Corvey 213, 610, 699
 Cuerdale, Schatzfund v. 444
 Cuthbert, hl. 137, 368
 C¹⁴ 425

 Dänemark 441, 523
 Danelaw 120
 Danewerk 427, 433, 444
 Darwin, Charles 558, 747
 Dashti, Ali 652
 Datierung: altgriechische 602
 bibelfundamentalistische 600
 pseudoastronomische 590
 David / Stern 305, 514

 Dawkins, Richard 751
 Deformationsanalyse 610
 Delta-T 101
 Demandt, Alexander 80, 612
 Dendrochronologie 432, 641
 Despotismus 562
 Diderot, Denis 489, 554
 Diocletian 132, 613
 Dionysoskult 606
 Dirham (Darahim) 438
 Djoser, Pharao 27, 540
 DNS (DNA) 261
 mitochondriale 58
 pharaonische 52, 65, 289
 Donar-Eiche 611
 Doppelkirchenanlage 189
 Dorestad 442
 Drangiana, Satrapie 12
Drei Grazien 230
 Dreyer, Günter 534
 Durham 137

 Ebroun, Hausmeier 663
 Ecgfrith v. Northumbria 368
 Echnaton, Pharao 57, 65, 293
 Eckstein, Dieter 432, 641
 Editha (Edgitha), Königin 185, 425
 Egarter Vigl, Eduard 526
 Egbert, Erzbischof v. York 384
 Egbert, Missionar 380
 Eggers, Jürgen 218
 Eigentum (juristisch) 335, 340
 der toten Hand 339
 Gottes 344
 Einhard 257, 641, 645, 671, 726
 Einstein, Albert 737
 Eisenzeit 319, 332
 Eiszeittheorie 504
 Eje, Pharao 59
 Ekallatum 593
 Ekbatana 587
Elder Lady 57, 65
 Elefanten 411, 652
 -Ära s. arabische Ära
 -Sure 171
 Elfenbein (Qatna) 600

Emergenz 321
 Émery, Walter Bryan 534
 Emotion 321
 Engels, Friedrich 532
 England 444
 Enkomi (Zypern) 602
 Entropie 734
 Eratosthenes 608
 Erdachsverschiebung 253
 Erdbeben (Chile) 253
 Erdkugel (antike Sicht) 608
 Erdöl, Alter v. 514
 Erdumfang 608
 Erfurt, Dom / Stiftskirche 195
 Ernst, Ewald 259, 641, 649
 Erosion, blitzartige 514
 Erzgebirge 584
 Erzväter 304
 Esker 519
 Eusebius v. Caesarea 614
 Evangelien 69, 518
 Evolution 747, 769
 Exil nach Tempelzerstörung 307
 Exodus aus Ägypten 304
 Fälschungen 117, 175, 178, 213, 233,
 255, 392, 428, 442, 469, 512, 518,
 521, 527, 615, 649, 664, 730
 Faußner, Konstantin 130, 177, 481, 513,
 514
 Fegefeuer 370
 Fiebig, Henriette 491, 694
 Fiktionen 474
 Filioque 681, 729
 Fisch, veralternder 425
 Flechtwerke 254
 Flutsagen 328, 557, 573, 770
 Foederati (in Britannien) 126
 Fomenko, Anatoli 218
 Fontana, Domenico 226
 Fradin, Émile (Glozel) 255
 Frank, Werner 259, 517
 Frankenreich 443, 619
 Franz, Dietmar 177
 Franz, Ulrich 233
 Frauenchiemsee 519
 Freimaurer 565
 Fresken, minoische 598
 Freud, Sigmund 467, 556, 725
 Fried, Johannes 303, 465, 477, 492,
 513, 665, 696
 Friedelehe 487, 674
 Friedell, Egon 467, 705
 Friedrich I. 711
 Friedrich II. 631, 711
 Fritzlär-Geismar 611
 Fursa, Missionar 373
 Fuß, römischer 609
 Gaisbauer, Ingeborg 646
 Gallus Anonymus 398
 Gasexplosionen 246
 Gaube, Heinz 651
 Gebirgsbildung 519
 Gedächtnisforschung 753
 Geiserich 619
 Gelasius, Papst 675
 Geld 336, 341
 Gelpke, August H.C. 503
 Geographie, antike 608
 Gerhardt, Volker 747
 Germanen 116, 319, 362, 398, 618
 Germania magna 608
 Germanien, römisches 610
 Gewölbe, echtes 592
 Gigantomachie 559, 573
 Gildas 364
 Gleichheit 351
 Globus von Boscoreale 222
 Glockenbecherkultur 580
 Glozel 255
 Gnezdowo, Silberschatz v. 438
 Goldmasken 602
 Gondwana 769
 Goten 314, 394, 618
 Gotland 439
 Granitgefäße, ägyptische 587
 Gregor I. d. Gr. 365, 467, 622, 718
 Gregor VII. 675
 Gregor XIII. 457
 Grimoald, Hausmeier 663
 Grünewald, Christoph 512

- Gurion, David Ben 309
- Haithabu 428, 441, 641, 649
- Halberstadt, Dom 183
- Halleyscher Komet 69, 85
- Harun al-Raschid 428, 668
- Hatschepsut, Pharaonin 28
- Hauskirchen, frühchristliche 613
- Hawass, Zahi 52, 68, 289, 513
- Hazor 595
- Hedemünden, Römerlager 610
- Hegel, Georg Wilhelm Fr. 705, 752
- Hl. Drei Könige 75
Reiseroute 76
- Heinsohn, Gunnar 256, 321, 339, 393,
439, 500, 519, 521, 530, 558
- Heiratspolitik, päpstliche 665
- Hellenkemper, Hansgerd 204, 642
- Hellweg 610
- Hempsell, Mark 526
- Henn, Rainer 526
- Herakleios I. 412, 439
- Herbers, Klaus 270
- Herculaneum 223
- Herkules 561
- Herodes 70
- Herodot 48, 309, 540, 590
- Hesiod 517, 559
- Hethiter 655
- Heuser, Judith 516
- Heyn, Johan 564
- Hidschra 259, 435
- Hierakonpolis 32, 530, 602
- Hierl-Deronco, Norbert 565
- Hildesheim, Stadtmauer 427
- Hinrichs, Eibo 645
- Hitler, Adolf 569, 645, 725
- Hitzacker/ Elbe 610
- Hoffmann, Meinhard 59, 68, 513, 515
- Hofmann, Karl 516
- Hogan, James P. 500
- Holbach, Henri Thiry d' 555
- Hollstein, Ernst 432
- Homo sapiens 260
- Hon, Goldschatz v. 441
- Hooker, Heatherlee 499
- Hortfunde, mitteldeutsche 582
- Hudjefa, Pharao 25
- Hunger, Herbert 680
- Hunnen 314, 628
- Hydrophorien 557
- Hyksos 29, 47, 538
- Ibex 13
- Ibrahim, Kaufmann 397
- Illich, Ivan 569, 770
- Illig, Heribert 24, 86, 101, 117, 169,
215, 254, 278, 321, 373, 410, 457,
486, 500, 519, 521, 530, 579, 627,
648, 689, 707
- Illuminaten 519
- Impaktkrater s. Krater
- Indien, geologisches 769
- Ingelheim, Pfalz 199
- Ini, Pharao 269
- Inkarnationszeit 156
- Inter gravissimas* (1582) 457
- Investitur/streit 675, 720
- Inzestfolgen 52, 68
- Ipuwer, Klagen des* 279
- Irene, Kaiserin 668
- Ismail I., Samanide 449, 659
- Ita, Tochter Amenemhets II. 592
- Itchner, Hans 321
- Jahrestreffen am Chiemsee 517
- Jansen, Hans 651
- Jerusalem 631, 724
Felsendom 632
Grabeskirche 631
- Jezdegird I./II./III. 656
- Jesus / Geburtsjahr v. 70, 518, 770
- Johanna, Päpstin 470
- Josephus, Flavius 77
jüdisch 303
- Jüten 117, 364, 443, 610
- Juja 290
- Justinian I. 617, 656
- Kaaba 171, 414
- Kadlubek, Wincenty (Vincentius) 400
- Käppner, Joachim 770
- Kairologie 705

- Kairos 707
 Kalender: Jezdegird- 570
 -rechnung 559
 Kalenderreform:
 gregorianische 259, 457
 julianische 458
 Kalmring, Sven 428
 Kammeier, Wilhelm 491
 Karl d. Einfache 443
 Karl d. Große 118, 213, 257, 432, 442,
 470, 477, 641, 645, 664, 705
 Abkömmlinge 518, 671
 Krankheit zum Tode 644
 Leibarzt 645
 Karl, Klaus 115
 Karolinger 664, 703
 Karthager 417
 Katastrophen 7, 235, 279, 328, 497,
 503, 555, 573
 Katzinger, Willibald 258
 Kaukasus 314
 Keilschriftafeln 591
 Kelletat, Dieter 247
 Kelten 112, 318
 -schanzen 111
 Kempff, Martina 477, 665
 Kennedy, John. F. 648, 725
 Kent 138
 Kepler, Johannes 87
 Kerner, Max 470
 Kiew 452
 Kilik Mishik 299
 Kirchenbauhistorie 612
 Klabas, Heribert 213
 Klassovsky, Vladimir 219
 Kleineberg, Andreas 608
 Kloakenstecher 205
 Knigge, Adolph Freiherr 555
 Knobloch, Eberhard 608
 Knochenverschickungstheorie 594
 Knötel, August 44
 Knopp, Guido 641
 Knossos 599
 Knut d. Gr. 441
 Kobankultur 314
 Koch, Marianne 215
 Köln: Archäologische Zone 511, 642
 Baptisterium 201
 Forum 199
 Mikwe 204
 St. Pantaleon 199
 Stadtarchiv 208
 Synagoge 204, 643
 Kolonialismus 310
 Kometen 503, 564, 576
 Konjunktion 69
 Konstantin I. 452, 458, 612
 Konstantin VI. 667
 Konstantin VII. Porphyrogennetos 404,
 428, 689, 729
 Konstantinopel 628, 668, 676
 Apostelkirche 630
 Hagia Irene 630, 700
 Hagia Sophia 629, 700
 Hagios Johannes Studios 631
 Kontinentalverschiebung 769
 Koordinatensystem, globales 608
 Krakau 389
 Krater: Impakt- 244
 Vulkan- 245
 Krause, Rüdiger (Bernstorf) 255
 Kreationismus 750
 Kreativität 750
 Krk, slaw. Herrscher 403
 Kroaten 404
 Krojer, Franz 99, 492
 Krypto-Impakt 236
 Krypto-Vulkanismus 236
 Küstenabrasion 247
 Kupfersteinzeit 529, 579
 Kuppelbau 699
 Kyaxares 587
 Kyrill, hl. (urspr. Konstantin) 680, 686
 Kyrill v. Alexandria 518
 Kyrillisch 680, 686
 Kyrus d. Gr. 587
 Lackner, Herbert 646
 Ladenbauer-Orel, Hertha 647
 Lamarckismus 753
 Landnahme in Kanaan 305
 Langobarden 619, 666

Laokoon 221
 Laszlo, Renate 117, 163, 169, 443
 Lech, polnischer Herrscher 394
 Legende, Biographie der 471
 Lelarge, Günter 3
 Lelgeman, Dieter 608
 Leo III., Papst 674
 Leon IV., Kaiser 665
 Leubinger Fürstengrab 579
 Leufana 610
 Leuga 609
 Lewin, Karl-Heinz 518
Liber Pontificalis 614
 Licht 742
 Licinius, Kaiser 452, 612
 Liesching, Birgit 644
 Lindisfarne, Kloster 151, 435
 Litus Saxonicum (Sachsenküste) 120
 Louis XVII 55
 Ludwig d. Blinde 444
 Ludwig d. Deutsche 519
 Ludwig d. Fromme 444, 672
 Lülting, Günter 17, 411, 509, 650
 Lyell, Charles 504

 Mabillon, Jean 360
 Mährisches Reich 688
 Märtyrerbasilika 622
 Magdeburg, Dom 185, 425
 Mailänder Toleranzedikt 612
 Malerei, minoische 598
 Malthus, Thomas R. 568
 Manilius, Marcus 462
 Mantis Verlag, Internetauftritt 4
 Manuel, Frank E. 556
 Mari 587
 Marquart, Joseph 404
 Mars, Planet 333
 Martin, Paul C. 259, 487
 Martu 587
 Marx, Christian 608
 Marx, Christoph 233
 Marx, Karl 532, 725
 Mathildensarkophag 178
 Matrilinearität 531
 Maxentius, Kaiser 613

 May, Karl 569
 Meder 587
 Mediolanum (Borken) 611
 Megiddo 306, 310
 Meier, Mischa 770
 Meile, römische 609
 Meiners, Christoph 570
 Meinwerk von Paderborn 209
 Mekka 411, 655
 Memleben, St. Maria 183
 Memphis 18
 Menes (Men; Pharao) 535, 770
 Menninghaus, Winfried 750
 Merenre I., II. 277
 Meritaton, Prinzessin 67
 Merowinger 662
 Staatsstrieche gegen die 662
 Mersiowsky, Mark 512
 Mesnil du Buisson, Robert Du 587
 Mesolithikum 528
 Meßkirch, karoling, Klosterstadt 644
 Meteorit 236
 Methodius, hl. 680, 686
 Meyer, Eduard 46
 Michelangelo 231
 Miezko, Herzog 395
 Mikolasch, Peter 646
 Mikulčice 689
 Min, Pharao 19
 Mindaugas, Großfürst 392
 Mitanni 590
 Mohammed 169, 256, 413, 452, 474,
 508, 632
 Molkenhain, Ralf 703
 Monotheismus, Entstehen des 306
 Moosauer, Manfred 255
 Morandi Bonacossi, Daniele 587
 Morgan, Lewis Henry 532
 Mosaik, spätantike 624
 Muawija 411, 651
 Muck, Otto 49
 Müller, Sophus 523
 Müller, Zainab-Angelika 170, 259, 334,
 451, 648
 Müller-Götz, Matthias 696
 Münster 215, 426, 511

- Münzen 435
 angelsächsische 441
 byzantinische 432, 438
 dänische 441
 gegossene (Fälschungen) 428
 irische 447
 Jezdegird- 657
 karolingische 432
 kufische 393, 428, 438, 640, 649
 normannische 444
 norwegische 441
 römische 418
 russische 438
 samanidische 438, 659
 schwedische 440
- Muhly, James 580
- Mulsow, Martin 568
- Mumien, pharaonische 52, 68, 289
- Mykerinos, Pharao 38
- Mysterien, griechische 560, 575
- Mythenaufklärung 304, 310
- Nagel, Tilman 651
- Napoleon 530, 567, 721
- Naqada I/II 529
- Naram Sin, Großkönig 13
- Narmer/ Palette 531, 536
- Naruszewicz, Adam 395
- Neandertaler/herkunft 260, 262
- Nebka, Pharao 30, 538
- Nebra, Himmelscheibe v. 517
- Neferirkare, Pharao 267
- Neferkare, Pharao 270
- Nestroy, Johann 644
- Nicäa, Konzil v. 450, 458
- Nida-Rümelin, Julian 747
- Niemitz, Hans-Ulrich 515, 521
- Nimrud 601
- Nördlinger Ries s. Ries
- Nofretete 66, 312
- Normandie 444
- Normannen 620
- Northumbria 141
- Norwegen 441
- Odoaker 618
- Ötzi 525
- Offa v. Mercia 174, 667
- Ohlig, Karl-Heinz 169, 451
- Ohrid (Mazedonien) 605
- Olifant 416
- Opfer 561
- Opll, Ferdinand 646
- Orpheus 560
- Ortega y Gasset, José 570
- Osnabrück 215
- Ostern (Berechnung) 97, 457
- Osterzyklus 518
- Otte, Andreas 3, 519, 540
- Otto I. d. Gr. 397, 425, 616, 642, 671
 Grab 194
- Otto II. 671, 690, 721
- Otto III. 213, 671, 690, 710
- Paderborn, Meinwerkausstellung 209
- Paestum 600
- Palästina 71
- Pappus v. Alexandria 107
- Papstporträt, erstes 473
- Paris, Edikt v. 671
- Paterfamilias 352
- Peiser, Benny 564
- Pepi I., II. 274, 531
- Perpetuum mobile 745
- Perser/reich 299, 632
- Person, juristische 346
- Petrie, Sir Flinders 529, 602, 709
- Petrus 518
- Pfälzner, Peter 587
- Pferd (Ägypten) 537
- Pfister, Christoph 233
- Phantomzeit 99, 137, 163, 169, 177,
 198, 308, 359, 389, 411, 425, 418,
 435, 457, 465, 477, 491, 508, 518,
 521, 612, 640, 648, 662, 686, 694,
 705
- Philitis, (Pharao) 48
- Phizackerley, Kate 289
- Photios I. d. Gr., Patriarch 676
Bibliotheca 677
- Pikten 138, 362
- Pilatus 73
- Piper, Otto 522

- Pippin d. J. 444, 664
 Pippin d. M. 663
 Planck, Max 736
 Planetenbahnen (Flechtwerke) 254
 Plinius d. Ä. 461
 Polen, frühmittel. 389
 Pollenanalyse (Ötzi) 526
 Pompeji: Graffiti 220
 Kanal 222
 Thermen 229
 Popp, Volker 411, 428, 451, 651
 Priesterbetrug 562
 Prokop 415, 656
 Protsch, Reiner (ehem. v. Zieten) 426
 Pseudo-Beda 164
 Pseudo-Datierungen 205
 Pseudo-Fakten 205
 Pseudo-Isidor 675
 Pseudo-Papst 472
 Ptolemaios, Klaudios 608
 Purgatorium s. Fegefeuer
 Pusch, Carsten 52
 Pyramiden 21, 47
 Abusir 267
 Daschur 36
 Giseh 21
 Meidum 36
 Saqqara 27, 267
 Pytheas v. Marseille 611
 Qatna 519, 587
 Antiquitäten, ägyptische 598
 Elfenbein 600
 Fresken 598
 Gruft VII 591
 Könige 594
 Palastfußboden 595
 Quadrat-Nimbus 473
 Quantentheorie 711, 734
 Quedlinburg, St. Servatius 177
 Quibell, James Henry 531
 Radiokarbonmessungen s. C14
 Raffael 221
 Ralswiek, Münzhort v. 640, 649
 Ramses II. 655
 Ramses III. 600
 Ransom, C.J. 497
 Ravenna, San Vitale 634, 700
 Regensburg 111
 Regenwald, Alter des 769
 Reichold, Klaus 465
 Reichskirche 617
 Religionsentstehung 569
 Reliquienkult 637
 Resina (Reatina) 224
 Ries, Nördlinger 235
 Ristow, Sebastian 200
 Römer/zeit 111, 122, 417, 612
 Rom: Basilika Via Ardeatina 615
 Medica Minerva-Tempel 699
 Pantheon 700
 republikanisches 342, 565
 San Clementi 627
 San Giovanni in Laterano 620
 San Lorenzo fuori le mura 615
 San Paolo fuori le mura 636
 San Pietro (vecchio) 616, 642
 San Sebastiano fuori le mura 615
 Santa Costanza 615
 Santa Croce in Gerusalemme 624
 Sant' Agnese fuori le mura 615
 Santa Maria Maggiore 624
 Santa Pudenzia 624
 Santa Sabina 624
 Santi Cosma e Damiano 627
 Santi Giovanni e Paolo 627
 Santi Pietro e Marcellino 615
 Santo Stefano Rotondo 625
 Tor de'Schiavi, Basilika 615
 Romanowa, Anastasia 56
 Rottländer, Rolf 609
 Rüden, Charlotte v. 598
 Rus 309, 435
 Sachsen (Volk) 116, 363, 480, 641
 Sahure, Pharao 269, 425
 Saint-Denis 670
 Salitis, Pharao 30, 538
 Salomo, König 305
 Samaniden 447, 659
 Samos 602
 Sand, Shlomo 303

- Sannazaro, Jacopo 219
 Santorin 598
 Sargon II. 592
 Sarrazin, Thilo 205
 Sassaniden 524, 656
 Saturn 558
 Schaeffer, Claude 7
 Schahr-e Suchte 7
 Schamschi-Adad 587
Schatzhöhle 93
 Schauschatra 590
 Scheffers, Anja 247
 Schieffer, Rudolf 512, 664, 696
 Schiller, Friedrich v. 566, 645
 Schisma, großes morgenländ. 671, 729
 Schneeberg 580
 Schneider, Thomas 46, 533
 Schneidmüller, Bernd 641
 Schnippenburg, Museum 315
 Scholem, Gershom 514
 Schreibstil 770
 Schütte, Sven 198, 511, 642, 696
 Schulz, Matthias 512, 513
 Schweden 439
 Sechemchet (Pharao) 540
 Seidl, Claudius 642
 Sergius III., Papst 682
 Severin, hl. 112
 Sexualität 569
 Seyffarth, Gustav 770
 Shahr-i Sokhte 9
 Shoemaker, Eugene M. 236
 Sibyllen (Bücher) 561, 575
 Silvester II. 473, 721
 Simeon v. Durham 149
 Sintflut s. Flutsagen
 Skara Brae 248
 „Skorpion“ (Herrscher) 531
 Skythen 314
 Slawen: Ost- 435
 West- 438
 Smola, Insel (Thule?) 611
 Snofru, Pharao 34, 47, 551
 Sonnen/finsternisse 88, 99, 145
 -kult 614
 Speck, Dimitri 258, 518, 770
 Spengler, Oswald 515, 714
 Spieker, Reiner 174, 413
 Spindler, Konrad 525
 Stadionlänge 608
 Staffeldaten 529
 Steiger, Otto 339, 521
 Steinbock (Ibex) 13
 Steinheimer Becken 243
 Steinzeit/sippen 323, 522, 528
 Steller, Walther 491
 Stephan II., Papst 665
 Stephan III., Papst 666
 Stern von Bethlehem 69
 Stratigraphien 11, 232, 592
 Strontium-Analyse 425
Suda 107, 678
 Suevit 238
 Suhr, Detlef 516, 644
 Super-Nova 83
 Sutton-Hoo 446
 Swatopluk 691
 Tassilo III. 519
 Tatian: *Evangelienharmonie* 91
 Taylor, Christopher 125
 Teje 57, 65
 Tell Daba 600
 Tell Mishrife s. Qatna
 Tempel/eigentum 343
 Tertullian 615
 Teti, Pharao 273
 Theoderich d. Gr. 113, 619
 Theodosius I. 617
 Theodosius II. 628
 Theokratie 561
 Theon v. Alexandria 99
 Theophanu, Kaiserin 690, 721
 Theseus 255
 Thiel, Werner 215, 257, 426, 512
 Thietmar v. Merseburg 177
 Thinis 542
 Thomsen, Christian 522, 528
 Thornhill, Wallace 497
 Thule 608
 Thutmosis III. 541, 590, 602
 Tollmann, Alexander 558

Topper, Ilya 233
 Topper, Uwe 233, 256, 521
 Totemismus 327
 Totila 619
 Treadgold, Warren T. 677
 Trebenište 605
 Trier 518
 Troia 7, 413
 Trondheim 611
 Tschechen 397
 Tschurilow, Andreas 218
 Tsunami 249
 Tuja 290
 Tunguska-Explosion 245
 Tuschratta 593
 Tutanchamun 52, 65, 290, 602

 Ugarit 7
 Umbettungstheorie 594
 Una, Beamter 277
 Unas, Pharao 270
 Ungarn 449
 Universum, Elektrisches 497, 515, 519
 Userkaf, Pharao 20, 269
 Userkare, Pharao 273

 Vanzetti, Alessandro 526
 Velikovskij, Immanuel 12, 49, 258, 497, 519, 556
 Verden a.d. Aller 641, 645
 Verein, juristischer 346
 Vererbung 753
 Vergil 70, 209, 462
 Vesuv 223
Vita Alcuini 359
Vita Constantini 615
Vita Fursei 373
Vita (von) Kliment 687
Vita Meinwerci 210
Vita Severini 113
 Voigt, Ulrich 518
 Volk, jüdisches 303
 Voltaire 501, 567, 722
 Vorderasiens Chronologie 587
 Waddell, Lawrence Austin 537

 Wärmelehre 734
 Waldmann, Helmut 663
 Wales, Jimmy 489
 Wandmalerei, antike 598
 Washington, George 477
 Washukanni 593
 Wattestäbchenskandal 54
 Way, Thomas v. d. 539
 Weihnachten 96
 Weinfurter, Stefan 641
 Weishaupt, Adam 519, 554
 Weiss, Harvey 12
 Weissgerber, Klaus 65, 259, 297, 411, 449, 508, 515, 632
 Welttagerechnung 166, 559
 Whiston, William 564
 Wibald von Stablo 177, 213, 433
 Widukind, Herzog 641
 Widukind von Corvey 132, 443
 Wiegmann, Lucas 494
 Wien, Siedlungslücke 646
 Wikinger 158, 435
 Wikipedia 489, 694
 Wilfrid, Bischof v. Northumbria 366
 Wilfrid, Bischof v. York 382
 Wilkinson, Toby 536
 Winfried s. Bonifaz
 Wirth, Dr. 99
 Wolf, Doris 531

 Yazdgard s. Jezdegird
 York 360
Younger Lady 57, 66

 Zeiterfindung 728
 Zeller, Manfred 449, 632, 648
 Zentralbau 634
 Zink, Albert 60, 526
 Zinn/stein 579
 Zins 341
 Zitterduktus 512
 Zömeterialbasilika 615
 Zwei-Schwerter-Lehre 674
 Zwentibold 690
 Zysman, Milton 519

Nicht zuletzt

Insekten beschleunigen die Kontinentalverschiebung: Der Bonner Geologe Tom McCann hat 50 Mio. Jahre alten Bernstein von der Nordwestküste Indiens auf Einschlüsse untersucht. Zwei Ergebnisse lassen aufhorchen:

- In Südostasien haben sich tropische Regenwälder bereits vor rund 52 Millionen Jahren gebildet – und sind damit mehr als doppelt so alt wie bislang vermutet, nämlich rund 20 Mio. Jahre.
- Obwohl Indien nach dem Auseinanderbrechen des Superkontinents Gondwana fast 100 Millionen Jahre ohne Verbindung zu anderen Kontinenten war, bis es vor 50 Mio. Jahren auf Asien prallte und den Himalaya aufwarf, finden sich viele Insektenarten auch in ähnlich alten Bernsteinen auf anderen Kontinenten.

Hier kollidiert also die Zeitvorgabe für evolutive Artenentwicklung mit den geologischen Zeitvorgaben, denn binnen 100 Mio. Jahren hätten sich die mehr als 700 indischen Gliederfüßer aus 55 Tierfamilien – etwa im Vergleich mit Bienen, Ameisen oder Termiten aus der hessischen Grube Messel – viel weiter auseinander entwickeln müssen, so sie nicht ohnehin längst ausgestorben wären.

Prompt heckt 'die' Geologie Modelle aus, um den Zeitabstand zu erklären: Zwischen den Kontinenten wurden Inseln hochgedrückt, die Insekten und Säugetiere als Brücke für ihr „Insel-Hopping“ [Jes Rust lt. stern] benutzten. Drei Berichtswochen später haben bereits lange Bögen vulkanischer Inseln existiert [Rademacher]. Sicher hat man auch Flughörnchen (Pteromyini) mit extrem weit spannenden Gleithäuten gefunden, die Hunderte von Kilometern 'segeln' konnten und im Haarkleid Insekten mitschleppten.....

Jetzt wieder im Ernst: Das Insel-Hopping muss deshalb postuliert werden, um den Zusammenbruch des gesamten geologischen Zeitschemas zu verhindern. Da Alterszugewinn positiv gesehen wird, schadet die Verlängerung der Regenwalddauer um 260 % in keiner Weise. Auch wenn die fraglichen Insekten keineswegs so schnell wie Buntbarsche im Victoriasee mutiert sind, ließe sich eher an 100.000 bis 1 Mio. Jahre denken (die 100 Mio. Jahre sind undenkbar, deshalb das Insel-Hopping).

pai (2010): Rätsel in Bernstein. Konservierte Insekten schreiben womöglich die Erdgeschichte um; in SZ, 26. 10.

Rademacher, Horst (2010): Bernsteinschatz: Insekten, Spinnen, Milben; FAZ, 17.11.

stern (2010): Bernstein-Funde: Blick in die Vergangenheit Indiens; *stern.de* 26.10.

www.stern.de/wissen/natur/bernstein-funde-blick-in-die-Vergangenheit-indiens..

*

Stilfragen: Was an der Uni quasi selbstverständlich ist, wird doch nicht überall ohne Gegenwehr hingenommen. Hier das Urteil von Joachim Käppner:

„Meiers Buch [M. Meier (2009)] glänzt durch eine Lebendigkeit in Ausdruck und Stil, die vielen deutschen Historikern irgendwann so gänzlich abhanden gekommen ist. Der Autor ist nicht gewillt, langweilige und fachhubernde Sprache hinzunehmen, deren Hauptzweck es oftmals zu sein scheint, selbst dem interessierten Laien zu bedeuten: Halte dich fern von Dingen, von denen du nichts verstehst. Das nennt sich dann ‚wissenschaftliche‘ Ausdrucksweise, die vielen geplagten Studenten schon im Proseminar eingetrichtert wird.“

Joachim Käppner (2010): Nach dem Fall des Westens. In einem fesselnden Buch schildert Mischa Meier den verkannten Kaiser Anastasios und den Aufstieg von Byzanz; in *SZ*, 27.10.

Meier, Mischa (2009): *Anastasios I. Die Entstehung des byzantinischen Reiches*; Stuttgart

*

Gustav Seyffarth (1855): *Berichtigungen der roemischen, griechischen, persischen, aegyptischen hebraeischen Geschichte und Zeitrechnung, Mythologie und alten Religionsgeschichte auf Grund neuer historischer und astronomischer Huelfsmittel*; Leipzig. Zitat aus dem Vorwort, S. XI:

„dass die ägyptische Geschichte erst 2781 v. Chr. mit Menes begonnen habe. Letzeres bezeugt das Vetus Chronikon und die Constellation des Menes vom Jahre 2781 v. Chr. Dagegen lehren die Verzeichnisse der Könige auf den Tafeln von Abydos und Karnak, wozu sich die griechischen Uebersetzungen bei Eratosthenes und Manetho gefunden haben, dass von Manetho's Dynastien nur I. XII. XVI. XVII. XVIII. u. ff. hinter einander, die übrigen gleichzeitig in anderen Theilen Aegyptens regiert haben. Von Menes bis zur Sündfluth rechneten die Aegypter 666, und von da bis zur Schöpfung nur 2424 Sonnenjahre.“

Nach dieser Rechnung fand die Schöpfung -5871 statt.

*

2010 in der Beck'schen Reihe wieder aufgelegt: Ivan **Illich**: *Im Weinberg des Textes. Als das Schriftbild der Moderne entstand*; München, 213 S., 14,95 € (deutsch ¹1991). Hier zeigt Illich (1926–2002), der last not least Mediävistik gelehrt hat, dass dieses Schriftbild erstmals um 1130 entsteht, 340 Jahre *nach* dem von Borst vertretenen Beginn zur Karlszeit [vgl. H. Illig: Arno Borst contra Ivan Illich; in *Zeiten sprünge* 3/1997, 330-343].

*

Was lange währt... Jetzt doch erschienen: Dimitri **Speck** (2010): *Petrus erfand Jesus. Wie die Wunderlegenden entstanden*, 334 S., mvg, € 14,90

Mantis Verlag (Preise für Abonnenten inklusive Inlandsporto)

- Heinsohn, Gunnar · Illig, Heribert (62010): **Wann lebten die Pharaonen?**
503 S., 192 Abb., Pb., 27,61 €, für Abo. 24,- €
- Illig, Heribert (22010): **Geschichte, Mythen, Katastrophen.** Über Velikovsky hinaus. 360 S., 62 Abb.-Seiten, Pb., 22,90 €, für ZS-Abonnenten 21,- €
- Heinsohn, Gunnar (62009): **Wie alt ist das Menschengeschlecht?**
Stratigraphische Grundlegung der Paläoanthropologie und der Vorzeit
158 S., 42 Abb., Pb., 13,90 €, für Abo. 12,- €
- Kerner, Martin (22009): **Bronzezeitliche Astronomie.** Die Bronzescheibe von Nebra. 368 S., ca. 85 Abb., Pb., 24,90 €, für Abo. 22,- €
- Illig, Heribert (2008): **Die Chiemseeklöster.** Neue Sicht auf alte Kunst, 150 S., 49 Abb., Pb., 14,90 €, für Abo. 13,50 €
- Franz, Dietmar (2008): **Rätsel um Potsdams Ersterwähnung.** Urkundenfälschungen auf Otto III., 135 S., 11 Abb., Pb., 12,90 €, für Abo. 11,50 €
- Heinsohn, Gunnar (22007): **Die Sumerer gab es nicht.** Von den Phantom-Imperien der Lehrbücher zur wirklichen Epochenabfolge in Südmesopotamien. 311 S., Pb.; 19,90 €, für Abo. 18,50 €
- Kerner, Martin (2007): **Vom Steinbeil zum Pantheon.** Kulturgeschichte der Kalendarik. 197 S., ca. 55 Abb., gebunden, 18,90 €, für Abo. 17,50 €
- Illig, Heribert (22005): **Die veraltete Vorzeit.** Eine neue Chronologie der Prähistorie. 240 S., zahlreiche Abb., Pb., 17,90 €, für Abo. 15,- €
- Thiel, Werner (2005): **Schwert aus Pergament,** Roman, 200 S., Pb., 7,90 €
- Heidrich, Specht K. (2004): **Mykenische Geschichten: Von Phoroneus bis Odysseus, von Atlantis bis Troia.** 416 S., 24,50 €, für Abo. 21,50 €
- Illig, Heribert · Löhner, Franz (62003): **Der Bau der Cheopspyramide** nach der Rampenzeit. 270 S., 127 Abb., Pb., 18,41 €, für Abo. 16,- €
- Weissgerber, Klaus (2003): **Ungarns wirkliche Frühgeschichte**
325 S., 35 Abb.seiten, Pb.19,80 €, für Abo. 9,80 €
- Illig, Heribert · Anwander, Gerhard (2002): **Bayern in der Phantomzeit**
Zwei Bände, 958 S., 346 Abb., 2 Pb.; 29,80 €, für Abo. 25,- €
- Menting, Georg (2002): **Die kurze Geschichte des Waldes.** Plädoyer für eine Kürzung der Waldgeschichte, 170 S., Pb., 14,90 €, für Abo. 7,90 €
- Siepe, Franz (2002): **Fragen der Marienverehrung.** Anfänge, Frühmittelalter, Schwarze Madonnen. 240 Seiten, 16 Abb., Pb., 17,90 €, für Abo. 8,90 €
- Tamerl, Alfred (1999): **Hrotsvith von Gandersheim.** Eine Entmystifizierung
327 S., 17 Abb., Pb., 20,40 €, für Abo. 9,90 €
- Heinsohn, Gunnar (21997): **Wer herrschte im Indus?** Die wiedergefundenen Imperien der Meder/Perser. 102 S., 43 Abb., Pb., 10,23 €, für Abo. 5,-
- Illig, Heribert (31996): **Hat Karl der Große je gelebt?** 405 S., für Abo. 5,- €
- Sonnenschmidt, Reinhard (1994): **Mythos, Trauma und Gewalt** in archaischen Gesellschaften 131 S., 25 Abb., Pb., 11,25 €, für Abo. 5,- €

Zeiten sprünge

Interdisziplinäres Bulletin
(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')
Jahrgang 22, Heft 3, Dezember 2010

- 515 Editorial
517 Illig, Heribert: Chiemseefreuden in Aiterbach. Das Jahrestreffen am 30./31. Oktober
521 In memoriam Prof. Dr. Hans-Ulrich Niemitz
522 Kämmerer, Jens: „Bedenken zur Vorgeschichtsforschung“. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des Zweifels
525 Illig: Ötzi im Hochgebirge bestattet? Römische Wissenschaftler bieten Bozen Paroli
528 Weissgerber, Klaus: Die frühen Pharaonen V (Aegyptiaca IX)
554 Illig: Boulanger und Adam Weishaupt. Katastrophistisches bei den Illuminaten
573 Boulanger, Nikolas: Kurze Wiederholung und Beschluss
579 Heinitz, Volker: Rätselhaftes Zinn
587 Heinsohn, Gunnar: Qatna: -2600, -1600 oder -600 ?
608 Illig: Germanien und/oder Ultima Thule? Eine Rezension
612 Meisegeier, Michael: Frühchristlicher Kirchenbau – zu früh! (I). Rom, Jerusalem, Bethlehem, Konstantinopel
640 Illig: Mittelalterliche Aktualitäten von Aachen bis Wien
648 Weissgerber: Plädoyer für die „Arabische Ära“. Mit Gedanken zur Münzproblematik (Islamica IX)
662 Illig: Logik und Ökonomie der Fälscher: Primat des Papstes · Heiraten/Kinder bei Merowingern/Karolingern · Photios
686 Weissgerber: Die Slawenapostel und das Mährische Reich Chronologische Überlegungen (Slavica V)
694 Illig: Abwehrk(r)ämpfe bei WIKIPEDIA. Wissenschaftler diffamieren inkognito
705 Hofmann, Karl: Karlskult in neuer Perspektive. Phantomzeitthese und historische Kairologie
734 Blöss, Christian: Entropie ist Licht. Die unvollendete Geschichte der Quantentheorie
747 Diebitz, Stefan: Wie kommt Neues in die Welt? Anmerkungen anlässlich eines Sammelbandes
756 Register für den 22. Jahrgang, 2010
769 Nicht zuletzt
771 Verlagshinweise

ISSN : 0947-7233